

GEO WISSEN

DIE WELT VERSTEHEN

www.geo.de

GEO WISSEN Nr. 34 Partnerschaft & Familie



Was im Leben wirklich zählt **PARTNERSCHAFT UND FAMILIE**

TEST

Wie gut ist Ihre
Beziehung?

UMFRAGE

Wie stark sind die
Familien-Bande?

LIEBE

Das Geheimnis
langer Ehen

ELTERN

Wie sie unser
Leben prägen

SEXUALITÄT

Wenn die Hormone
verrückt spielen

KINDER

Glücklich trotz
Scheidung?



(Erster Minuten-Tourbillon mit Regulator-Zifferblatt)



Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister
und Gründer der Chronoswiss



CHRONOSWISS

Faszination der Mechanik

„Weil die Zeit etwas Flüchtliges ist, habe ich sie jetzt in einen Käfig gesperrt.“ Einmal in der Minute

dreht er sich um seine Achse. Mit ihm Unruh, Spirale und Hemmung des Régulateur à Tourbillon, der so der Schwerkraft ein Schnippchen schlägt. Sekundenbruchteile, die manchmal in der ersten Minutenhälfte verlorengehen, lassen sich dank des Tourbillon in der zweiten Hälfte mühelos aufholen. Damit die Zeit nicht aus dem Gleichgewicht gerät. Mehr über den Reiz der Anziehungskraft und andere technische Raffinessen einer Chronoswiss lesen Sie in meinem „Buch mit dem Tick“. Ich schicke es Ihnen gerne zu.

Liebe Leserin, lieber Leser,



unser Titelbild, eine glückliche Kleinfamilie, zeigt in gewisser Weise ein Klischee. Nicht weil ein realistisches Bild unbedingt streitende Erwachsene und allein gelassene Kinder hätte zeigen müssen. Eine Krise der Institution Familie wird immer wieder herbeigeredet, doch die gesellschaftliche Wirklichkeit hält sich nicht ans Hörensagen. Zwar nimmt mehr als die Hälfte der Deutschen an, dass der Familien-Zusammenhalt generell schwächer wird. Aber unsere Repräsentativ-Umfrage ergab auch: In der eigenen Familie empfinden mehr als drei Viertel aller Bundesbürger den Zusammenhalt als stark – deutlich mehr als noch 1995 (siehe Seite 122).



GEO-Reporter unterwegs: Autorin Ines Possemeyer bei den Inuit in Nordkanada; Fotograf Enno Kapitza begleitete den Alltag der alleinerziehenden Ellen Petry und ihrer Tochter Eva in Köln



Ein Klischee ist das Titelmotiv gleichwohl. Denn Familie ist heute längst nicht mehr nur Vater, Mutter, Kind. Neben der Kleinfamilie mit dem Mann als Alleinverdiener haben sich etliche neue Lebensformen etabliert: Patchwork-Familien, Partnerschaften mit zwei Haushalten, gleichgeschlechtliche Beziehungen. Zwar leben heute mehr Menschen allein als früher, sie sind aber meist eng mit ihrer Herkunftsfamilie verbunden. Die Institution Familie zerfällt nicht, schreibt der Berliner Soziologe Hans Bertram (siehe Seite 42), sie entwickelt sich weiter.

Alles bestens also? Nicht in jeder Hinsicht. Wie unterschiedlich etwa die Wertschätzung von Kindern in wichtigen EU-Ländern ist, zeigt der Vergleich des Berlin-Instituts für Weltbevölkerung (siehe Seite 174): Spanien und Deutschland sind in puncto Kinderfreundlichkeit Schlusslicht, ganz vorn hingegen stehen Island, Schweden und Frankreich – Gesellschaften, in denen vielen Menschen Mut gemacht wird, Kinder aufzuziehen.

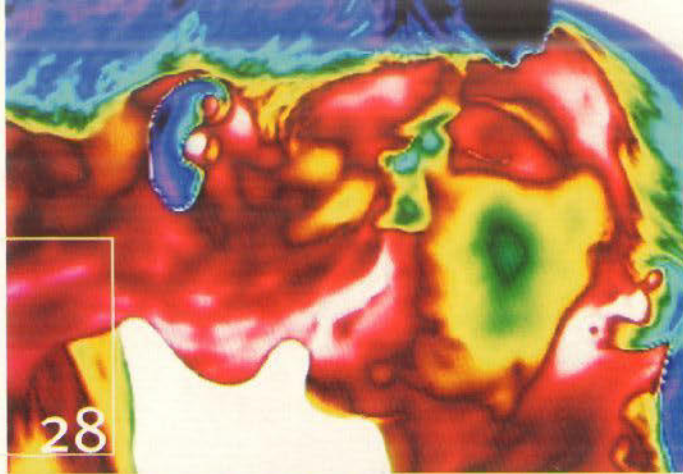
Was indes passieren kann, wenn Familienbände brüchig werden und soziale Sicherheiten zerfallen, zeigt im Extrem die Reportage von Ines Possemeyer aus dem Territorium Nunavut in der kanadischen Arktis (siehe Seite 54). In dem kleinen Ort Qikiqtarjuaq, den sie besuchte, ist die Selbstmordrate der Inuit dramatisch in die Höhe geschnellt. Aus allen Kleiderschränken in den Häusern wurden die Stangen entfernt, weil sich immer wieder junge Männer und Frauen daran erhängt hatten.

Verglichen damit sind die Probleme des Barbiepuppen-Herstellers kaum der Rede wert. Im Jahr 2003 setzte das Unternehmen auf Familienwerte und brachte die „Happy Family“ auf den Markt – samt einer Puppe mit magnetisch angeheftetem Bauch, der zur „Geburt“ entfernt werden konnte. In Frieden leben konnte die Familie nicht. Der Einzelhandelsriese Wal-Mart ließ sie aus den Regalen entfernen. Viele Kunden hatten protestiert: Eine „schwangere“ Barbie fordere zur Nachahmung auf und führe zu mehr Kinder-Schwangerschaften.

Herzlich Ihr

Claus Peter Simon
Claus Peter Simon

Ein intensiver Kuss bringt die **Biochemie des Körpers** in Schwung – und auch bei einem Orgasmus werden Botenstoffe freigesetzt, die zu einer dauerhaften Bindung beitragen können



28



54



106

Emanzipation einer neuen Lebensform: Millionen Deutsche haben sich für die **Wohngemeinschaft** entschieden, wie jene im alten Bahnhof der westfälischen Stadt Höxter



6

Was sie lieben, wovon sie träumen: **Paare aus aller Welt** – unter ihnen die Fiesel-Parwans aus Bad Waldsee – geben Auskunft über ihr ganz besonderes Familienleben



152

Wie können Mann und Frau jahrzehntelang ihr Glück bewahren, ohne vor dem Scheidungsrichter zu enden? Vier Paare verraten das **Geheimnis einer langen Ehe**



142



86

Fischen und Jagen ist für viele **Inuit** in Nordkanada nur noch Hobby.

Die Abkehr von der traditionellen Lebensweise hat die **Familienbande zerstört** – die Selbstmordzahlen steigen dramatisch



98

Kinder, Beruf, Haushalt und Partnersuche – wie **Alleinerziehende** die Herausforderung des Alltags bestehen



Das **Brautwerben** alter Zeiten ist passé: Doch auch heute noch folgt das Kennenlernen junger Menschen Ritualen – und man zeigt, was man hat

Nicht die Konflikte selbst, sondern die Unfähigkeit zu **streiten** lässt häufig Ehen scheitern – dabei kann man das richtige **Krisenmanagement** lernen

WAS UNS VERBINDET 6

Die Welt-Familie: Partnerschafts-Skizzen aus zwölf Ländern

SEXUALITÄT 28

Wenn die Hormone verrückt spielen

GESCHWISTER 36

Aufwachsen mit vier Brüdern – eine Kindheit im Hamburg der Nachkriegszeit

DIE ZUKUNFT DER FAMILIE 42

Von Krise keine Spur – aber das Zusammenleben hat sich geändert

KINDER – DIE MONETÄRE BILANZ 52

Paare mit und ohne Nachwuchs – wer tut mehr für das Gemeinwesen?

INUIT IN KANADA 54

Den Lebenssinn verloren: vom Jägervolk zum Fürsorgefall

WOHNEN IM WANDEL 68

Aufstieg und Fall der »guten Stube«

ELTERN 76

Wie sie unser Leben prägen

STREITEN LERNEN 86

Wege aus der Konfliktfalle

ÜBERSICHT: PAARTHERAPIEN 96

Was sie können, wer sie anbietet

ALLEINERZIEHENDE 98

Ohne Netz und doppelten Boden

WOHNGEMEINSCHAFTEN 106

Alte Menschen, Familien und Singles entdecken die Vorteile des Gruppenlebens

GEO-WISSEN-GESPRÄCH 116

Expertenstreit: Können Scheidungskinder glücklich werden?

GEO-WISSEN-UMFRAGE 122

Die Familie hält zusammen – und ist für das Wohlbefinden so wichtig wie eh und je

HOMOSEXUELLE EHEN 126

Die etwas andere Heirat

TEST 132

Wie gut ist Ihre Beziehung?

SINGLE-LEBEN 138

Das Paradox des schönen Scheins

EWIGE LIEBE 142

Das Geheimnis langer Ehen

DIE KUNST DES KENNENLERNENS 152

Vom Minnesang zum Mail-Verkehr

WISSEN KOMPAKT

Ersetzen Freunde die Familie? 164

Volkssport Seitensprung? 165

Warum Großmütter so lange leben 167

Was Ehen scheitern lässt 168

Die Masche der Psycho-Ratgeber 170

Risiko »Eltern werden« 171

Test: Kinderfreundliche Länder 174

Literatur 176

EDITORIAL 3

BILDNACHWEIS 177

IMPRESSUM 178

VORSCHAU 178

Titelbild: Michael Pole

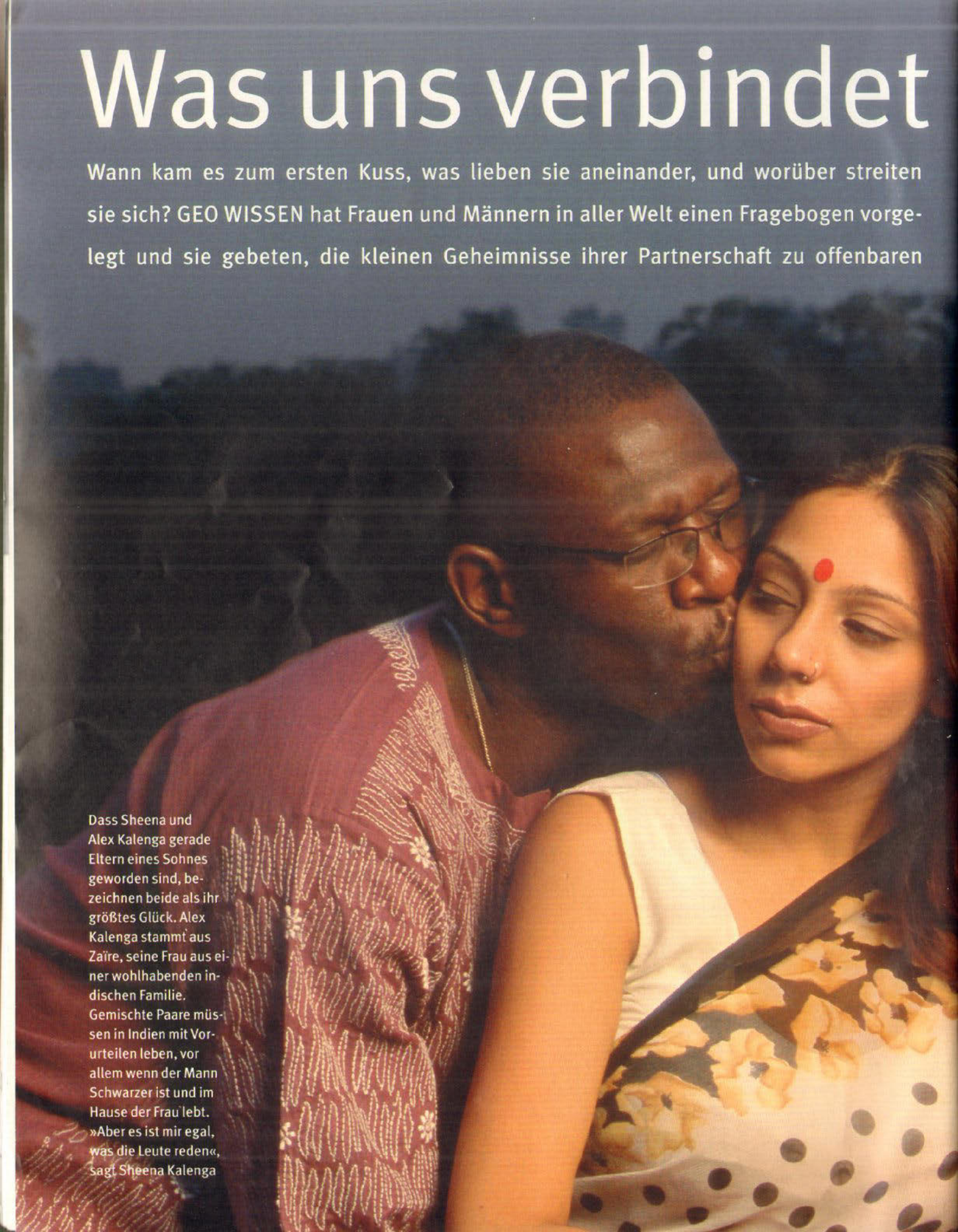
Redaktionsschluss: 16. Juli 2004



Ergänzende Inhalte zu Heftthemen finden Sie im Internet

Was uns verbindet

Wann kam es zum ersten Kuss, was lieben sie aneinander, und worüber streiten sie sich? GEO WISSEN hat Frauen und Männern in aller Welt einen Fragebogen vorgelegt und sie gebeten, die kleinen Geheimnisse ihrer Partnerschaft zu offenbaren

A photograph of a man and a woman in a close embrace. The man, on the left, is Black, wearing glasses and a red patterned shirt. He is leaning in and kissing the woman on the cheek. The woman, on the right, is of South Asian descent, wearing a white sleeveless top with a yellow floral pattern and a red bindi on her forehead. She has her eyes closed and a peaceful expression. The background is dark and out of focus, suggesting an outdoor setting at night.

Dass Sheena und Alex Kalenga gerade Eltern eines Sohnes geworden sind, bezeichnen beide als ihr größtes Glück. Alex Kalenga stammt aus Zaïre, seine Frau aus einer wohlhabenden indischen Familie. Gemischte Paare müssen in Indien mit Vorurteilen leben, vor allem wenn der Mann Schwarzer ist und im Hause der Frau lebt. »Aber es ist mir egal, was die Leute reden«, sagt Sheena Kalenga



INDIEN

Alex Nyembo Kalenga, 37,

Architekt

Sheena Kalenga, 28,

Pädagogin

Zahl der Kinder:

Eins

Wo sie wohnen:

In einem Haus in Neu-Delhi

Wer noch im Haushalt lebt:

Ihr neugeborener Sohn Isaac, die Eltern, eine Großmutter und ein jüngerer Bruder von Sheena Kalenga, drei Diener und 13 Hunde

Wie lange die Beziehung besteht:

Vier Jahre

Wo sie sich erstmals begegnet sind:

Bei gemeinsamen Freunden

Wann sie sich zum ersten Mal geküsst haben:

Auf einer Party in Neu-Delhi

Wie viele längere Beziehungen sie vorher hatten:

Sie vier; er kann sich nicht erinnern, sagt er

Was sie an ihrem Partner besonders mögen:

Sie schätzt seine Unkompliziertheit und Ehrlichkeit. Er mag besonders ihren Charakter und ihre Art zu leben

Worüber sie sich streiten:

Über ziemlich viele Kleinigkeiten

Ihr größter Traum:

Eine Tochter zu bekommen

ENGLAND

Vincent Poklewski, 74,
Unternehmensberater
im Ruhestand
Victoria Poklewski, 62,
Malerin

Zahl der Kinder:
Fünf

Wo sie wohnen:
**In einem Apartment in
London**

Wer noch im Haushalt lebt:
Ein Hund

Wie lange die Beziehung
besteht:
24 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:
**In Jamaika, bei einem
gemeinsamen Freund**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:
1980, in Paris

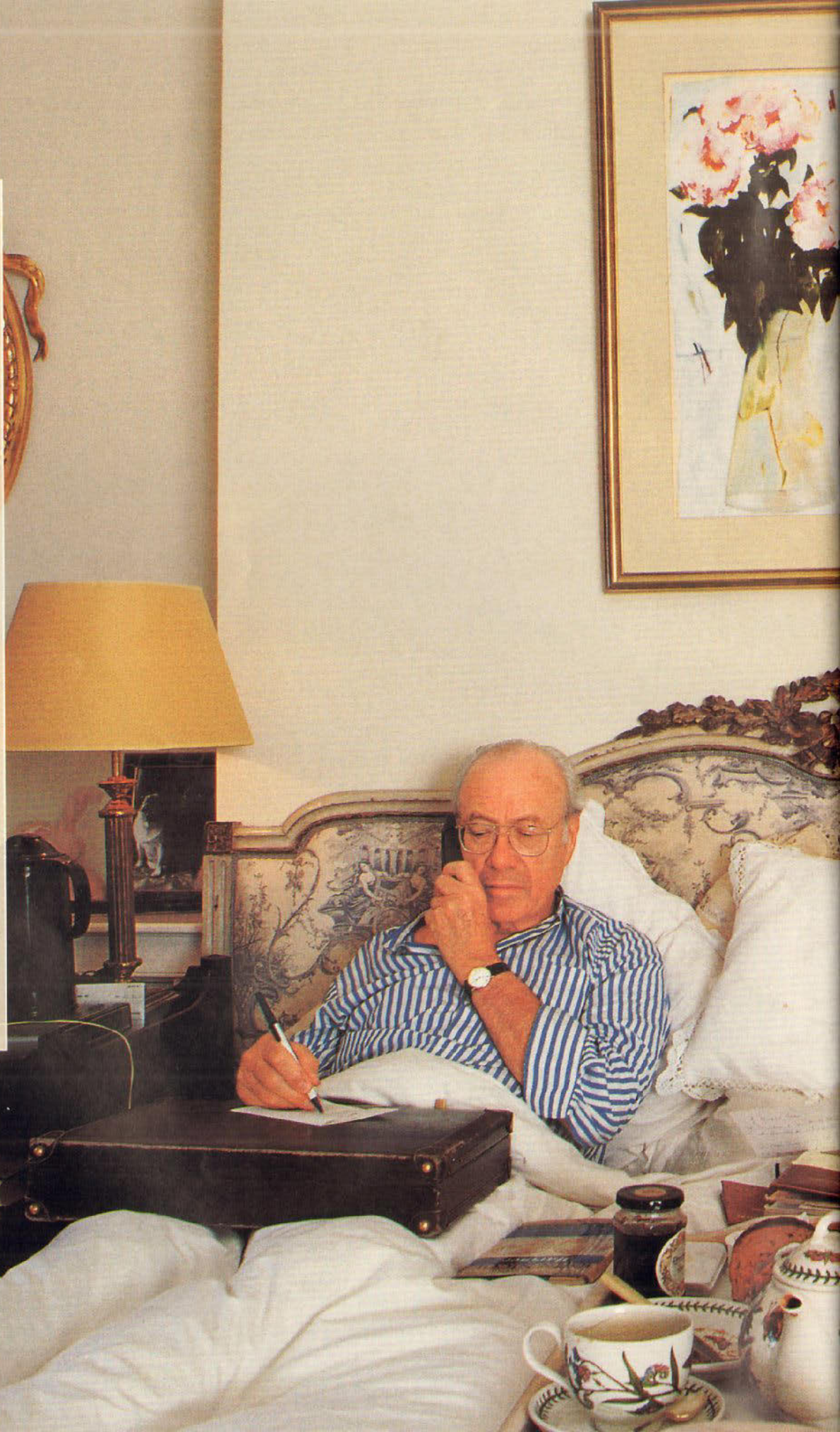
Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
**Beide können sich nicht
erinnern, sagen sie**

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
**Sie schätzt seinen Humor und
seine Freundlichkeit. Er bewun-
dert ihre Eleganz und Fürsorge**

Worüber sie sich streiten:
Übers Essen und über Reiseziele

Ihr größter Traum:
**Bei guter Gesundheit noch
lange weiterleben zu können
wie bisher**

Geschäftliche und
private Dinge regeln
Victoria und Vincent
Poklewski gern vom
Bett aus. Während sie
immer als Erste auf-
steht, um zum Malen
in ihr Studio zu gehen,
bleibt er oft noch bis
mittags liegen – und
begibt sich dann zum
Essen in seinen Club





PAKISTAN

Alam Jan Daryo, 33,
Fremdenführer, Händler,
Dichter
Haj Bibi, 29,
Hausfrau, Schaffhirtin

Zahl der Kinder:
Drei

Wo sie wohnen:
**In einem Lehmhaus, im
Norden des Landes, an der
Grenze zu Afghanistan**

Wer noch im Haushalt lebt:
**Ihre Söhne Sekander, 8, und
Fachtida, 2, ihre Tochter Sabrina,
6, und Alam Jan Daryos Mutter**

Wie lange die Beziehung
besteht:
Zehn Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:
**Bei Erntearbeiten und beim
gemeinsamen Schafehüten**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:
**Keine Antwort – die Frage ist
ihnen zu persönlich**

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
Beide keine

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
**Sie ist zu schüchtern, um
zu antworten. Er schätzt ihre
Toleranz; zum Beispiel dass
sie ihn jederzeit gehen lässt, um
als Fremdenführer zu arbeiten**

Worüber sie sich streiten:
**Sie streiten nicht. In der ab-
gelegenen Bergregion, in der
sie leben, müsse man täglich
ums Überleben kämpfen;
da bleibe keine Kraft für Aus-
einandersetzungen**

Ihr größter Traum:
**Dass die Kinder eine gute
Ausbildung erhalten und sie
eine Pension eröffnen können.
Haj Bibi möchte die erste
weibliche Fremdenführerin
Pakistans werden**



Alam Jan Daryo gilt in der ismaelitischen Gemeinde seiner Heimat als Poet und moderner Denker. Seiner Tochter will er später, was unüblich ist, sogar Land überlassen. Gerne hätte es das Paar bei zwei Kindern belassen – doch seine Familie drängte erfolgreich auf ein drittes



USA

Will Halm, 52,
Richter
Marcellin Simard, 52,
Kardiologe

Zahl der Kinder:
**Drei; durch Leihmutterschaft
und Eispende**

Wo sie wohnen:
**In einem Apartment in
Los Angeles, Kalifornien**

Wer noch im Haushalt lebt:
**Ihre Tochter Malina, 8, und
ihre Söhne Luc, 5, und Harley, 2,
ein Meerschweinchen**

Wie lange die Beziehung
besteht:
20 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:
**In einer Bar für homosexuelle
Männer**

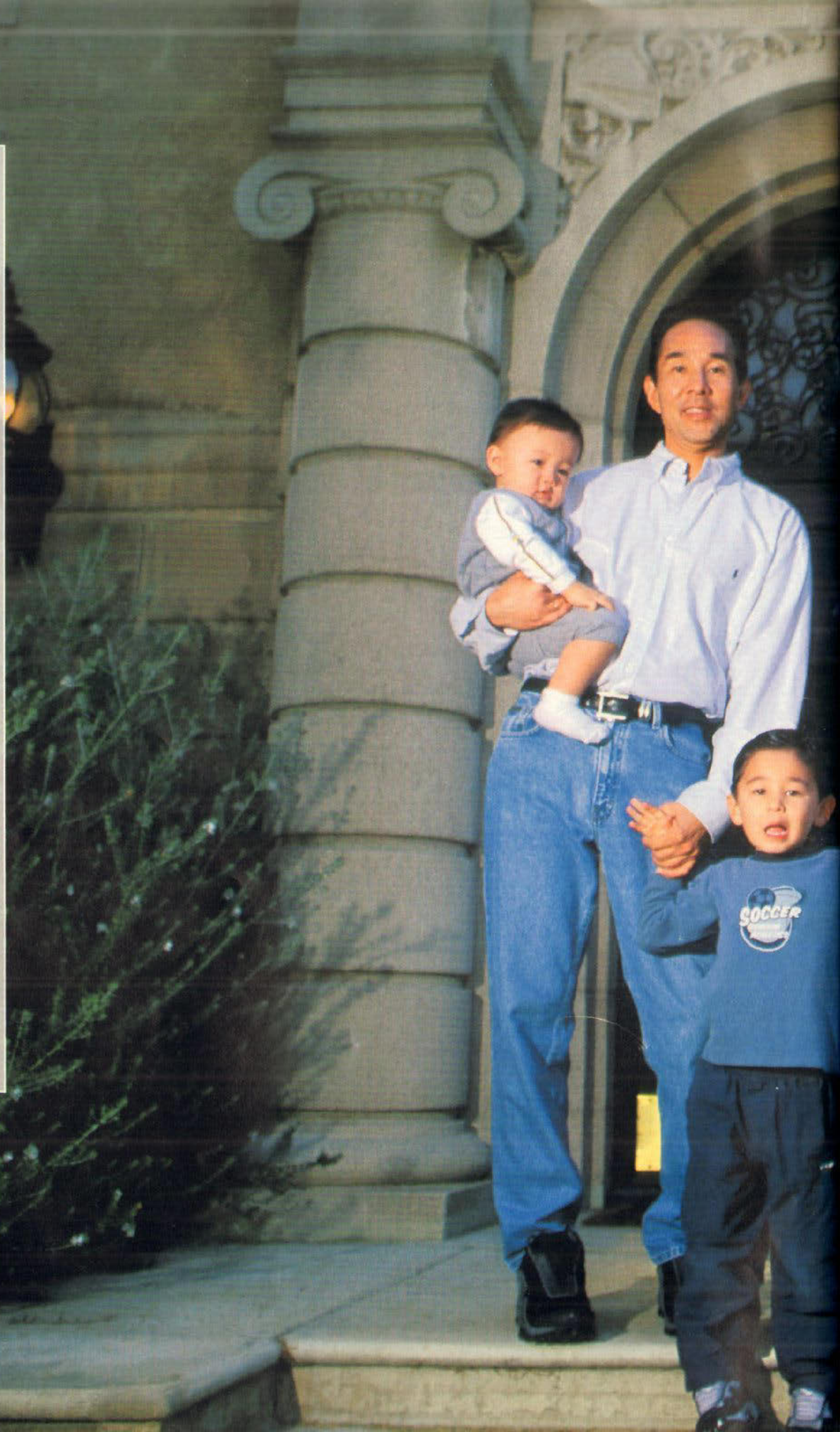
Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:
Bei ihrem ersten Date

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
Jeder zwei

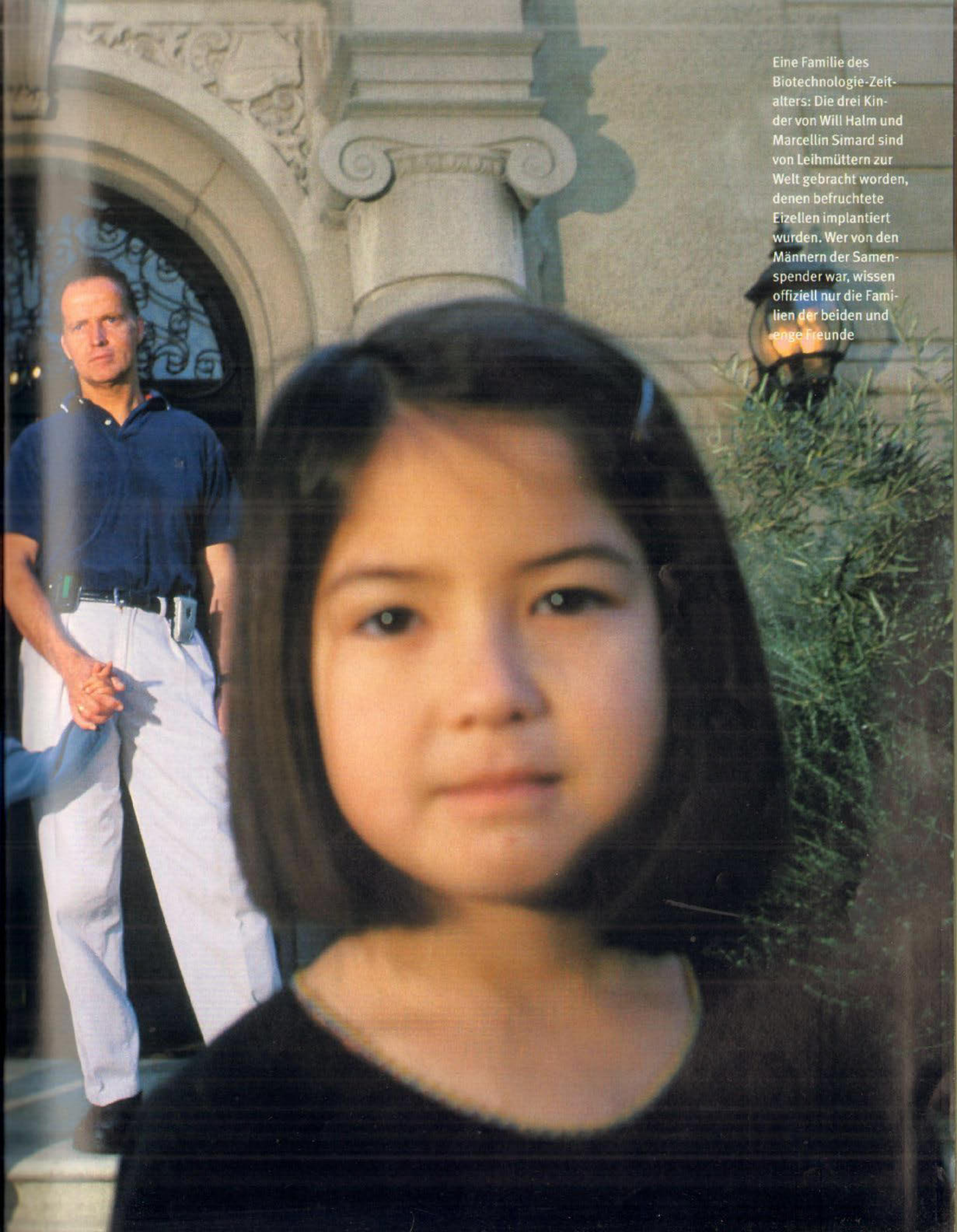
Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
**Will Halm bewundert Marcellin
Simards Lebenslust und
unbändige Energie. Marcellin
Simard mag Will Halms Intelli-
genz und seine Fähigkeit, Arbeit,
Kinder und Freizeit zu vereinen**

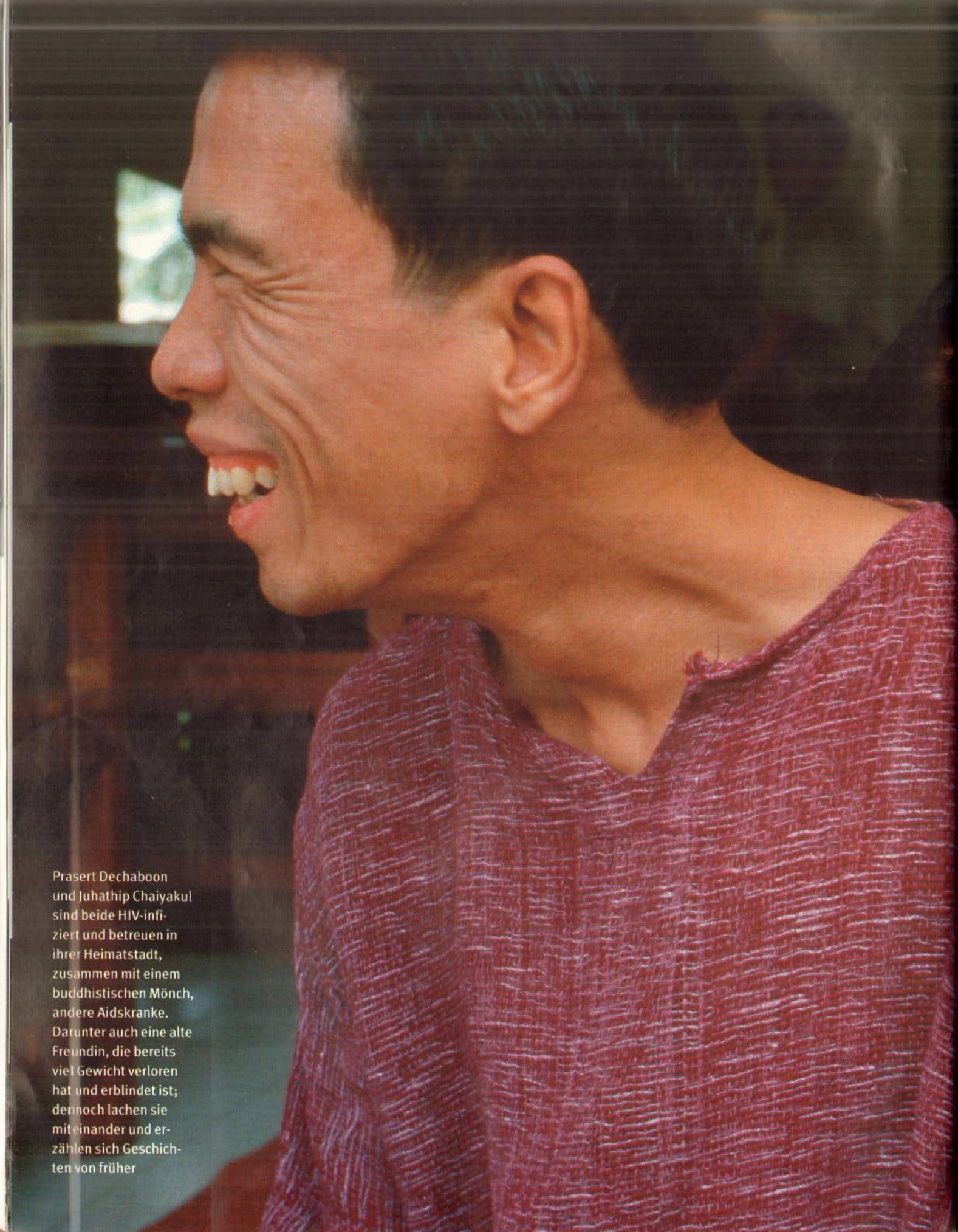
Worüber sie sich streiten:
**Über ihre unterschiedliche
Auffassung von Sauberkeit**

Ihr größter Traum:
**Dass ihre Kinder all ihre Träume
verwirklichen**

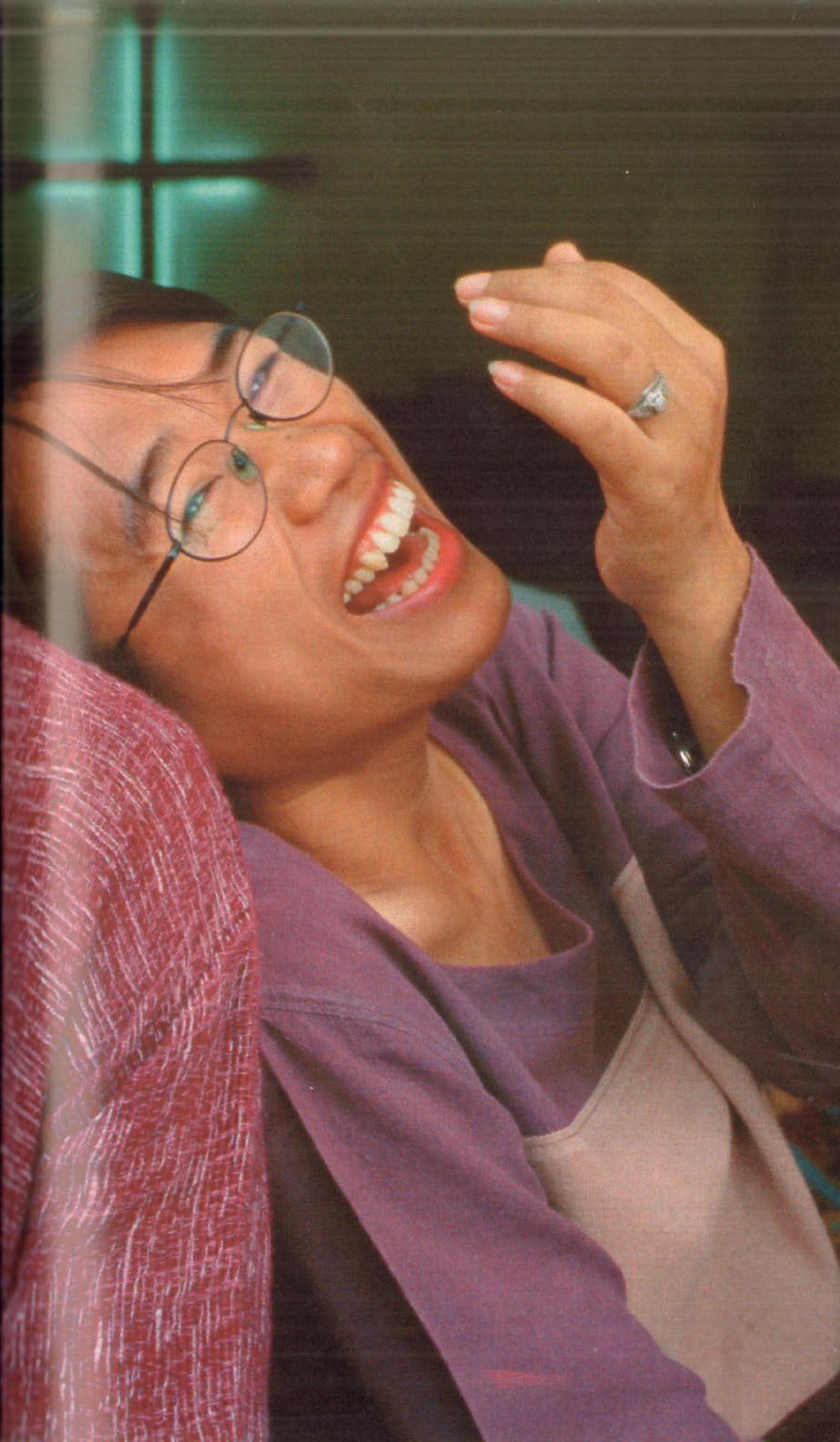


Eine Familie des
Biotechnologie-Zeit-
alters: Die drei Kin-
der von Will Halm und
Marcellin Simard sind
von Leihmüttern zur
Welt gebracht worden,
denen befruchtete
Eizellen implantiert
wurden. Wer von den
Männern der Samen-
spender war, wissen
offiziell nur die Fami-
lien der beiden und
enge Freunde





Prasert Dechaboon und Juhathip Chaiyakul sind beide HIV-infiziert und betreuen in ihrer Heimatstadt, zusammen mit einem buddhistischen Mönch, andere Aidskranke. Darunter auch eine alte Freundin, die bereits viel Gewicht verloren hat und erblindet ist; dennoch lachen sie miteinander und erzählen sich Geschichten von früher



THAILAND

Prasert Dechaboon, 37,
Angestellter
Juhathip Chaiyakul, 32,
Angestellte

Zahl der Kinder:

Keine

Wo sie wohnen:

**In einem Haus einer Kleinstadt
in der Provinz Chiang Mai**

Wer noch im Haushalt lebt:

Prasert Dechaboons Mutter

Wie lange die Beziehung
besteht:

Zwei Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:

**Während eines Seminars zum
Thema „Leben und Umgang mit
Aids“. Prasert Dechaboon war
Gesundheitsberater, Juhathip
Chaiyakul eine Teilnehmerin**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:

**Daran können sie sich nicht
erinnern**

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:

Jeder eine

Was sie an ihrem Partner beson-
ders mögen:

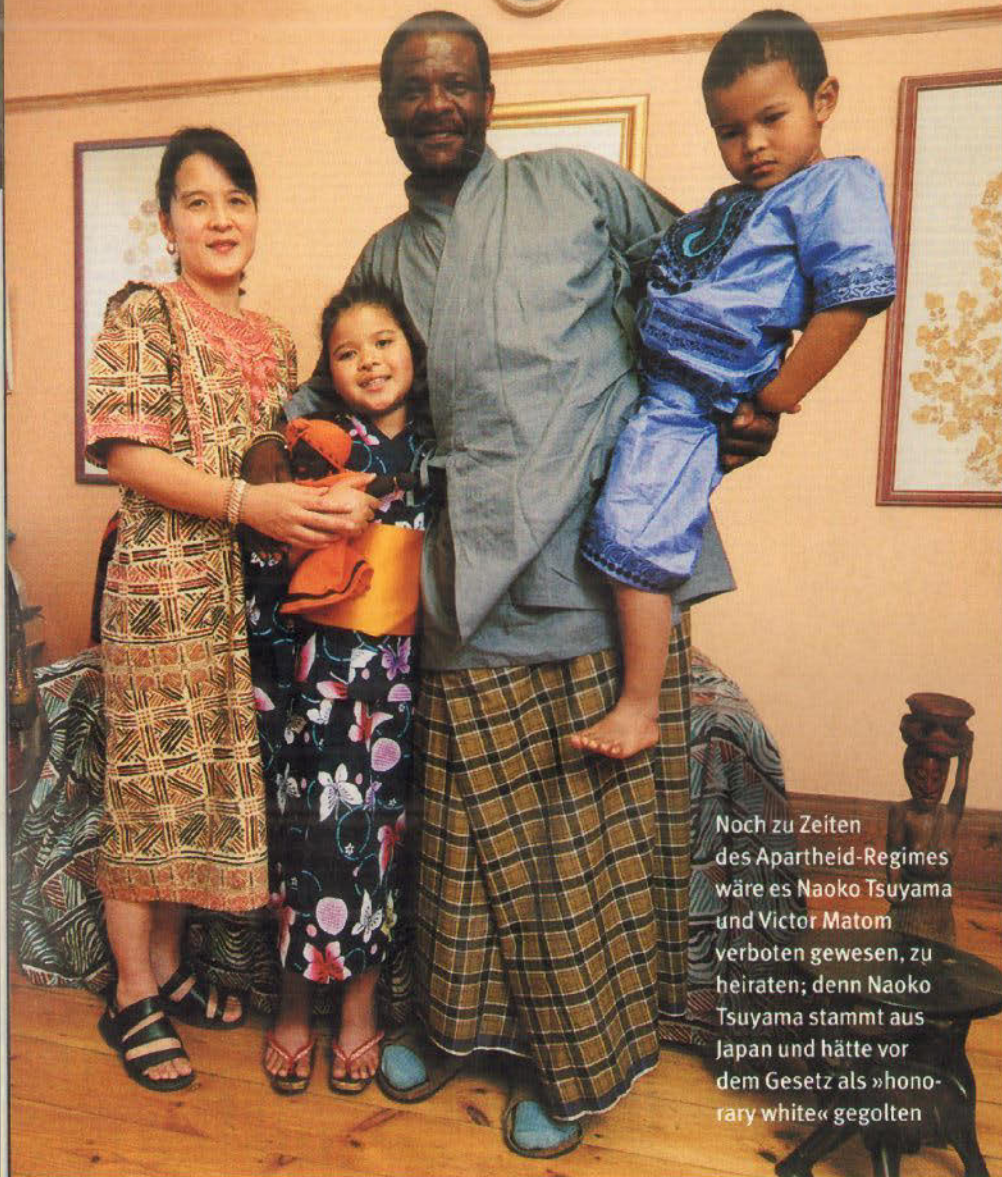
**Sie bewundert seine Hilfs-
bereitschaft und Freundlichkeit.
Er schätzt ihre Liebenswürdig-
keit und ihren Verstand**

Worüber sie sich streiten:

**Darüber, dass sie findet, er
rede zu viel – und er meint, sie
sei zu schweigsam**

Ihr größter Traum:

**Dass HIV-Infizierten ein besse-
res Leben ermöglicht wird**



Noch zu Zeiten
des Apartheid-Regimes
wäre es Naoko Tsuyama
und Victor Matom
verboten gewesen, zu
heiraten; denn Naoko
Tsuyama stammt aus
Japan und hätte vor
dem Gesetz als »hono-
rary white« gegolten

SÜDAFRIKA

Victor Matom, 45,
Fotograf
Naoko Tsuyama, 43,
Mitarbeiterin einer nicht-
staatlichen Einrichtung für
Erziehung, Gesundheit
und Entwicklung

Zahl der Kinder:
Zwei; er hat noch zwei
weitere Kinder aus früheren
Beziehungen

Wo sie wohnen:
In einem Haus in Johannesburg

Wer noch im Haushalt lebt:
Ihre Kinder Neo, 9, und
Khaya, 5

Wie lange die Beziehung
besteht:
Elf Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:
An einer Kunsthochschule
in Johannesburg. Victor Matom
unterrichtete Fotografie,
Naoko Matom war Besucherin

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:
Während einer Auslandsreise
in Tokio

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
Er vier, sie drei

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
Sie schätzt seine Mensch-
lichkeit und seine Hingabe an

die Arbeit. Er bewundert, wie
intensiv sie sich um andere
Menschen kümmert und dass
sie etwas für die Entwicklung
des Landes tut

Worüber sie sich streiten:
Über die Aufteilung der
Hausarbeit

Ihr größter Traum:
Dass alle Südafrikaner die
Chance auf eine Ausbildung
bekommen und ein gutes
Leben führen können

ISLAND

Valur Freyr Einarsson, 34,
Schauspieler
Ilmur Stefánsdóttir, 35,
Künstlerin

Zahl der Kinder:
Drei

Wo sie wohnen:
In einem Einfamilienhaus in
der Hauptstadt Reykjavik

Wer noch im Haushalt lebt:
Ihre Tochter Salka, 8, und ihre
Söhne Isak, 7, und Grettir, 2;
ein befreundeter Musiker, des-
sen Tochter und eine Katze

Wie lange die Beziehung
besteht:
13 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:
Im Mietshaus, in dem beide
eine Wohnung hatten. Valur
Einarsson klingelte bei ihr, um
sich eine Packung Kaffee zu
leihen. Sie lud ihn daraufhin
zu einem Kaffee ein

Wann sie sich zum ersten
Mal geküsst haben:
Während einer Mädchen-
party in Ilmur Stefánsdóttirs
Wohnung. Valur Einarsson
sollte Fotos machen und als
Dank von jeder Frau einen
Kuss erhalten

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
Er eine, sie keine

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
Sie schätzt seine Treue
(und fügt hinzu: „Seinen
schönen Hintern!“).
Ihm gefällt ihr Humor und ihr
großes Herz

Worüber sie sich streiten:
Über die Aufteilung der
Zeit für die Familie und
die Arbeit – und über die
Erziehung der Kinder

Ihr größter Traum:
Gemeinsam große Kunst-
werke zu erschaffen und die
Familie ernähren zu können,
damit die Kinder gesund
und glücklich aufwachsen

Weißbrot mit dem Bügeleisen zu toasten, findet in dieser Familie niemand ungewöhnlich, denn Ilmur Stefánsdóttir ist Performance-Künstlerin. Geheiratet hat das Paar nach elf-jähriger Beziehung – um endlich einmal eine große Party zu feiern. Inzwischen ist das vierte Kind unterwegs, und es war, so versichern sie, genauso ungeplant wie die drei, die sie schon haben



UKRAINE

Oleg Kapustin, 46,

früher Clown,
heute Illusionskünstler

Tatiana Kapustina, 47,
früher Luftakrobatin, heute
Assistentin ihres Mannes

Zahl der Kinder:

Keine

Wo sie wohnen:

**In einer Zweizimmerwohnung
im Stadtzentrum von Ternopol**

Wer noch im Haushalt lebt:

Zwei Katzen

Wie lange die Beziehung
besteht:

22 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:

**Bei einem Gastspiel eines
Liliputaner-Zirkus in Ternopol.
Sie war Akrobatin, er ein Be-
sucher. Der Zirkusdirektor wurde
auf Oleg Kapustin aufmerksam
und engagierte ihn. Er warb
um sie, und ein halbes Jahr
später heiratete das Paar**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:

**Beim Warten auf den Zirkus-
bus in einer warmen Nacht.
„Schau, die schönen Sterne!“,
sagte Oleg Kapustin. Als Tatiana
Kapustina in den Himmel
blickte, küsste er sie**

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:

Beide keine

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:

**Sie bewundert seinen Mut und
seine Großzügigkeit. Er mag ihre
Reinheit und Aufrichtigkeit**

Worüber sie sich streiten:

**Darüber, wer die Katzen füttern
soll, und über Kleinigkeiten bei
der Arbeit**

Ihr größter Traum:

**Endlich ihren Katzentrick
zu perfektionieren und damit auf
Tournée ins Ausland zu gehen**





Drei Vorstellungen am Tag gehen auch an professionellen Zirkusleuten wie Tatiana Kapustina und Oleg Kapustin nicht spurlos vorbei. Auf der Halbinsel Krim absolvieren sie mit einem Lilliputaner-Zirkus Dutzende Auftritte auf öffentlichen Bühnen, in Sanatorien, Clubs – und in Urlaubsheimen für Arbeiter wie jenem, in dem sie sich für den letzten Auftritt am Abend schminken



FRANKREICH

Hervé Pinet, 34,
Buchhalter
Stéphanie-Anne Pinet, 34,
Pressesprecherin

Zahl der Kinder:
Drei

Wo sie wohnen:
In einem Apartment in Lyon

Wer noch im Haushalt lebt:
**Ihre Tochter Marie-Provence, 3,
und die Söhne Henri-Louis, 7,
und Augustin, 5**

Wie lange die Beziehung besteht:
Zehn Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnen sind:
**Bei einem Abendessen mit
Freunden**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:
**An einem Wochenende, das
sie bei den Eltern von Stéphanie-
Anne verbrachten**

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:
Sie eine, er keine

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:
**Sie schätzt seine Entschieden-
heit und seinen Humor. Er mag
besonders ihre Charakterstärke
und Intelligenz**

Worüber sie sich streiten:
Über die Eltern und über Geld

Ihr größter Traum:
**Dass sich die Familienmitglieder
entfalten können und jeder den
anderen respektiert**



Vier Generationen um einen Tisch: Im repräsentativen Elternhaus von Stéphanie-Anne Pinet in der Nähe von Lyon trifft sich die Familie in jedem Sommer zu einem Fest. Vorn die drei Kinder mit deren 86-jähriger Urgroßmutter Elisabeth Christophe, außen die Großeltern Francois-Régis und Janick Christophe, in der Mitte deren Sohn Damien-Pierre Christophe und im Hintergrund der Schwiegersohn Hervé Pinet

ISRAEL

Yosef Warakami, 59,
Angestellter einer
Sicherheitsfirma
Shoshana Warakami, 47,
Hausfrau

Zahl der Kinder:

Fünf

Wo sie wohnen:

**In einem Einzelhaus in dem
arabischen Ort Fureidis, südlich
von Haifa**

Wer noch im Haushalt lebt:

Die jüngsten beiden Kinder

Wie lange die Beziehung
besteht:

33 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:

**In einem Restaurant in Be'er
Sheva. Er, ein Araber, arbeitete
dort, sie, damals ein jüdisches
Mädchen, war zu Gast**

Wann sie sich zum ersten Mal
geküsst haben:

**Bei einem Spaziergang in einem
öffentlichen Park in Be'er Sheva**

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:

Er einige, sie keine

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:

**Ihr gefällt „alles, wirklich
alles“ an ihm. Er schätzt ihr
Verantwortungsbewusstsein und
ihre Liebe für die Familie**

Worüber sie sich streiten:

**Darüber, wie es mit ihren Kindern
weitergehen soll**

Ihr größter Traum:

**In Liebe alt zu werden und zu
erleben, wie sich die Kinder ihr
eigenes Leben aufbauen**



Shoshana Warakami, die aus einer gläubigen jüdischen Familie stammt, heiratete im Alter von 15 Jahren ihren arabischen Freund Yosef und konvertierte zum Islam. Im Alltag standen sie ständig vor Problemen: Welche Sprache sollten die Kinder sprechen, welche Namen sollten sie tragen, welche Feste sollten sie feiern? Inzwischen haben vier der Kinder in der israelischen Armee gedient – und die Familien der Eheleute sich mit der ungewöhnlichen Partnerschaft arrangiert



DEUTSCHLAND

Matthäus Fiesel, 45,
Maurermeister/Arbeits-
erzieher

Gabriele Fiesel-Parwan, 43,
führt ein Geschäft für
Wohnaccessoires

Zahl der Kinder:

Zwei gemeinsame; sie hat
noch zwei Kinder von zwei
anderen Männern, er ein
Kind von einer anderen Frau

Wo sie wohnen:

In einer Öko-Doppelhaushälfte in
Bad Waldsee, einer Kleinstadt in
Oberschwaben

Wer noch im Haushalt lebt:

Die Kinder Jascha, 12,
Noah, 9, Ines, 21, und Elena, 18,
eine Katze

Wie lange die Beziehung
besteht:

17 Jahre

Wo sie sich erstmals
begegnet sind:

Bei gemeinsamen Freunden

Wann sie sich zum ersten
Mal geküsst haben:

Einige Zeit danach, auf einem
Selbsterfahrungsseminar

Wie viele längere Beziehungen
sie vorher hatten:

Jeder drei

Was sie an ihrem Partner
besonders mögen:

Sie schätzt seinen Mut, zu
sich selbst zu stehen, und seine
Leichtigkeit. Ihm gefällt ihre
Klarheit und Offenheit

Worüber sie sich streiten:

Über die Frage, welche An-
schaffungen notwendig sind
und was Luxus ist. Und ob man
aus ökologischen Gründen auf
Spraydosen verzichten sollte

Ihr größter Traum:

Eine Reise mit der ganzen
Familie nach Ghana und Benin,
wo Matthäus Fiesel im Ent-
wicklungsdienst arbeitete.
Ein gut gefülltes Sparkonto





Die Fiesel-Parwans sind eine von knapp 700 000 so genannter Patchwork-Familien in Deutschland. Die Eheleute haben die gemeinsamen Kinder Jascha und Noah (hinten), die anderen stammen aus früheren Beziehungen. Manchmal kommen auch die leiblichen Väter der Töchter samt ihren neuen Frauen zu Besuch. Ines (ganz links) hätte ihre Kindheit allerdings gern ein wenig geordneter gehabt: »Das hat mir sooo gestunken, dass wir keine normale Familie sind«

Bárbara Greco,
die aus einer ehemals
wohlhabenden
Familie stammt, hätte
ihren Freund gerne
öfter bei sich und ihrem
Sohn. Doch Leonardo
Oriolo, der nach 40 Jah-
ren in den USA kürz-
lich nach Argentinien
zurückgekehrt ist, lebt
trotz seiner üppigen
Rente lieber in einem
kleinen Apartment –
zusammen mit seiner
83-jährigen Mutter





ARGENTINIEN

Leonardo Oriolo, 64,
Rentner
Bárbara Greco, 34,
Hausfrau

Zahl der Kinder:

Sie hat einen Sohn aus einer früheren Beziehung

Wo sie wohnen:

Jeder in einem Apartment in Buenos Aires

Wer noch im Haushalt lebt:

Seine Mutter (bei ihm); ihr Sohn Ian, 8 (bei ihr)

Wie lange die Beziehung besteht:

Zehn Monate

Wo sie sich erstmals begegnet sind:

In einem Tango-Club; sie saßen zufällig nebeneinander

Wann sie sich zum ersten Mal geküsst haben:

Eines Abends in einer Bar. Er hatte sie zu einem Likör überredet, obwohl sie eigentlich keinen Alkohol trinkt

Wie viele längere Beziehungen sie vorher hatten:

Er zwei, sie drei

Was sie an ihrem Partner besonders mögen:

Er schätzt ihr großes Herz und ihre Ehrlichkeit. Sie bewundert, dass er so ist, dass sie ihn lieben kann – sanft und romantisch

Worüber sie sich streiten:

Dass er noch immer bei seiner Mutter lebt und sich manchmal nicht genug um seine Partnerin kümmert (sagt sie). Über ganz alltägliche Dinge (sagt er)

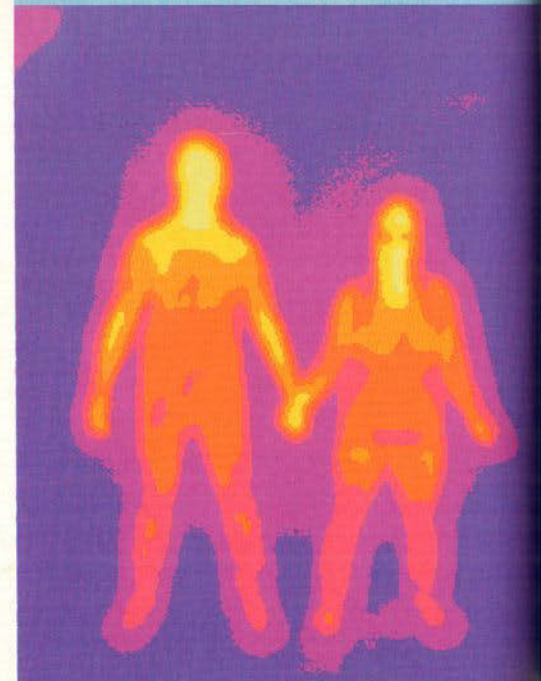
Ihr größter Traum:

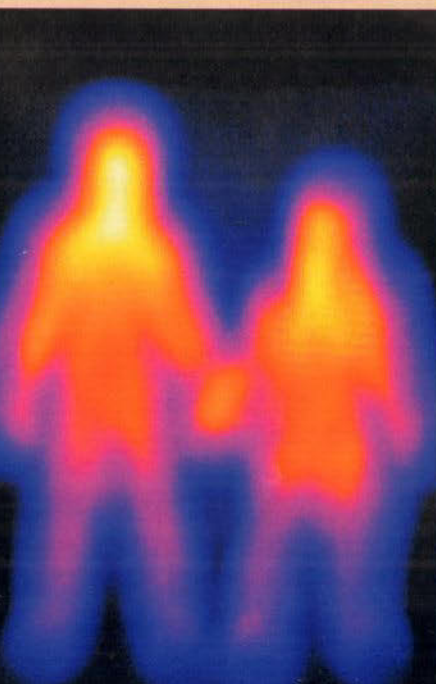
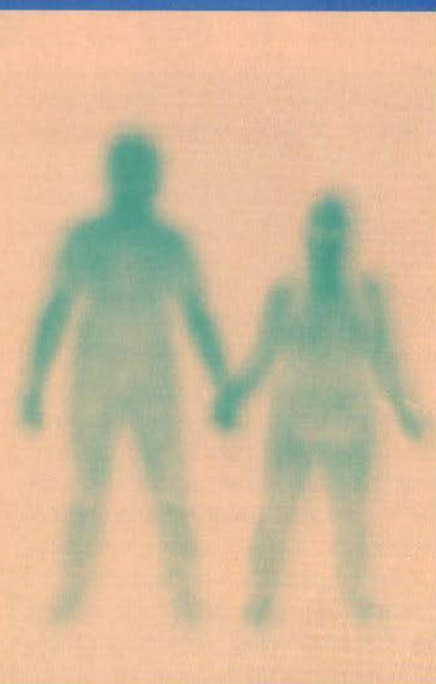
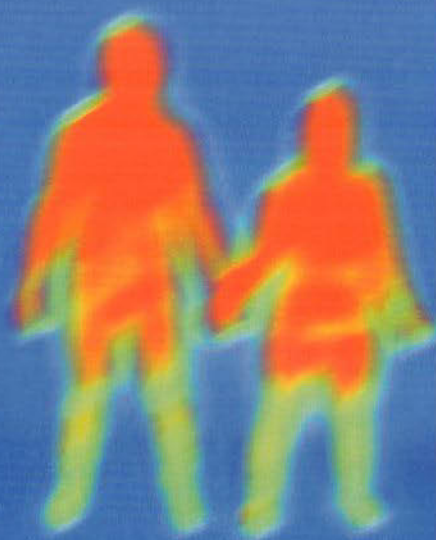
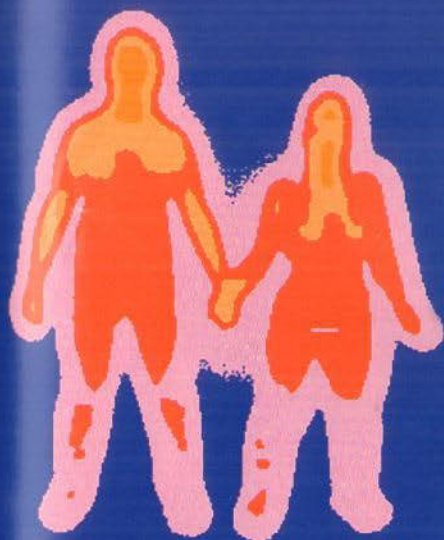
Gemeinsam eine Familie zu gründen

DIE BIOCHEMIE DER LIEBE

Vom spontan entflammten Begehren über die sexuelle Ekstase bis hin zur lebenslangen Bindung: Nicht nur Erziehung und Kultur, auch Hormone und Botenstoffe steuern das menschliche Paarungsverhalten. Mit den richtigen Tricks, so haben Forscher herausgefunden, lässt sich die Liebe lange jung erhalten

In sechs Stufen
zum
GLÜCK





Die mit einer Wärmebild-Kamera aufgenommenen Fotos wirken wie Pop-Art. Die Abbildungen auf den Folgeseiten haben auch Erkenntniswert für die Wissenschaft: Sie machen die Temperaturunterschiede an der Hautoberfläche von Menschen sichtbar

VON BAS KAST

1. Station: LEIDENSCHAFT ENTFACHEN

Die Fahrt mit der Kutsche, er weiß es, wird nicht lange dauern. Vielleicht eine Stunde. Außerdem ist die schöne Frau neben ihm verheiratet. Es wird nicht einfach sein, ihr innerhalb so kurzer Zeit den Kopf zu verdrehen, sogar für ihn nicht.

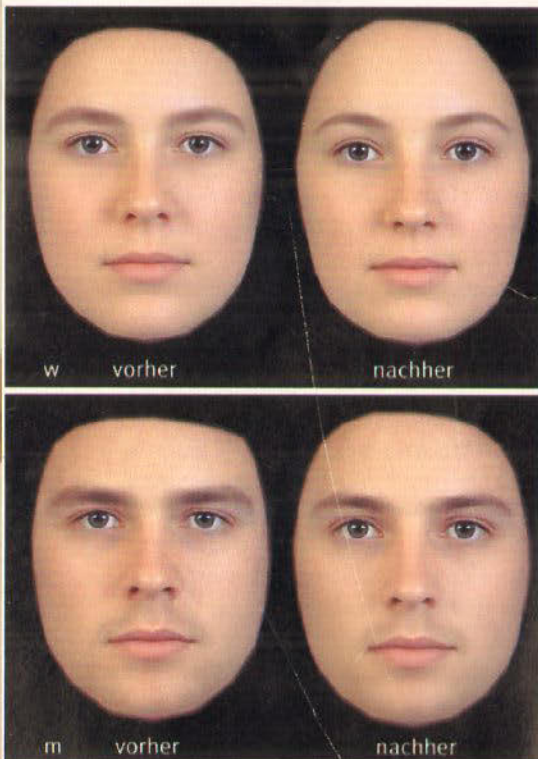
Doch dann wittert der Schürzenjäger seine Chance: Am Himmel ziehen dunkle Wolken auf, bald schon folgt Blitz auf Blitz. „Hundert Schritte vor uns schlägt es ein. Die Pferde bäumen sich, und meine arme Begleiterin zuckt krampfhaft zusammen. Sie wirft sich an meine Brust und umklammert mich ganz fest mit ihren Armen.“ Ohne Zögern nutzt er die Gelegenheit: „Sie fügte sich und fragte nur, wie ich dem Blitz mit solcher Verruchtheit trotzen könne. Ich erwiderte, der Blitz sei mit mir im Bunde.“

Giacomo Casanova (1725–1798) hatte seine Begleiterin im Nu erobert. Was war es bloß, das den italienischen Lebemann und Abenteurer so unwidderstehlich machte? Zugegeben, er sah interessant aus. Er war intelligent, konnte charmant plaudern, und er platzte vor erotischer Leidenschaft.

Doch Casanovas entscheidender Vorteil war sein Gefühl für das richtige Timing. Er wusste intuitiv, dass eine Spannung zwischen Mann und Frau

vor allem in für sie aufregenden Situationen erwacht: in der Oper, beim Ball, beim Reiten – oder eben während einer stürmischen Kutschfahrt. Mit dieser Einsicht hat Casanova die moderne Liebesforschung gut 250 Jahre vorweggenommen.

Heute weiß die Wissenschaft, wen Casanova zum Bündnispartner hatte: das Molekül Adrenalin (aus dem Lateinischen *ad* = zu, *renes* = Nieren). Dieses Stresshormon wühlt die Gefühle auf. Es bereitet uns nicht nur auf einen bevorstehenden Kampf oder eine Flucht vor. Auch „die Liebe wächst mit dem Adrenalin“, wie es die amerikanische Beziehungsforscherin Elaine Hatfield formuliert hat.



Wenn Versuchspersonen ein Gesicht des jeweils anderen Geschlechts am Computer digital optimieren, geschieht das meist nach bestimmten Mustern: Männer machen den Kiefer einer Frau (oben) schmaler, die Augen größer und die Lippen voller. Frauen geben einem Männergesicht (unten) weichere Züge. Mit einer Ausnahme: Frauen, die ihren Eisprung haben, bevorzugen kantigere Gesichter

Den ersten Hinweis darauf lieferte der Psychologe Arthur Aron von der Universität New York in Stony Brook mit dem inzwischen legendären „Brückenversuch“: Eine attraktive Mitarbeiterin begab sich in den Capilano Canyon, einen großen Naturpark in der Nähe von Vancouver, Kanada. Dort führte sie eine belanglose Umfrage unter den männlichen Parkbesuchern durch.

Für einige Befragungen stellte sie sich auf eine drei Meter hohe Holzbrücke, für andere auf die „Capilano Canyon Suspension Bridge“, die mit 137 Metern längste Fußgängerhängebrücke der Welt, die in 70 Metern Höhe über einen rauschenden Fluss führt. Nach der Umfrage gab die Frau den Männern noch auf der Brücke ihre Telefonnummer – für den Fall, dass sie mehr über das Projekt erfahren wollten.

Wie nicht anders zu erwarten, nutzten manche der Männer das Angebot. Dabei stellten die Forscher verblüfft fest, dass die Männer von der Hängebrücke viermal häufiger zum Telefon griffen als jene von der Holzbrücke.

Das Warum erklären die Wissenschaftler so: Eine hohe, wacklige Brücke bedeutet für unser Gehirn „Achtung, Gefahr!“ Es reagiert und sendet ein Warnsignal an die Nebennieren, die das in kleinen Bläschen gespeicherte Adrenalin in den Kreislauf abgeben. Dadurch steigt der Blutdruck, schlägt das Herz schneller, werden Körperkräfte mobilisiert.

Das Hirn registriert den Alarmzustand und versucht, sich einen Reim aus der unbewusst auftretenden Erregung zu machen. Eine von zwei Ursachen kommt in Betracht: die Brücke oder die Frau. Derart verwirrt, kann es leicht zu Fehlinterpretationen kommen, und das Gehirn entscheidet sich für die falsche Ursache – die Frau. Zitternde Knie und ein flauendes Gefühl im Magen, und das wegen einer Frau? Dann, sagt sich das Hirn, muss sie mich schon sehr faszinieren.

Mit dem Adrenalin erwacht die Leidenschaft. „Wir haben kein Herzklopfen, weil wir uns verlieben“, beschreibt

der Hirnforscher Christian Keysers von der Universität im niederländischen Groningen das Prinzip, „sondern wir verlieben uns, weil wir Herzklopfen haben.“

Hinzu kommen muss jedoch ein attraktives Gegenüber. Denn Menschen verlieben sich nicht wahllos in jeden Beliebigen, nur weil gerade ihr Herz rast. Jetzt kommt die „Chemie der Schönheit“ ins Spiel.

2. Station: ATTRAKTIVITÄT ERKENNEN

„Schönheit“, wusste schon Aristoteles, „ist besser als jeder Empfehlungsbrief.“ Die Wissenschaft kann dem griechischen Philosophen mittlerweile uneingeschränkt Recht geben. Schönheit wirkt anziehend. Eine Studie des Psychologen Alan Feingold von der Yale University in New Haven ergab: Wir empfinden schöne Menschen nicht nur als sozial kompetenter, sondern auch als klüger, selbstsicherer, geselliger, ausgeglichener und leidenschaftlicher. Aber warum eigentlich? Sollte es nicht vor allem auf die inneren Werte ankommen?

Die Macht der Schönheit haben Forscher erst in den letzten Jahren entschlüsselt – allen voran zwei britische Psychologen namens David Perrett und sein Schüler Ian Penton-Voak von der Universität St. Andrews in Schottland. (Unter www.perceptionlab.com können sich Interessenten an verschiedenen Tests zur Bewertung der Attraktivität von Frauen und Männern beteiligen.)

Die Wissenschaftler setzten Probanden vor einen Computerbildschirm, auf dem Gesichter des jeweils anderen Geschlechts erschienen. Die Testpersonen sollten die Gesichter dann digital so verändern, dass sie ihnen besser gefielen.

Wie so oft, verhielten sich die Männer eher einfach gestrickt. Sie korrigierten das Frauenporträt stets auf die gleiche Weise: der Kiefer möglichst schmal, die Augen groß, die Lippen voll. „Das mag wenig überraschend er-



scheinen“, sagt Perrett. „Das Spannende aber ist, dass genau diese Gesichtszüge von den weiblichen Sexualhormonen beeinflusst werden, den Östrogenen.“

Gebildet werden diese Hormone in gesunden Eierstöcken. Östrogene sind somit ein Zeichen von Fruchtbarkeit, und diese steht der Frau offenbar ins Gesicht geschrieben: Östrogene hemmen das Knochenwachstum, so bleibt der Kiefer klein. Auch der Wulst über den Augenbrauen wächst weniger stark als bei Männern, dadurch wirken die Augen größer. Außerdem führen die Hormone zu Fettablagerungen in den Lippen, sie werden voller. „Schönheit ist nicht nur ein oberflächlicher Luxus“, sagt Perrett. „Sie ist ein biolo-

gisches Signal.“ Es bedeutet: Ich bin fruchtbar.

Und die Frauen? Bei ihrer Partnerwahl hilft auch ihnen ein Hormon: das Testosteron. Das männliche Sexualhormon wird vor allem in den Hoden gebildet. Testosteron ist für die Bildung von Eiweißgewebe zuständig. Je mehr Testosteron, desto mehr Muskeln. Außerdem fördert das Hormon die körperliche Leistungskraft und das Streben nach Dominanz.

Wie das Östrogen der Frau, so steht dem Mann das Testosteron ins Gesicht geschrieben: Das Alphetier-Hormon kurbelt das Knochenwachstum an, verhilft zu einem kantigen Kiefer und einem ausgeprägten Kinn. Deshalb nahmen die Forscher an, Frauen wür-

den diese Gesichtszüge auch als besonders sexy einstufen.

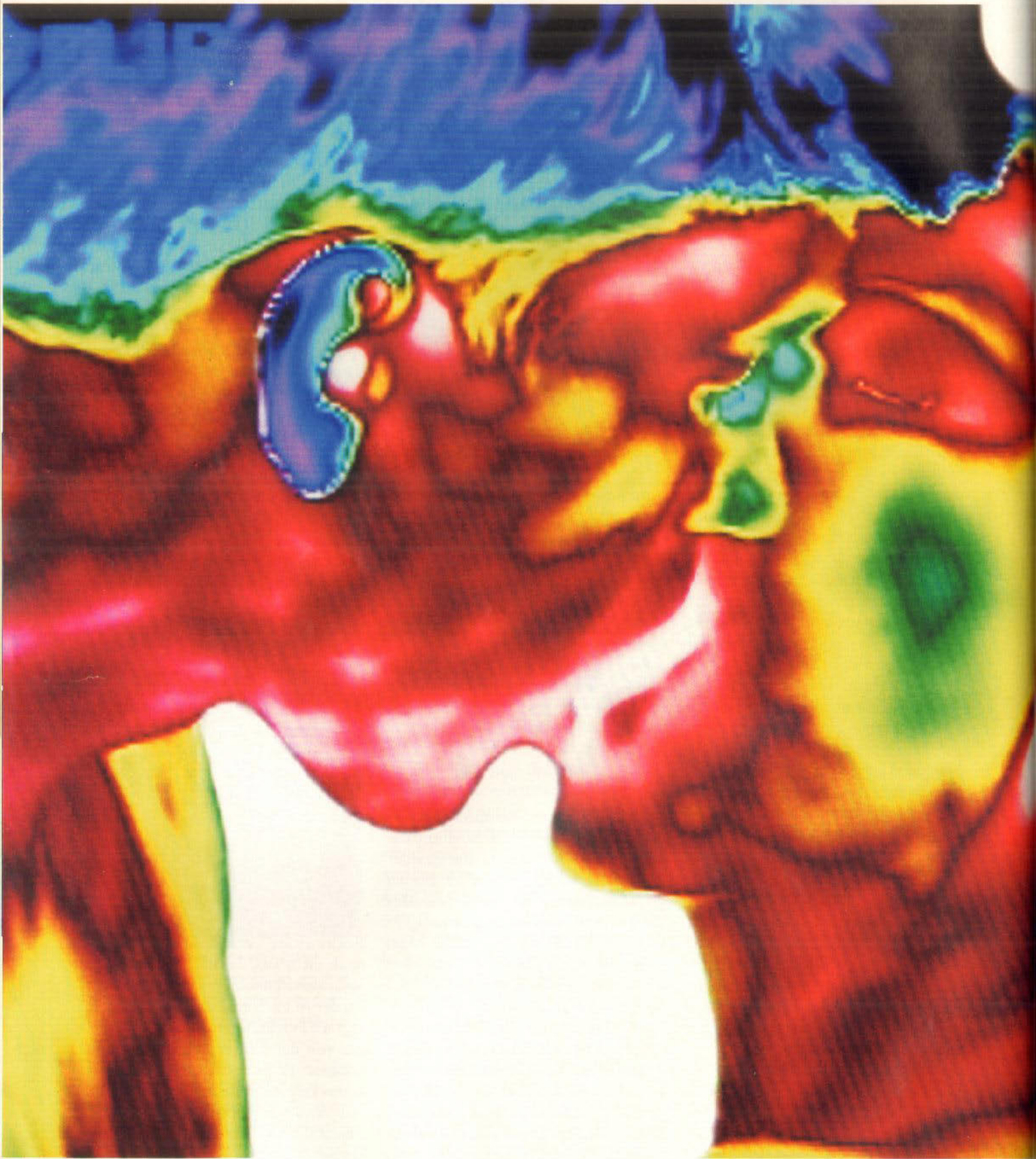
„Als wir dann einen Blick auf die Daten warfen, trauten wir unseren Augen nicht“, sagt Perrett. Die weiblichen Probanden gaben den Männergesichtern nicht noch kantigere, sondern weichere Züge: Sie hatten den Männern das Testosteron gewissermaßen per Mausklick entzogen und den Gesichtern einen femininen Touch gegeben. Mit einer Ausnahme: Wenn Frauen ihren Eisprung hatten, bevorzugten sie kantigere Gesichter als sonst.

„Vielleicht verfolgen Frauen damit unbewusst eine zweigleisige Strategie“, spekuliert Perrett. So zeigen Studien, dass hohe Testosteron-Spiegel auch zu mehr Aggression und Gewalt führen. Der Mann mit etwas weniger Testosteron ist vielleicht nicht das Alpha-Tier, sondern eher der nette, fürsorgliche Typ. Genau der Richtige also für eine dauerhafte Beziehung. Aus diesem Grund, so vermuten die Wissenschaftler, bevorzugen Frauen meist weichere Gesichter.

Damit ihnen für den Nachwuchs aber nicht die Gene des Alpha-Tiers verloren gehen, entwickeln Frauen an ihren fruchtbaren Tagen mitunter eine Vorliebe für Männer mit Ecken und Kanten und riskieren womöglich einen Seitensprung, glaubt Perrett. Die unbewusste Taktik sei ein Erbe unserer Evolution und habe zwei Vorteile: Für den Alltag hätte die Frau den sorgenenden Gatten und für den Nachwuchs die guten Gene.

3. Station: VERSTAND VERLIEREN

Beiderseitige Attraktivität reicht jedoch nicht aus, damit zwei Menschen auch zusammenbleiben. „Wer verliebt ist, der ist auch ein bisschen verrückt“, sagt die Psychiaterin Donatella Maraziti von der Universität Pisa. Nur so könnten es zwei Menschen, die sich kaum kennen, miteinander aushalten. Ein Verliebter befinde sich in einem Zustand, der sich mit zwanghaftem Verhalten vergleichen lasse – wie bei





einem Menschen, der sich 43-mal am Tag die Hände wasche. Bei der Verliebtheit, so Marazziti, seien es jedoch nicht bestimmte Handlungen, die einen zwanghaften Charakter annähmen, sondern die Gedanken. Alle kreisten nur noch um die angehimmelte Person.

Um ihre Annahme zu überprüfen, untersuchte die Forscherin 20 Studentinnen und Studenten, die sich im zurückliegenden halben Jahr bis über beide Ohren verliebt hatten, aber noch keine Beziehung eingegangen waren. Mindestens vier Stunden täglich, gaben die Probanden an, dachten sie einzig und allein an das Objekt ihrer Begierde.

Nicht nur ihr Geisteszustand hatte zwangsneurotische Züge angenommen. Ein Bluttest offenbarte: Auch ein bestimmter Stoff in ihrem Körper, das Serotonin, war auf ein extrem niedriges Niveau gesunken. Der gleiche Befund zeigt sich bei Zwangspatienten. Es lassen sich mithin biochemische Parallelen nachweisen zwischen einer Neurose und dem Zustand der Verliebtheit.

Marazziti fand überdies heraus, dass sich frisch Verliebte ähnlicher werden – zumindest biochemisch. Normalerweise zirkuliert im Blut von Männern deutlich mehr Testosteron als bei Frauen. Doch wenn Menschen von der Liebe entflammt sind, sinkt sein Testosteron-Spiegel, ihrer hingegen steigt. „Männer werden in gewisser Weise weiblicher, Frauen eher männlicher“, sagt Marazziti. „Es scheint, als wolle die Natur die Unterschiede zwischen den Geschlechtern eibebnen.“

Dass Verliebte darüber hinaus sogar manisch sind, entdeckte die New Yorker Anthropologin Helen Fisher. Sie untersuchte die Hirnaktivität von Männern und Frauen mithilfe eines Kernspintomographen, während diese ein Bild ihres oder ihrer Liebsten ansahen. Der Befund: Die Verliebten wirkten, als hätten sie gerade Kokain geschnupft.

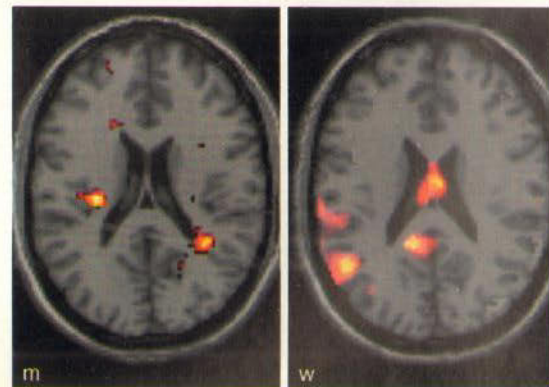
Ihre Gehirne waren von dem Molekül Dopamin überflutet. Je größer

ihre mittels Fragebogen festgestellte Leidenschaft war, desto mehr Aktivität zeigte sich im so genannten *Nucleus caudatus*, einem Kern der Basalganglien, in dem Dopamin verarbeitet wird. Die Basalganglien liegen im Zentrum des Gehirns und gehören zu dessen so genanntem Belohnungssystem. Immer wenn wir etwas tun, das im Dienste der Evolution steht, wenn wir essen, trinken oder Sex haben, schüttet das Gehirn Dopamin aus. Der Botenstoff aktiviert die Belohnungsareale, und wir fühlen uns gut.

„Dopamin ist ein wahres Lustmolekül“, sagt Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie an der Berliner Charité. Es steigere vor allem das Begehren. „Kein Wunder“, sagt Helen Fisher, „dass Verliebte die ganze Nacht durchreden können, extravagante Gedichte oder offenerzige E-Mails schreiben, Kontinente überqueren und Ozeane, nur, um sich ein Wochenende lang zu umarmen.“

4. Station: SEX HABEN

Nichts jedoch treibt den Dopamin-Pegel so in die Höhe wie Sex. Was Hirnforscher seit jeher vermutet hatten, konnte der Niederländer Gert Holstege



Bei verliebten Menschen sind mehrere Bereiche im Gehirn aktiviert, darunter der *Nucleus caudatus*, der zum Belohnungssystem gehört – dadurch entsteht ein Wohlgefühl. Bei Frauen (rechts) ist die Aktivität meist deutlicher ausgeprägt als bei Männern (links)

von der Universität Groningen kürzlich experimentell nachweisen.

Er legte elf Männer in einen Positronen-Emissions-Tomographen (PET) und verfolgte die Erregung in ihrem Kopf, während sich die Probanden von ihren Partnerinnen per Hand befriedigen ließen. Holstege hatte die Pärchen dazu aufgefordert, den Vorgang vorher zu Hause ausführlich zu trainieren. Denn bei der Messung mussten die Männer zwei Schwierigkeiten überwinden: Sie durften sich nicht bewegen und sollten innerhalb eines vorgegebenen Zeitrahmens von 50 Sekunden zum Höhepunkt kommen.

Das Ergebnis war aufschlussreich: Während des Orgasmus leuchtete vor allem das so genannte ventrale Tegmentum auf – der wichtigste Bestandteil des Belohnungssystems, „die Hauptader des Dopamins“, wie Fisher es formuliert. Auch Drogen wie Alkohol und Kokain setzen massenhaft Dopamin im Belohnungssystem frei. Das High, das wir diesen Hirnarealen verdanken, wollen wir wieder und wieder erleben. „Liebe funktioniert wie eine Droge“, sagt Fisher.

Mithilfe des Dopamins stellt die Natur sicher, dass sich zwei Menschen an-

einander binden und Nachwuchs zeugen. Dass wir dabei vorübergehend den Verstand verlieren, ist der Preis dafür, wenn auch kein unangenehmer. „Liebe“, bemerkte der französische Schriftsteller Marcel Aymé (1902 bis 1967), „ist der angenehmste Zustand teilweiser Unzurechnungsfähigkeit.“

5. Station: SICH FEST BINDEN

Doch jede stürmische Leidenschaft legt sich irgendwann, die Zurechnungsfähigkeit kehrt zurück. Das zeigte sich, als die italienische Psychiaterin Donatella Marazziti ein bis anderthalb Jahre nach der ersten Untersuchung einige der vormals Liebeskranken noch einmal zur Visite bat. Alle waren inzwischen eine Bindung mit ihrem Schwarm eingegangen. Doch damit war auch ihr Serotoninspiegel wieder auf normales Niveau gestiegen.

Der Tunnelblick verschwindet, die Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf die Erfordernisse des Alltags. An dem Punkt ist manche Liebe in Gefahr. Bei einigen Paaren stirbt sie sogar ganz. Denn plötzlich fallen einem „Fehler“ des Partners auf, die im Licht der Leidenschaft noch charmant erschienen. Wem es nicht gelingt, diese zu akzeptieren, dem droht bald der Bankrott der Beziehung – und das früher, als Menschen gemeinhin glauben, hat Helen Fisher festgestellt.

Die Anthropologin vertiefte sich in die demographischen Jahrbücher der Vereinten Nationen und studierte die Scheidungsstatistiken von 62 Ländern: Der Großteil der geschiedenen Ehen löste sich zwischen dem zweiten und vierten Jahr auf. „Das ‚verflixte siebte Jahr‘“, so das Fazit der Forscherin, „war in Wirklichkeit das vierte.“

Helen Fisher deutet das Phänomen als eine Folge unserer Entwicklungsgeschichte: Nach vier Jahren sind die Kinder aus dem Gröbsten heraus. Der Auftrag der Natur hat sich erfüllt, die Paare überdenken die Partnerschaft und lösen sich voneinander.

Aber es gibt auch Stoffe, die langfristig aneinander binden. Zwei dieser biochemischen Bindemittel haben Biologen besonders erforscht: Oxytocin und Vasopressin. Sie werden ebenfalls vor allem beim Sex freigesetzt.

Genauer untersucht als „Moleküle der Monogamie“ wurden sie zunächst nicht beim Menschen, sondern bei der Präriewühlmaus. Die flauschigen Geschöpfe aus den Graslandschaften Nordamerikas sind Beleg dafür, wie wenig es mitunter zur lebenslangen Bindung bedarf. Wenn sich eine Wühlmaus für einen Partner entschieden hat, weicht sie diesem nie mehr von der Seite. Stirbt einer von beiden, bleibt der andere bis zum Tod allein.

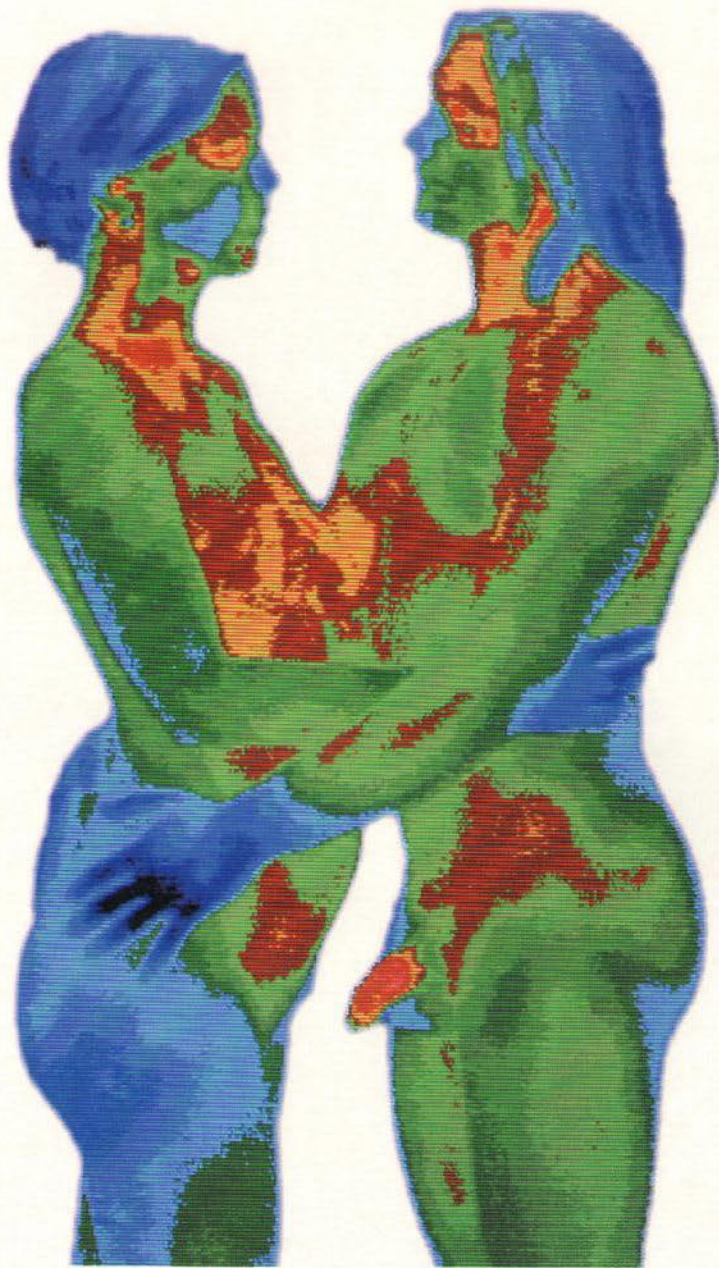
Auslöser dieser Treue ist ein Rauschzustand, der etwa 24 Stunden anhält: Weibchen und Männchen geben sich dabei der Leidenschaft hin, paaren sich zwei Dutzend Mal. Dabei produziert das Hirn des Weibchens eine hohe Dosis Oxytocin, während das des Männchens mit Vasopressin überschüttet wird. Nach dieser „Gehirnwäsche“ sind die Tiere auf absolute Monogamie eingestellt.

Auch beim Menschen scheinen die Hormone Vasopressin und vor allem das Oxytocin eine dauerhafte Verbindung zu stiften. Der Begriff Oxytocin stammt aus dem Griechischen und bedeutet „schnelle Geburt“. Das Hormon wird in der Geburtshilfe eingesetzt, um die Gebärmutter zum Kontrahieren zu bringen und so die Wehen einzuleiten. Nach der Entbindung steuert das Hormon den so genannten Milchejektionsreflex: Nuckelt das Baby an der Brust, schüttet eine kleine Drüse im Gehirn, die Hypophyse, Oxytocin ins Blut. Die Zellen, die sich um die Milchgänge wickeln, ziehen sich daraufhin zusammen, und die Milch fließt. In der Muttermilch ist ebenfalls Oxytocin enthalten.

„Man nimmt deshalb an, dass Oxytocin zur innigen Bindung zwischen Mutter und Kind beiträgt“, sagt Karl Grammer, Verhaltensforscher am Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtethologie in Wien. „Dieser Mechanismus könnte sich auch auf die Bezie-



Dass sich ein Orgasmus auch im Kopf abspielt, zeigt das Hirnscan-Bild eines Mannes: Im größeren der beiden aktivierten Bereiche (gelb) sitzt das ventrale Tegmentum, ein wichtiger Bestandteil des Belohnungssystems des Gehirns



hung von Mann und Frau übertragen haben.“

Und zwar über die Sexualität: Untersuchungen zeigen, dass ein Orgasmus mit einer extrem hohen Oxytocin-Ausschüttung einhergeht. Doch selbst bloßer Körperkontakt, eine zärtliche Massage etwa, lässt den Spiegel des Bindungshormons steigen, wie die Physiologin Kerstin Uvnäs-Moberg vom Karolinska-Institut in Stockholm nachgewiesen hat.

6. Station: DAUERHAFT GLÜCKLICH WERDEN

Ein weiteres Rezept für eine lange Liebe glaubt der US-Psychologe Arthur Aron entdeckt zu haben. Die Aufregung und das Adrenalin, die die anfängliche Leidenschaft entfacht haben, seien auch die besten Mittel, die Liebe langfristig lebendig zu erhalten.

Um seine Vermutung zu testen, band Aron Paare an Händen und Füßen zusammen und schickte sie in einer Turnhalle gemeinsam auf einen Hindernisparcours. Die Pärchen sollten dabei ein Kissen mitnehmen, das sie nur zwischen ihre Köpfe oder Körper klemmen konnten. Vor und nach dieser Übung ermittelte der Forscher, wie zufrieden die Paare mit ihrer Beziehung waren. Das Resultat: Nachdem die Fesseln gelöst waren, fühlten sich die Partner einander näher als noch kurze Zeit vor dem Experiment. „Gemeinsame Herausforderungen“, lautet Arons Fazit, mögen sie uns auch noch so einfach erscheinen, „schweißen ein Paar zusammen.“

Dass so etwas auch langfristige Auswirkungen haben kann, zeigte sich in einem weiteren Versuch. Aron teilte Ehepaare, die im Durchschnitt länger als 14 Jahre verheiratet waren, in zwei Gruppen ein. Der einen verschrieb er jede Woche anderthalb Stunden eine aufregende Tätigkeit: einen Berg besteigen, Skifahren, ins Konzert oder zum Tanzen gehen. Die andere Gruppe musste sich mit Aktivitäten begnügen, die sie zwar als angenehm, jedoch nicht als sonderlich aufregend empfand, wie Freunde besuchen oder gemeinsam kochen.

Zehn Wochen später befragte der Forscher die Paare nach ihrem Eheglück. Die erste Gruppe war mit ihrer Partnerschaft eindeutig zufriedener als zuvor. Bei der anderen hatte sich so gut wie nichts verändert.

Die Liebe, sagt Arthur Aron, muss also nicht zwangsläufig der Gewohnheit weichen. Zwar überfällt sie den Menschen wie ein Fieber, aber ihr ebenso rasches Schwinden lässt sich verhindern. Liebe ist, glaubt der Forscher, wenn man sich immer wieder auf die Suche nach dem Adrenalin macht – gemeinsam. □

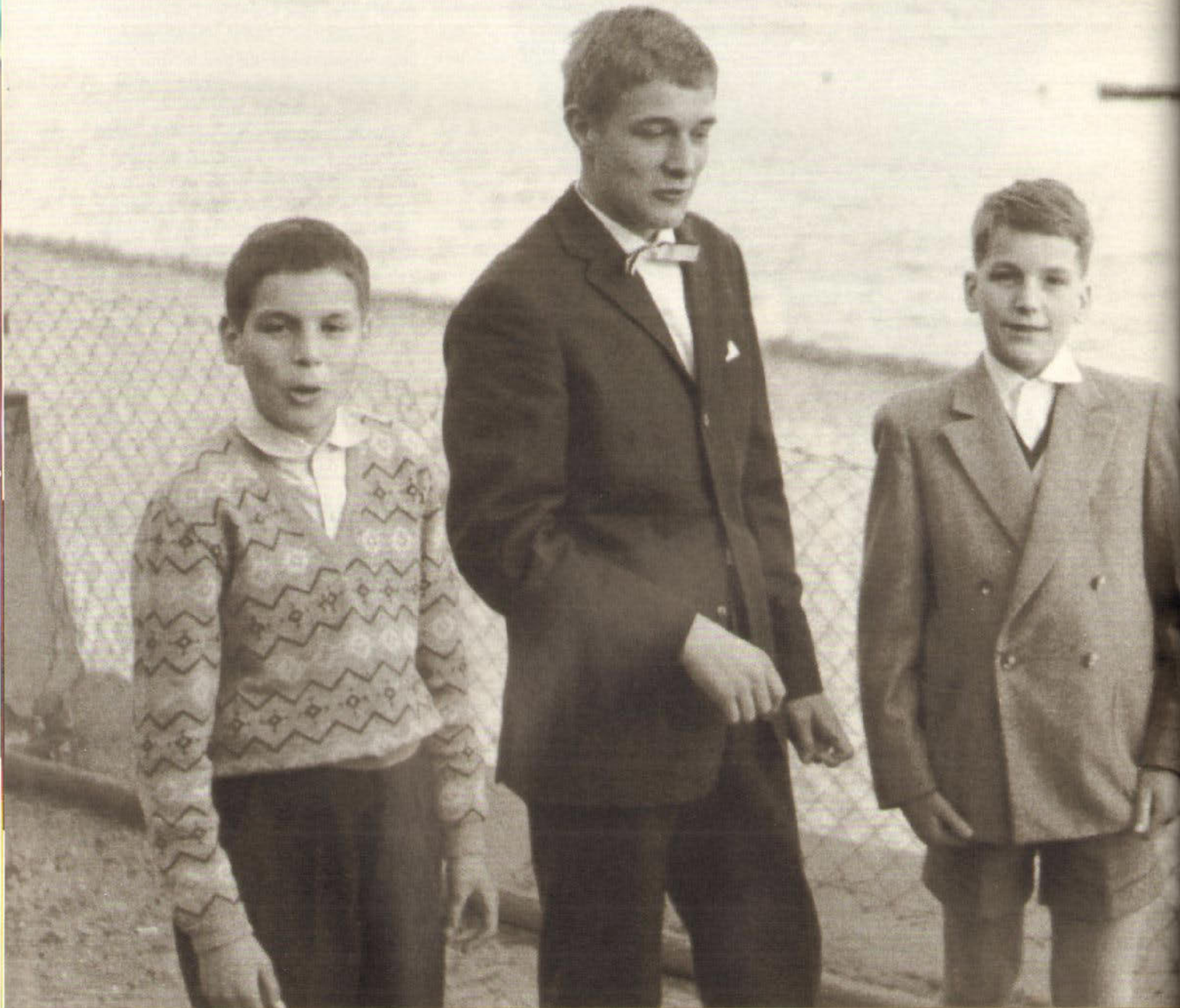


Bas Kast, 31, ist Wissenschaftsredakteur beim „Tagesspiegel“ in Berlin. Sein Buch „Die Liebe und wie sich Leidenschaft erklärt“ ist gerade bei S. Fischer erschienen. Die Wärmebild-Fotos stammen von Daniel und Geo Fuchs sowie von Lennart Nilsson.

GESCHWISTER

DIE FÜNFER-BANDE VON

Mit vier Brüdern aufzuwachsen, alles zu teilen, von der Zuneigung der Eltern bis zur Modelleisenbahn – muss das nicht die Hölle sein? Ganz im Gegenteil, findet GEO-Autor Christian Jungblut: Geschwister fördern die Entwicklung eigenwilliger Persönlichkeiten. Der heute 60-Jährige beschreibt seine Kindheit im Hamburg der Nachkriegszeit



Konfirmation 1960: Der Autor und seine jüngeren Brüder Thomas,

ÖVELGÖNNE



*Ein Sprung auf die
Eisschollen*

Ich bin Erstgeborener, der Älteste von fünf Brüdern. Immerhin zwei Jahre lang – bis zur Geburt meines ersten Bruders – galt mir die ungeteilte Aufmerksamkeit meiner Mutter. Nach Ansicht von Familienwissenschaftlern müsste ich dadurch privilegiert und mit einem besonders starken Selbstbewusstsein gepolstert sein.

Eine nette Theorie: Die Wirklichkeit war in meinem Fall nicht ganz so simpel. Tatsache ist aber, dass mir das Privileg als Erstling bis heute viele Verpflichtungen beschert. Ist ein Verwandter oder Bekannter gestorben, wird von mir erwartet, dass ich stellvertre-

Henning, Florian und Andreas in ihrem Garten am Övelgöner Strand – dem Lieblingsspielplatz der Jungen

tend für die Familie kondoliere. Zum Muttertag kaufe ich die Blumen – meine Brüder halten es für selbstverständlich, dass der Älteste dafür zuständig ist. Stürzt meine inzwischen 84-jährige Mutter, ruft sie mich um Hilfe, obwohl einige ihrer Söhne viel näher wohnen. Und wenn ich mich mal über die ungerechte Aufgabenverteilung beschwere, behaupten meine Brüder, ich bürdete mir ja alles selbst auf.

Schon früher, in den 1950er und 1960er Jahren, hatten es meine Brüder leichter als ich. Freiräume, die ich mir noch mühsam hatte erkämpfen müssen, standen ihnen wie selbstverständlich zu. Unvergessen der Streit, bis ich als 14-Jähriger zum ersten Mal beim Segeln allein über Nacht wegbleiben durfte, obwohl ich praktisch auf dem Wasser groß geworden war – das hatte gar nichts von einem Privileg. Ich versuchte zu erklären, dass ich nachts im Hafen liegen würde und mir nichts passieren könne. Am Ende schrien wir uns an, meine Mutter und ich, und ich rannte empört aus dem Haus. Meine Brüder fragten später erst gar nicht. Sie taten einfach, was ihnen gefiel.

Heute müsste ich nach Ansicht von Experten einer sein, der gern herumkommandiert – genau wie angeblich früher im Umgang mit den jüngeren Geschwistern. Das jedenfalls glaubt der kalifornische Wissenschaftshistoriker Frank Sulloway, der in 26 Jahren 6566 Lebensläufe aus dem letzten halben Jahrtausend studiert hat. Erstgeborene sind demnach konservativ und oft in leitenden Positionen tätig, beispielsweise als Kapitän.

Das wollte ich früher tatsächlich werden. Schließlich war mein Vater Kapitän auf einem Windjammer. Doch als Seemann



Meine Eltern mit ihren ersten drei Kindern



Einheitspulllover für vier von fünf



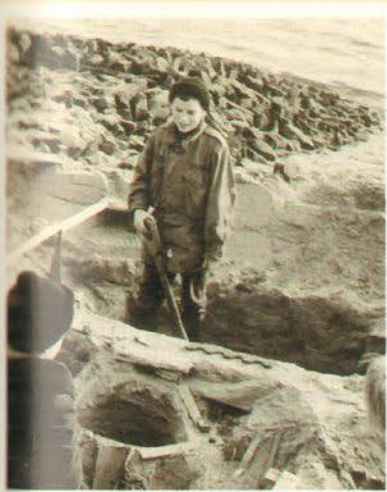
Ostsee-Urlaub mit jüngeren Cousins

hätte ich kaum Zeit für Segeltouren im eigenen Boot gefunden. Also blieb ich an Land, arbeitete als Schaueremann, Schiffsfunktechniker und viel später dann als Journalist. Doch weder bin ich Chef geworden noch wollte ich es je sein. Und was meine Brüder angeht: Sie hätten sich nie von mir herumkommandieren lassen – und ich habe es nie versucht.

Wir fünf hatten einen ausgeprägten Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit. Wer einen von uns einschränken und etwa vom



Hochwasser bei der heutigen »Strandperle«



Thomas als Deichbauer

Spielen mit der elektrischen Eisenbahn ausschließen wollte, hatte sofort eine Viererkoalition gegen sich. Jeder von uns begriff sehr schnell, dass es nicht klug war, die Meinung eines Bruders zu übergehen, selbst wenn er, wie der Kleinste, zehn Jahre jünger war als ich.

Die Entwicklung unterschiedlicher Persönlichkeiten hat dies offensichtlich nicht behindert. Im Gegenteil, es förderte die In-

bunden. Dabei hatten uns das die Eltern verboten, vor allem, dass die Jüngeren geschlagen wurden. Einmal aber, nachdem ich in mühsamer Arbeit aus winzigen Papierteilen ein Modellschiff zusammengebaut hatte und zwei kleinere Brüder es dann mit Silvesterknallern in die Luft jagten, warf ich die Schere nach ihnen – zum Glück habe ich nicht getroffen.

Für den französischen Kinderpsychologen Marcel Rufo bringen gerade solche Konflikte Entwicklungsfortschritte. Ein gesittetes, friedliches Familienleben hemme dagegen die Persönlichkeitsentfaltung. So gesehen hatten wir die allerbesten Entwicklungschancen.

Unsere Eigenwilligkeit war zu einem Großteil eine Folge der liberalen Erziehung. Unsere Eltern forderten keine bestimmten Leistungen von uns, sondern taten alles, damit wir uns wohl fühlten. Nicht nur dadurch waren sie in der Wirtschaftswunderzeit so etwas wie Außenseiter. Während andere Männer sich wie Paschas bedienen ließen, half mein Vater im Haushalt mit, machte sogar unsere Betten und erklärte: „Heutzutage kann man sich keine Diener mehr leisten.“ Wir waren nicht seine Befehlsempfänger, aber er setzte uns Grenzen, wenn einer mal frech oder unhöflich war.

Mütter von Freunden und Verwandten bestanden auf Erziehungsprinzipien, die eher zu einer Art Dressur führten – Schläge inklusive. Unsere Mutter ließ uns dagegen einfach aufwachsen. Erst später haben wir verstanden, dass es ihre Art war, die Persönlichkeit ihrer Kinder zu achten. Und sie hatte, was zu damaliger Zeit ungewöhnlich war, neben der Mutterliebe auch viel Mitgefühl für unsere Bedürf-

Jeder von
uns begriff sehr
schnell, dass
es nicht klug war,
die Meinung
eines Bruders zu
übergehen, selbst
wenn er Jahre
jünger war



1960er Jahre: Jetzt halten uns Fremde nicht mehr für Brüder

dividualität. Jeder musste seinen Platz finden, um beachtet und akzeptiert zu werden. Der Zweitälteste hatte schon als kleines Kind ausgefallene geographische Kenntnisse, mit denen er bei Ratespielen glänzte. Der Zweitjüngste konnte witzige Geschichten erzählen – ausgesponnene Alltagsbeobachtungen. Und der Mittlere war handwerklich geschickt.

Was so harmonisch klingt, war oft mit Geschrei, Streit und manchmal sogar Prügeleien ver-



Diese Hausmusik klang nur in unseren Ohren gut

nisse: Gelegentlich kam es vor, dass sie uns frühmorgens nicht weckte, sodass wir die erste Schulstunde versäumten – weil wir „gerade so schön schliefen“.

Jeder Versuch, unsere Wildheit zu zügeln und uns zu artigen Kindern zu erziehen, zerbrach an dieser Haltung. Selbst im Zorn ausgesprochene Verbote stieß sie im nächsten Moment wieder um. Das war ihre Art der Konsequenz.

Gab es Streit, trugen wir den unter uns aus – nach außen aber hielten wir zusammen. Deshalb legten sich andere Kinder nur selten mit einem von uns an: Sie hätten zugleich die übrigen vier herausgefordert. Marmelkönig wurde der zweitälteste Bruder, weil der mittlere ihm jedes Mal Vorlagen lieferte – was die Spielkameraden aber nicht durchschauten. Und noch heute lassen wir nichts aufeinander kommen, das gilt für den großen Freundeskreis wie für die Frauen unserer Fünfer-Bande. Wer einen der Brüder kritisiert, bekommt es sofort mit den anderen zu tun.

Solche Front bildeten wir als Kinder auch häufig genug gegen unsere Eltern, etwa um das frühe Zubettgehen oder den gemeinsamen Einkaufsbummel zu verhindern. Dabei war nicht immer ich als Ältester der Wortführer. Jeder konnte das Stichwort liefern, woraufhin wir einen Chor der Ablehnung anstimmten.

Die häufig auf Kleinfamilien orientierte Forschung hat die Selbstregulierung größerer Geschwistergruppen kaum beachtet. Während dort die Sprösslinge eher Anhängsel von Vater und Mutter sind, teilte sich unsere Familie in zwei Fraktionen: Kinder und Eltern.

Mutter und Vater griffen kaum in unsere Welt ein. Sie

zeigten uns, wie man einen Osterhasen zeichnet oder ein Fahrrad repariert. Doch kamen sie nie auf den Gedanken, mit uns spielen zu wollen, wie viele Väter und Mütter es heute mit ihrem Nachwuchs tun. Wir hätten das als albern und störend empfunden – und den Kindern



Wintersegeln vor der Haustür: Zu kalt war uns nie



Aufgereiht nach Alter: Andreas, Florian, Thomas, Henning, Christian – 1967...



... und drei Jahrzehnte später



Thomas, Segelweltmeister in spe

in der Nachbarschaft erging es in ihren Familien nicht anders.

Dadurch konnten wir vieles ungehindert ausprobieren. Wir spielten in verwilderten Gärten am Elbhang oder am Strand, kletterten auf hohe Esskastanien, kokelten mit Treibholz am Strand herum und sprangen im Winter auf der Elbe von Eisscholle zu Eisscholle bis hinaus zum Fahrwasser. Nicht alle Schollen trugen uns, und wer nicht schnell genug zur nächsten gelangte, landete im Wasser. Zu Hause hörten wir uns die Strafpredigt unserer Mutter an – und liefen kurz darauf mit trockener Kleidung wieder zum Strand. Natürlich waren wir oft verletzt, und einmal wäre ein Freund beim Spielen fast ertrunken. Doch wir haben gelernt, Gefahren einzuschätzen – was das Selbstbewusstsein enorm stärkte.

Auf die Idee, uns fünf gleich zu behandeln, sind unsere Eltern zum Glück nie gekommen. Dem zweitältesten Bruder, der zwei

linke Hände hatte und sich lieber mit der Häufigkeit von Namen im Telefonbuch beschäftigte, ebneten sie den Weg ins humanistische Gymnasium. Den mittleren Bruder mit seinen praktischen Begabungen hätten sie niemals dazu gedrängt.

Die Geschwisterforschung zeigt, dass ohnehin alle Versuche zum Scheitern verurteilt sind, auf mechanistische Art Gerechtigkeit herstellen zu wollen. Forscher wie Frank Sulloway gehen davon aus, dass Erstgeborene bevorzugt werden, da sie eine Zeit lang die ungeteilte Aufmerksamkeit ihrer Eltern erfahren. Über den Einzelfall sagt das allerdings nicht viel aus; schließlich bemisst sich Zuwendung nicht allein mit der Uhr.

Meine Mutter richtete sich sehr nach unseren jeweiligen Bedürfnissen, wandte sich mal diesem zu, der eine Weile krank war, und dann jenem, der gerade mit seinen Freunden Ärger hatte. Und sie hatte die Gabe, auch die geringste neue Fertigkeit eines jeden von uns gleich zu bemerken und sich darüber zu begeistern.

Spielzeug und Roller oder Fahrräder hatten in unserem Wertesystem kaum Bedeutung. Körperliche Geschicklichkeit und Ausdauer, Fantasie und Witz zählten weit mehr. Wir standen dauernd im Wettstreit miteinander – das Salz in den Beziehungen von Geschwistern, wie der Kinderpsychologe Rufo meint.

Ständig maßen wir uns, anfangs mit Ratespielen, später vor allem beim Segeln, zuerst auf der Elbe, dann auf der Ostsee, schließlich in aller Welt. Der mittlere Bruder Thomas übertrumpfte uns alle und wurde mehrmaliger Segelweltmeister. Und uns kam es so vor: Weil wir ihn zu immer größeren Leistun-

gen angetrieben hatten, gehörten seine Siege uns allen.

Wenn unsere alte Mutter ihre Söhne heute um sich versammelt, blickt sie stolz von einem zum anderen. Natürlich behandelt sie mich auch als 60-Jährigen noch wie ein Kind, ebenso meinen jüngsten Bruder, der Kapitän eines großen Kreuzfahrtschiffes geworden ist. Sie ermahnt uns, zieht in aller Öffentlichkeit unsere Krawatten zurecht oder versucht, mit einem Taschentuch unsichtbare Flecken aus dem Jackett zu reiben.

Sie hat ihre Wirklichkeit. Und wir haben unsere. Wir Brüder denken, dass wir als Kinder die größtmögliche Freiheit hatten. Unsere Mutter sagt: „Mit Töchtern wäre alles viel schwieriger gewesen, denn die sind raffiniert. Aber Jungen sind leicht zu lenken. Die sind eben ein bisschen einfach gestrickt.“ □

Zum Glück ist
unseren Eltern
nie eingefallen,
ihre fünf Söhne
alle gleich zu
behandeln



Mit den Eltern beim Sonntagskaffee



Zum 82. Geburtstag ihrer Mutter versammelten sich die Brüder in einem Fischlokal an der Elbe – natürlich auch, um über alte Zeiten zu reden. Der Autor Christian Jungblut (links) würde seine Jugendzeit am liebsten noch einmal erleben.

Vernachlässigung, Gewalt und Scheidung: Zerfällt die Familie als Keimzelle gesellschaftlichen Lebens? Die Sorge ist fast so alt wie die Institution selbst. Doch sie lässt vergessen, dass sich das Zusammenleben von Menschen ständig verändert. Künftig wird die traditionelle und lokal gebundene Kleinfamilie abgelöst von weiträumig verteilten Mehr-Generationen-Beziehungen

DIE FAMILIE IST NOCH LANGE NICHT AM ENDE





Die Fotos zu diesem Beitrag zeigen ironische Inszenierungen von Familiensituationen: Die Kommunikation ist gespielt, die Interaktion eingefroren. Die Fotografinnen wollen mit ihren Bildern zum Nachdenken über familiäre Strukturen anregen

Ende der 1920er Jahre rief US-Präsident Herbert Hoover die Wissenschaftler seines Landes auf, Prognosen über die Zukunft der amerikanischen Gesellschaft zu entwerfen. Soziologen schilderten den Zustand und die Entwicklung der Familie daraufhin in düsteren Farben: Die zunehmende Bevölkerungsdichte in den Städten werde zu weniger Heiraten und Geburten führen, aber zu mehr Scheidungen. Da Mütter in den Metropolen häufig außer Haus arbeiteten, sei mit zunehmender Verwahrlosung der Kinder und wachsender Kriminalität zu rechnen.

Die Wirklichkeit hielt sich indes nicht an die Prophezeiung. Jahrzehnte später folgte das vielen Menschen im Rückblick golden erscheinende Zeitalter der Familie in der Nachkriegszeit.

Dennoch deuten auch zeitgenössische Soziologen wie Ulrich Beck oder Anthony Giddens, die beide an der London School of Economics lehren, die heutige Familienentwicklung in Westeuropa und Nordamerika erneut als Zerfall ehemals sicherer Beziehungen. Und wie damals dienen wachsende Scheidungsziffern, der Rückgang

der Geburten und die Zunahme an Alleinerziehenden als Argumente. Ursache sei die schwindende Verbindlichkeit traditioneller Werte und Normen, was zu ungehemmt ausgelebtem Individualismus und einer Sucht nach Selbstverwirklichung geführt habe. Manche einflussreichen Forscher, wie etwa der Wirtschaftswissenschaftler Meinhard Miegel, beschwören gar den Untergang unserer Kultur ähnlich dem im antiken Rom oder in Griechenland.

Tatsächlich war die Nachkriegszeit historisch gesehen eine Ausnahme, das Resultat einer einmaligen Konstellation: Eine rasante Wirtschaftsentwicklung nach dem Wiederaufbau ermöglichte stabile Beschäftigung fast ohne Arbeitslosigkeit, und der Sozialstaat sicherte die wichtigsten Risiken ab. So ließ es sich in traditionellen Familienstrukturen gut aushalten.

Der drohende Zerfall der Familie wird vor allem in Übergangszeiten heraufbeschworen, wenn Traditionen ins Wanken geraten. Das Krisenszenario der 1920er Jahre war ein Reflex auf den Wandel zur Industriegesellschaft; das heutige, medial oft schrill verstärk-

te, ist eine Reaktion auf den Übergang zur postindustriellen Gesellschaft.

Dabei bedeutet in Unsicherheit zu leben nicht, enge Bindungen aufzugeben. Familiäre Netzwerke sind – ganz im Gegenteil – vielmehr denn besonders stark, wenn einem Angehörigen Arbeitslosigkeit droht. Die Familie bietet, allen voreiligen Nachrufen zum Trotz, immer noch Geborgenheit und Schutz gegenüber einer als kalt empfundenen Außenwelt.

Die Fixierung auf ein Idealbild trübt jedoch den Blick für die Realität. So erklären sich auch die vielen Mythen über Ehe und Familie in der „guten alten Zeit“. Der Alltag war längst nicht so vorteilhaft und angenehm, wie er heute oft dargestellt wird:

- **Mythos Gefühl:** Früher waren die Menschen glücklicher verheiratet. Realität: Die Ehe war meist weniger eine Liebes-, als vielmehr eine Zweck- oder Wirtschaftsgemeinschaft. Normverstöße wie außereheliche Affären und uneheliche Kinder waren schon immer weit verbreitet.

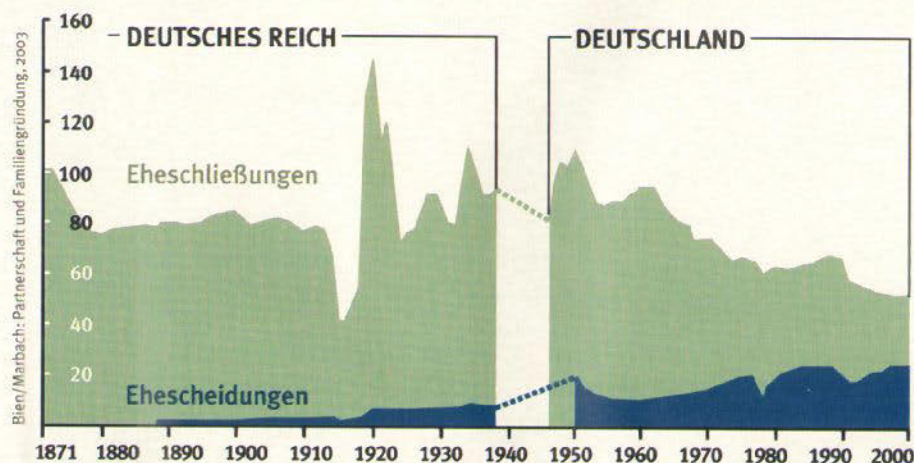
- **Mythos Beständigkeit:** Ehen hielten früher länger. Realität: Zu keiner Zeit waren Ehen stabiler als heute. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde ein Drittel aller Ehen spätestens nach 20 Jahren getrennt, weil einer der Partner gestorben war. Heutzutage haben Männer und Frauen aufgrund der längeren Lebenserwartung die Möglichkeit, bis zu acht Jahrzehnte miteinander zu verbringen, und nie zuvor gab es in Deutschland so viele Ehen, die bereits 40 Jahre und länger halten.

- **Mythos Heirat:** Früher hatte fast jeder einen Ehepartner. Realität: In Westeuropa gab es teils strenge Heiratsregeln. In vielen Ländern blieb jeder Vierte ledig, da eine Ehe nur bei ausreichender wirtschaftlicher Grundlage erlaubt war. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert existierten in mehreren deutschen Staaten Heiratsverbote, aus Angst vor Überbevölkerung.

- **Mythos Großfamilie:** Früher lebten noch mehrere Generationen unter einem Dach. Realität: In Europa und in Nordamerika waren Großfamilien nie

Ehe in der Krise

Heirats- und Scheidungsfälle, je 10 000 Einwohner



Der Erste Weltkrieg mit Millionen Toten dezimierte eine ganze Männer-Generation. Als Folge kam es zu einem drastischen Einbruch bei Eheschließungen. Der Heiratsboom in den »Goldenen Zwanzigern« erreichte ein bislang einzigartiges Niveau. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sinkt die Zahl der Trauungen – und die der Scheidungen steigt



FRÖHLICHE FAMILIENFEIER

vorherrschend. Ein durchschnittlicher Haushalt bestand nur aus vier bis sechs Personen. Die geringe Lebenserwartung machte Mehr-Generationen-Familien zur Ausnahme.

• **Mythos Kinder:** Früher wuchsen Jungen und Mädchen glücklicher auf, und die Eltern hatten mehr Zeit für sie. Realität: Kinder wurden bis weit in das 19. Jahrhundert hinein auf ihren frühen Arbeitseinsatz im Handwerk und in der Landwirtschaft hin erzogen. Die oft gefühlsunterkühlte Atmosphäre in den Ehen übertrug sich auf die Kinder. Lange Arbeitszeiten und Kinderreichtum ließen für das einzelne Kind wenig Zeit. Inzwischen verbringen Eltern mit ihren Kindern mehr Zeit als noch vor einigen Jahren.

Die Familie ist nicht in der Krise, sondern im ständigen Wandel. In anderen gesellschaftlichen Bereichen, ob in der Wirtschaft oder Kultur, nehmen wir den Wandel als geradezu selbstverständlich hin. Wir sollten es auch für das Modell Familie tun, denn es ist nicht zwingend, dass wir heutzutage nur wie unsere Eltern und Großeltern leben könnten.

Tatsächlich lebt ein Großteil der Deutschen derzeit längst anders als noch in den 1980er Jahren, in denen das „Normalitätsmodell“ dominierte: Man verlobte sich, heiratete und gehörte dann zusammen. Heute dagegen nehmen nichteheliche Partnerschaften zu. Von Menschen, die in den 1950er Jahren geboren wurden, lebte im Alter

von 30 Jahren etwas mehr als jeder Fünfte ohne Partner, von den 1970er-Jahrgängen trifft dies bereits auf jeden Dritten zu. Am weitesten zurückgedrängt ist das traditionelle Familienmodell in den östlichen Bundesländern: Nahezu jedes zweite neue Kind wird dort vorehelich geboren.

Die neuen Lebensformen stehen längst für eine neue Normalität, sei es bei Ehen ohne Trauschein, eheähnlichen Beziehungen mit zwei Haushalten oder homosexuellen Paaren. Von einem „anything goes“ ist die Gesellschaft dennoch weit entfernt. Vor allem im Westen leben Familien mit Kindern noch immer weitgehend traditionell zusammen – vier von fünf Jungen und Mädchen wachsen bei den leiblichen Eltern auf.

Auch die Bindungslosigkeit hat nachweislich nicht zugenommen, wie die Familienuntersuchungen des Deutschen Jugendinstituts gezeigt haben. Die Zahl der Alleinlebenden steigt nicht etwa deshalb, weil viele Menschen das langjährige Single-Leben attraktiv finden, sondern weil sie später heiraten als noch ihre Eltern – und weil es mehr alte Menschen gibt, deren Partner gestorben sind. Der Prozentsatz der Kinderlosen steigt zwar, ist aber im langfristigen Vergleich nicht größer als um die vorletzte Jahrhundertwende.

Dennoch müssen Gesellschaft und Familie heute mit Herausforderungen fertig werden, die das Zusammenleben der Menschen noch mehr verän-

dern werden: der Neukonstruktion von Lebensverläufen, der demographischen Revolution, der Neubestimmung der Geschlechterbeziehungen und dem Konflikt zwischen Familie und Arbeitswelt.

DIE NEUKONSTRUKTION VON LEBENSVERLÄUFEN

Mutterrolle und Frauenrolle, jahrhundertlang eng miteinander verwoben, fallen heute auseinander. Eine Mutter mit zwei Kindern ist in der Regel 45 Jahre alt, wenn sie die Pubertät ihres jüngeren Kindes erlebt. Danach folgt oft noch eine Lebensphase von drei bis vier Jahrzehnten.

Anders bei den Frauen um 1850: Aufgrund der hohen Kindersterblichkeit waren oft acht Geburten nötig, um vier Kinder großziehen zu können. Die Pubertät des Letztgeborenen erlebten diese Frauen erst ab Mitte 50 – und damit fast am Ende ihrer durchschnittlichen Lebenszeit.

Bei den Männern ist es ganz ähnlich: Bei jenen um 1880 Geborenen lag die gemeinsame Lebenszeit von Vätern und Söhnen nur bei bis zu 20 Jahren, heute sind es bis zu 55 Jahre.

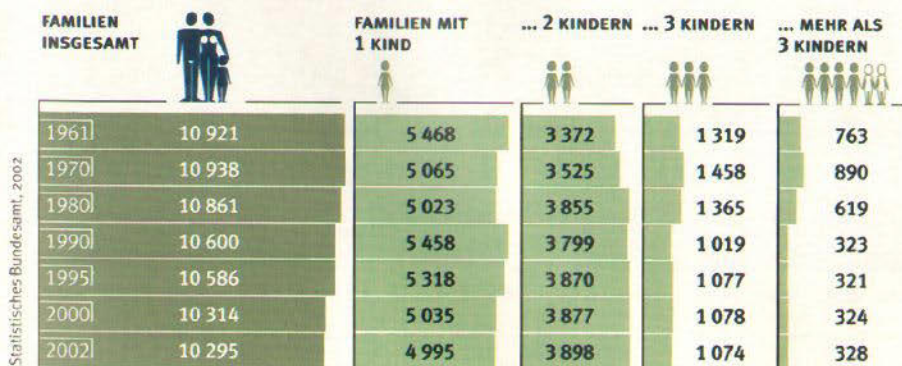
Kinder und Eltern verbringen heute insgesamt viel mehr Zeit miteinander als früher – häufig sogar mehr Lebenszeit als Ehepartner früher. Hinzu kommt, dass derzeit mehr als neun von zehn aller jungen Erwachsenen bis 20 Jahre noch bei ihren Eltern leben – und selbst bei den 25-jährigen Männern sind es noch mehr als die Hälfte. Das „Hotel Mama“ ist inzwischen gesellschaftliche Realität.

Für die meisten Erwachsenen gilt seit jeher, dass sie im Lebensverlauf zwar mehrere Partner nacheinander haben, denen aber meistens treu sind. Allein die Gründe für diese „sequenzielle Monogamie“ haben sich geändert. In den vergangenen Jahrhunderten musste nach dem oft frühen Tod eines Ehepartners aus wirtschaftlichen Gründen möglichst rasch wieder geheiratet werden, um den Bauernhof oder Betrieb fortführen und die Kinder versorgen zu können.

Heute ist anstelle des Todes eines Partners die Trennung oder Scheidung

Familien sind kein Auslaufmodell

mit im Haushalt lebenden Kindern, ohne Altersbegrenzung, in Tausend



Die Zahl der Familien in Deutschland hat sich seit den 1960er Jahren kaum verringert. Eltern aber haben statt drei und mehr Kindern meistens nur noch eines oder zwei



MUNTERE MUSSESTUNDE

von einem Partner getreten – wobei letztere jedoch zur Hälfte kinderlose Paare betrifft. Daher verwundert es kaum, dass der Anteil der Kinder, die nicht mit beiden Elternteilen aufwachsen, in Deutschland wie in den USA, vom Anfang bis zum Ende des 20. Jahrhunderts fast konstant war.

Geändert haben sich aber die Beziehungen innerhalb der Familie. Vorgegebene Rollenmuster – in der Sexualität, bei der Erziehung von Kindern oder der Aufgabenverteilung im Haushalt – werden abgelöst von Prozessen des Aushandelns.

Die sind mitunter mühsam, haben für die Eltern-Kind-Beziehungen oft jedoch positive Folgen. Eltern tolerieren eher die Vorstellungen der Kinder bei der Partner- oder Berufswahl.

Selbst die Ablösung vom Zuhause erfolgt meist schrittweise und ohne größere Konflikte. Eine Studie über vier Generationen erbrachte den Nachweis, dass sich die Qualität der Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern spürbar entspannt und gebessert hat. Wollen Eltern hingegen ihre Vorstellungen durchdrücken, lässt sich eine angeknackste Beziehung zu den Kindern später kaum wieder reparieren.

Auch die Bande zwischen den Generationen sind heute erstaunlich eng. Eltern unterstützen ihre Nachkommen bei der Betreuung des Nachwuchses und finanziell, etwa beim Hausbau. Umgekehrt pflegen die Jungen die Alten am Lebensende. Rund 60 Prozent der Eltern wohnen sogar im selben Ort

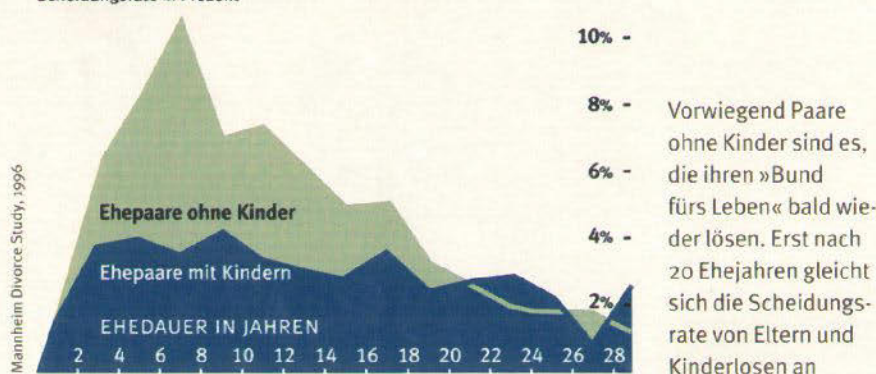
wie ihre erwachsenen Kinder, 80 Prozent nicht weiter weg als eine Stunde Fahrt. Eine neue Lebensform der „Intimität auf Distanz“ ist entstanden. Dennoch werden neun von zehn Pflegebedürftigen zu Hause betreut: Das ist gelebte Familiensolidarität. Vom vielzitierten „Krieg der Generationen“ kann keine Rede sein.

Der Wandel der Beziehungsmuster ist lange übersehen worden, weil Familie als die in einem Haushalt zusammenlebende Gruppe von Personen definiert war. Für die Forschung endete die familiäre Entwicklung mit dem Auszug der Kinder aus dem Haushalt. Mittlerweile aber spielen Kinder und Enkel für die sozialen Bindungen der Eltern im Alter eine wichtige Rolle.

Dies alles sind nicht Kennzeichen der Individualisierung oder der Auflösung familiärer Beziehungen, sondern sie charakterisieren einen Übergang: von der traditionellen, lokal gebundenen Familie mit kleinen Kindern zur örtlich verteilten Mehr-Generationen-Familie mit lebenslangen Kontakten.

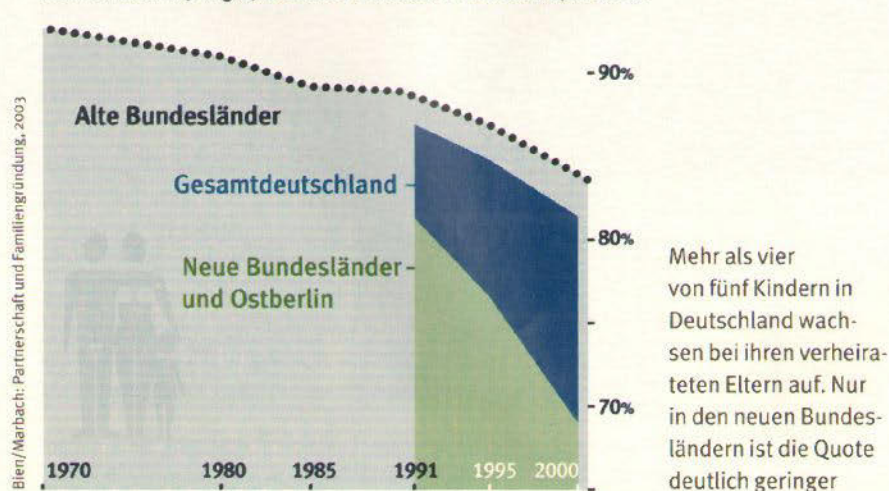
Kinder halten Ehen zusammen

Scheidungsrate in Prozent



Im Schoß der Familie

Anteil der unter 18-Jährigen, die bei ihren verheirateten Eltern leben, in Prozent



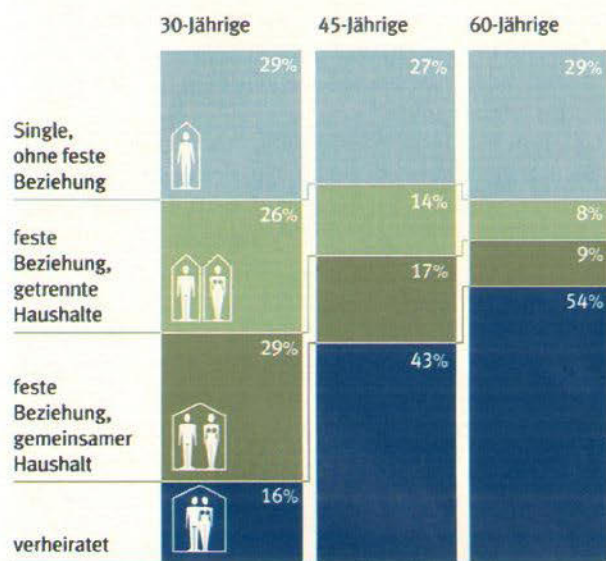
DIE DEMOGRAPHISCHE REVOLUTION

Innerhalb nur eines Jahrzehnts, zwischen 1964 und 1975, verringerte sich in ganz Westeuropa die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau dramatisch: in Deutschland von 2,5 auf 1,4 Kinder. Diese oft auf einen „Pillenknicke“ reduzierte Entwicklung hatte eine ganze Reihe von Ursachen. Die wichtigste war vermutlich die Bildungsreform, der massive Ausbau schulischer, beruflicher und akademischer Bildungswege. Deren Konsequenz: Die Menschen heirateten später und bekamen auch später Kinder.

Seit Mitte der 1980er Jahre kommt es – auf niedrigem Niveau – zu einer deutlichen Auseinanderentwicklung zwischen den Ländern. So werden nach Angaben der Uno aus dem Jahr 2003 in den USA, Frankreich und Großbritannien zwischen 1,7 und 2,1 Kinder pro Frau geboren; in Deutschland, Schweden, Kanada und Korea sind es 1,4 bis 1,6 Kinder; in Russland, Italien, Spanien, Griechenland und Japan zwischen 1,2 und 1,3 Kinder.

Zweierbeziehung als Norm

Lebensweisen von drei Generationen am Beispiel Hamburgs, in Prozent



Generationen im Vergleich: Auch wenn sich Lebensformen wandeln, bleiben private Bindungen unverzichtbar. Weniger als ein Drittel der Hamburger dreier Altersjargänge leben allein

ungsangeboten, wie etwa in Osteuropa. Für alle dieser Gesellschaften gilt, dass sich zwei Ziele entgegenstehen: Eine bessere Bildung und Ausbildung für die Erfordernisse der Wissensgesellschaft und eine höhere Geburtenrate. Vermutlich lässt sich der Konflikt nicht auflösen – aber man sollte ihn zur Kenntnis nehmen.

DIE NEUBESTIMMUNG DES GESCHLECHTERVERHÄLTNISSSES

In einer Wissensgesellschaft lässt sich die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau nicht fortführen. Schon heute wird im Bundesdurchschnitt etwa ein Drittel des Familieneinkommens von Müttern erwirtschaftet. Die meisten Arbeitsmarktprognosen gehen davon aus, dass künftig neun von zehn hoch qualifizierten Frauen mit Kindern arbeiten werden – ein ähnlich hoher Anteil wie bei Männern.

Vor diesem Hintergrund lassen sich überraschende Zusammenhänge entdecken: In Ländern wie den USA, in Frankreich, Finnland und Dänemark sind anteilmäßig mehr Frauen als in Deutschland berufstätig. Gleichzeitig haben diese Länder eine höhere Geburtenrate, und noch dazu ist ihre wirtschaftliche Dynamik größer als in Deutschland.

All diese Staaten haben, wenn auch auf unterschiedliche Weise, die Gleichheit der Geschlechter im Beruf als Voraussetzung für die gesellschaftliche Modernisierung begriffen. Deutschland hinkt weit hinterher. Hier ist der

In den USA hat jeder fünfte Erwachsene keine Kinder, aber es gibt viele Familien mit drei, vier und fünf Kindern – auch unter Akademikerinnen. In Spanien und Italien ist Kinderlosigkeit zwar eher selten, doch die extrem niedrige Zahl von Mehrkinderfamilien lässt die Geburtenrate noch unter die Deutschlands fallen.

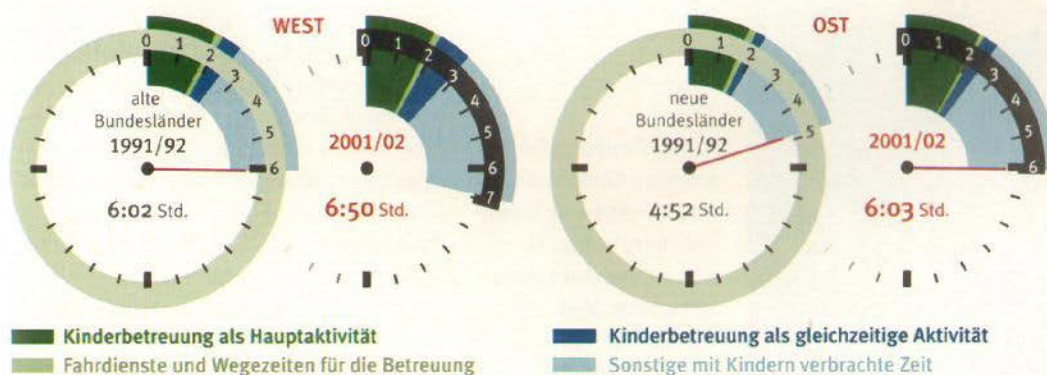
Die Länderunterschiede sind nur schwer zu erklären – niedrige Geburtenraten an sich lassen sich aber darauf zurückführen, dass Eltern heute sehr lange ökonomische Verantwortung für ihren Nachwuchs tragen. Nur in wenigen Fällen stehen Kinder schon mit

16 Jahren wirtschaftlich auf eigenen Beinen.

Zweifelhaft ist, ob sozialpolitische Maßnahmen für Familien und die Gleichstellung von Mann und Frau in Beruf und Familie das Wachstum der Bevölkerung nachhaltig verändern können. Die Vorstellung, mittels Politik die Geburtenraten beeinflussen zu können, ist unter Demographen und Ökonomen umstritten. So haben Gesellschaften mit den geringsten familienpolitischen Anstrengungen, wie die USA, eine vergleichsweise hohe Geburtenrate; die niedrigsten finden sich in Ländern mit umfassenden Betreu-

Mehr Zeit für Kinder

Betreuung von Kindern unter sechs Jahren in der Familie, in Stunden pro Tag



Im vergangenen Jahrzehnt hat die Zeit, die Eltern mit ihren kleinen Kindern verbringen, zugenommen – in Ostdeutschland stärker als in Westdeutschland. Berücksichtigt sind dabei die Mahlzeiten ebenso wie das gemeinsame Fernsehen

Anteil von Frauen in Führungspositionen nur halb so hoch wie in den USA.

In Frankreich wiederum ist es gelungen, die Mutterrolle zu modernisieren. Junge Französinnen brauchen offenkundig nicht die Sicherheit der Ehe, um sich für Kinder zu entscheiden: In manchen Regionen wird fast jedes zweite Kind in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft geboren. Der Staat hat für verlässliche Betreuungsangebote gesorgt und die Erwerbstätigkeit von Frauen gefördert; fast jedes Kleinkind besucht vom dritten Lebensjahr an eine kostenlose Vorschule.

Ähnliche Entwicklungen in den nordeuropäischen Ländern zeigen, dass ökonomische Unabhängigkeit und moderne Beziehungen zwischen Mann und Frau einem Kinderwunsch nicht entgegenstehen müssen.

In Deutschland ist man zu lange dem traditionell arbeitsteiligen Familienmodell verhaftet geblieben. Kein anderes Land hat beim Thema Kinderbetreuung so lange geschlafen.

FAMILIE UND ARBEITSWELT

Soziologen wie Richard Sennett vertreten die Auffassung, in einer globalisierten Welt könne sich nur das mobile, flexible, ungebundene und am ökonomischen Erfolg orientierte Individuum durchsetzen. Diese Entwicklung ist aber bis heute weder in den USA noch in Europa eingetreten. Selbst hoch qualifizierte Menschen

sind oft nicht zu bedingungsloser Mobilität bereit, aus Rücksicht auf ihre familiären und sozialen Bindungen.

Viel zu wenige Unternehmen in Deutschland erkennen an, dass Mitarbeiter dann besonders produktiv und kreativ sind, wenn es anstelle der starren Arbeitszeitmodelle möglichst flexible Regeln gibt. Nur auf diese Weise lassen sich auch Berufstätigkeit und die Entwicklung stabiler Familienbeziehungen vereinbaren.

In diesem Punkt hat Deutschland den größten Modernisierungsrückstand gegenüber den nordeuropäischen Ländern, Großbritannien, den USA und Frankreich. Obwohl klar ist: Ein Zurück in die alte Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wird es nicht geben – allein deshalb, weil ein Einkommen heute meist nicht ausreicht, um eine Familie zu ernähren.

WAS DIE POLITIK TUN KANN

Derzeit sind alle sozialen Sicherungssysteme am Modell der Versorgerin ausgerichtet. Künftig sollte die soziale Sicherheit im Falle von Krankheit oder Rente statt an den ehelichen Status an das Individuum gebunden sein – zumindest für jene, die keine Kinder großgezogen haben. Es gibt keinen Grund, dass Frauen kinderloser Ehepaare Hinterbliebenenrente bekommen, während eine Frau, die in einer nichtehelichen Gemeinschaft Kinder großzieht, leer ausgeht. Oder

das Ehegattensplitting: Es ist nichts anderes als eine Prämie dafür, dass eine verheiratete Frau nicht arbeitet – und sollte daher in ein Familiensplitting überführt werden, das die Kinder so lange berücksichtigt, wie sie unterstützt werden.

Jenseits solcher konkreten Maßnahmen kann Politik wenig bewirken, denn moderne Gesellschaften stecken in einem Dilemma. Junge Erwachsene müssen derart viel Aufwand für Bildung und Beruf betreiben, dass es an ausreichender Zeit für Partnerschaft und Kinder fehlt. Von Grund auf verändern lässt sich das kaum.

Den politischen Willen vorausgesetzt, ließe sich jedoch die starre Dreiteilung der Lebensverläufe in Ausbildungs-, Berufs- und Rentenphase aufbrechen. Gestufte Ausbildungswege, wie sie einige Universitäten mit dem Bachelor- und Master-Abschluss eingeführt haben, ermöglichen frühe ökonomische Selbstständigkeit und lassen spätere Weiterqualifikation zu.

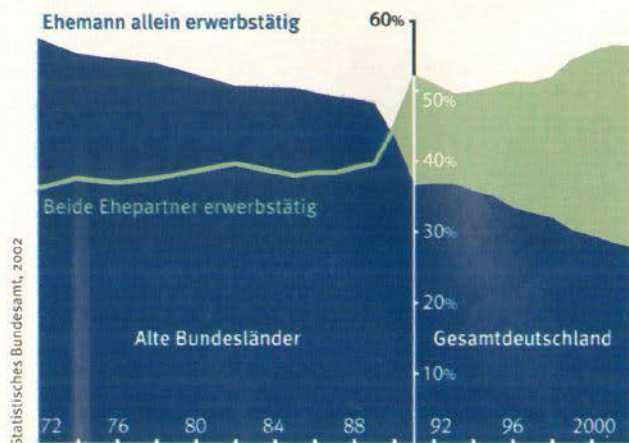
Warum sollte ein junger Mensch nicht zunächst Erzieher oder Pfleger werden, um nach vier oder fünf Berufsjahren, mit Mitte 20, eine Kinderphase einzulegen? Nach einigen Jahren könnte sich eine Ausbildung zum Arzt anschließen. Sind die Kinder schließlich aus dem Haus, wäre womöglich Zeit für erneute Weiterbildung – etwa zum Professor für Medizin oder Leiter einer Klinik.

Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 80 bis 85 Jahren sind derartige Lebensverläufe alles andere als utopisch – und sie würden es möglich machen, Partnerschaft, Elternschaft, Fürsorge für die eigenen Eltern und Engagement für die Gemeinschaft miteinander zu verbinden. Die nötigen Rahmenbedingungen müssten allerdings vom Staat, der für viele Berufe das Ausbildungsmonopol hat, durchgesetzt werden. Ein Mediziner könnte dann eben erst seine Zulassung als Arzt erhalten, wenn er eine Zeit lang als Pfleger gearbeitet oder seine Eltern versorgt hat.

Das hätte den Vorteil, dass Kindererziehung und Berufsarbeit nicht mehr parallel bewältigt werden müssen.

Alleinverdiener auf dem Rückzug

Ehepaare mit Kindern nach Erwerbstätigkeit, in Prozent



In der Mehrheit aller Ehen mit Kindern sind inzwischen beide Elternteile berufstätig. In den 1970er und 1980er Jahren war der Anteil der Alleinverdiener noch deutlich höher



HEITERE HAUSMUSIK

KINDER – DIE MONETÄRE BILANZ

»Wir zahlen sehr viel Steuern«, klagen kinderlose Paare. »Wir ziehen dafür die Rentenzahler von morgen groß«, entgegnen Eltern. Wer tut – rein finanziell gesehen – tatsächlich mehr für die Zukunft des Gemeinwesens?

Erst kommt das Glück, dann schwindet das Geld. Wer sich heute für Kinder entscheidet, muss mit schmerzhaften Einschnitten rechnen: Verfügte ein Paar zuvor über zwei Einkommen für zwei Personen, so sorgt die Geburt von Kindern dafür, dass mehr Köpfe von nur noch einem Einkommen leben müssen – zumindest für einige Zeit.

Eltern nehmen den Wohlstandsknick oft mit Verzug wahr, denn in den ersten Lebensmonaten eines Neugeborenen fördert der Staat Mutterschaft und Erziehungszeit. Doch auf lange Sicht hat ein doppelt verdienendes Durchschnitts-Ehepaar ohne Kind am Monatsende rund 2000 Euro mehr in der Tasche als das Ehepaar mit den zwei Kindern (siehe Tabelle). Würde das kinderlose Paar diese Summe 18 Jahre lang konservativ anlegen, hätte es eine Altersversorgung von weit mehr als 500 000 Euro.

Tatsächlich jedoch brauchen Kinderlose eher weniger in die Altersvorsorge zu investieren, denn durch ihre Arbeit erwerben beide Partner einen vollen Rentenanspruch. Der basiert in Deutschland, wie alle Sozialsysteme, auf einem Umlageverfahren: Die Einzahlungen sind nicht – wie bei einer Lebensversicherung – mit dem Kapital des Versicherten gedeckt, sondern werden von einer Generation auf die nächste umgelegt. Die heute Berufstätigen zahlen also nicht für sich ein, sondern für die Rente ihrer Eltern.

Und sie verlassen sich darauf, dass ihnen eine weitere Generation von Berufstätigen folgen wird, die dasselbe tut. Diesem „Generationenvertrag“ entziehen sich die Kinderlosen, indem sie die Kinder anderer Leute für ihre Rente zahlen lassen.

Hinzu kommt, dass Eltern gleichzeitig um ihre Altersvorsorge gebracht werden. Zwar erhält ein nicht erwerbstätiger Elternteil drei beitragsfreie Jahre pro Kind für die Rentenversicherung. Doch die restlichen 15 Jahre des Aufwachsens der Kinder geht der nicht arbeitende Elternteil leer aus. Mit seinem Partner muss er sich später dessen Rentenansprüche teilen; und meist ist der Durchschnittsfamilie in den Jahren zuvor nicht genug Geld für eine zusätzliche private Altersvorsorge geblieben.

Unsere Rentenversicherung ist eine „Vollversicherung gegen Kinderlosigkeit“, sagt Hans-Werner Sinn, Präsident des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung in München. Sie verteile die Beiträge der Kinder an jene, die selbst nichts zur Finanzierung der Kindererziehung geleistet hätten.

Aber die Polemik des Wirtschaftsforschers ist zumindest in diesem Punkt falsch. Die Kinderlosen beteiligen sich durchaus an der Finanzierung des Nachwuchses. Zum Beispiel tragen sie in der gesetzlichen Krankenversicherung die kostenlose Mitversicherung von Familienangehörigen mit. Außerdem zahlen sie erheblich mehr Steuern als Menschen mit Kindern.

Mit einem Teil dieser Gelder wird die Unterstützung von Familien finanziert: Eltern mit zwei Kindern kommen im Laufe von 18 Jahren auf knapp 300 000 Euro. Ein Drittel dieser Summe setzt sich zusammen aus direkten Zahlungen wie Erziehungs- und Kindergeld, Eigenheim- und höherer Riesterförderung sowie Transfers für die Rentenkassen; hinzu kommen jene Gelder, die in Kindergärten, Schulen und Hochschulen fließen. Nach unterschiedlichen Berechnungen finanzieren

die Kinderlosen mit ihren Steuern auf jeden Fall mehr als zwei Drittel der staatlichen Familienförderung.

Eine Umverteilung findet letztlich in beide Richtungen statt. Die Bilanz ist jedoch nicht ausgeglichen, das Ehepaar mit Kindern zahlen drauf. Aus drei Gründen:

- Einen Teil der Förderung, die der Staat Ehepaaren zukommen lässt, finanzieren sie mit ihren Steuern selbst – das relativiert die Höhe der staatlichen Transferleistungen an die Familien.
- Für den Unterhalt von zwei Kindern bezahlen sie in 18 Jahren gut 250 000 Euro. (Laut Statistischem Bundesamt liegen die durchschnittlichen Ausgaben für das erste Kind bei 670 Euro pro Monat, das zweite ist mit 500 Euro etwas günstiger.)
- Gleichzeitig verzichten sie für die Betreuung zweier Kinder in 18 Jahren im Extremfall auf ein Nettoeinkommen von über 300 000 Euro.

Zwar arbeiten bei knapp 70 Prozent aller Eltern mit zwei Kindern beide Partner, doch einer meist nur in Teilzeit. Dessen Gehalt finanziert häufig nur die Kinderbetreuung während der Arbeitszeit. Zu den so genannten Opportunitätskosten von Eltern zählen außerdem Probleme beim beruflichen Wiedereinstieg, verpasste Karrierechancen und die unbezahlte Arbeit in der Familie.

Letztlich wird es eine private Entscheidung bleiben, ob Paare sich – vereinfacht gesagt – für einen Ferrari oder ein Kind entscheiden. Für die meisten Eltern ist der Nachwuchs zwar finanziell schwer tragbar, dafür aber emotional unbezahlbar. Doch diese Kosten-Nutzen-Rechnung führt in immer weniger Fällen zu Kindern.

Torsten Engelhardt

BEISPIELRECHNUNG		Ehepaar, keine Kinder, 2 Verdienner, Steuerklasse IV/IV	Ehepaar, 2 Kinder, 1 Verdienner, Steuerklasse III
	von/an		
Jahresbruttoeinkommen des Haushalts	Arbeitgeber	57 252 €	28 626 € ¹
Kindergeld	Staat		3696 € ²
ABZÜGE UND AUSGABEN			
Lohn-/Einkommenssteuer	Staat	- 9062 €	- 1232 € ³
Gesetzliche Krankenversicherung	GKV	- 4008 €	- 2004 €
Pflegeversicherung	GKV	- 487 €	- 243 €
Rentenversicherung	BfA	- 5582 €	- 2791 €
Arbeitslosenversicherung	Staat	- 1861 €	- 930 €
Solidaritätszuschlag	Staat	- 498 €	entfällt wegen Lohn- steuerbelastung unter- halb der Freigrenze
Ausgaben für Kinder			- 14 040 € ⁴
Für die Ehepaare verfügbares Einkommen/Jahr		35 754 €	11 082 €
Für die Ehepaare verfügbares Einkommen während der Kinder- erziehungszeit von 18 Jahren		643 572 €	199 476 €
STAATLICHE LEISTUNGEN			
Erziehungsgeld	Staat		3684 € ⁵
Transfer für Kindererziehungs- zeiten in die Rentenkassen	Staat		33 492 € ⁶
Transfer für beitragsfreie Familienmitversicherung in den Krankenkassen	Beitrags- zahler		40 608 € ⁷
Sachleistungen für Kindergärten, Schulen und Hochschulen	Staat		149 490 € ⁸
Riesterförderung	Staat	1368 €	3024 € ⁹
Verfügbares Einkommen und Transferleistungen für die Ehepaare (in 18 Jahren)		644 940 €	429 774 €

¹ Basis: Durchschnittsbruttoverdienst aller Rentenversicherten (2385,50 €/Monat). ² 154 € pro Kind/Monat. ³ Bei 14 % Beitragssatz. ⁴ 670 € für das 1. Kind/Monat, 500 € für das 2. Kind/Monat (Quelle: Stat. Bundesamt). ⁵ 307 € für sechs Monate je Kind. ⁶ 5582 € über drei Jahre für ein Elternteil/je Kind (ausgehend von 19,5 % des Durchschnittsbruttoverdienstes aller Rentenversicherten). ⁷ Für ein Elternteil und die beiden Kinder je 725 € (über 18 Jahre). ⁸ Leistungen für zwei Kinder für 18 Jahre bei 4152,50 €/Jahr/Kind. ⁹ Riesterrente für die Ehepartner plus Zuschuss für Kinder (für 18 Jahre).

Nach 18 Jahren haben die kinderlosen Doppelverdiener rund 445 000 Euro mehr zur Verfügung als die vierköpfige Familie mit einem Verdienner; staatliche Leistungen reduzieren die Differenz auf rund 215 000 Euro. (Die Berechnungen beziehen sich auf idealtypische und vereinfachte Fälle.)

ten – und die heute oft unglaubliche Überlastung der mittleren Lebensjahre vermieden würde. Zudem wäre Arbeit für die Familie der Berufstätigkeit gleichgestellt. Bislang holt derjenige, der einige Jahre Hausarbeit geleistet hat, den Rückstand in seiner beruflichen Entwicklung kaum mehr auf.

Für die Politik ist das eine riesige Herausforderung, weil sie Bildung, Beschäftigung und Alterssicherung neu organisieren muss. Außerdem müsste sie Bündnisse mit der Wirtschaft und den Kommunen schließen, um eine Flexibilisierung der Arbeit durchzusetzen, mehr Tageseinrichtungen für Kinder sowie eine Infrastruktur, die Wohnen und Arbeiten durch elektronische Medien vernetzt.

Das alles wird politisch nur auf die Agenda kommen, wenn wir akzeptieren, dass dies keine Maßnahmen für Frauen sind, sondern dass Männer und Frauen die gleiche Verantwortung für ökonomische und familiäre Fürsorge tragen. Die Gleichheit der Geschlechter ist für die Zukunft der familiären Beziehungen eine entscheidende Voraussetzung. Sie muss daher politisch gefördert werden.

Warum etwa sollte, wer seine volle Rente beziehen will, künftig neben der Erwerbsarbeit nicht auch fünf Jahre sozialer Dienstleistungen nachweisen müssen? Das kann die Zeit der Kinderbetreuung sein. Aber nicht nur. Ein Sozialrichter könnte als Schuldnerberater arbeiten, ein anderer nachmittags zur Feuerwehr gehen oder zur Altenpflege.

Eine Gesellschaft, die aus ökonomischen Gründen keine Zeit mehr für Partnerschaften, für Kinder und für die Unterstützung der Älteren hätte, würde sich selbst aufgeben. □



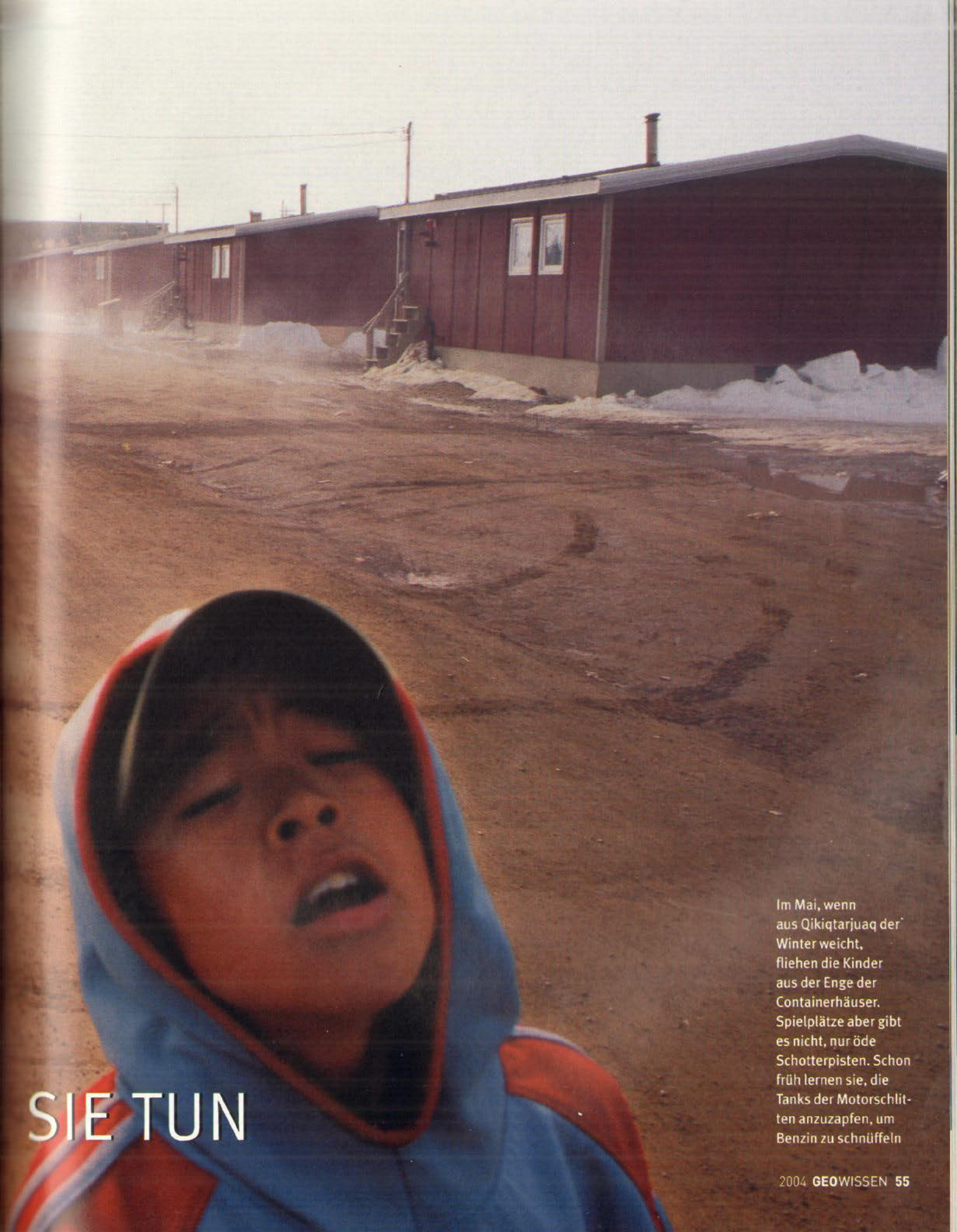
Professor Dr. Hans Bertram, 58, lehrt Mikrosoziologie an der Humboldt-Universität Berlin. Der Familienforscher war zuvor Vorstand des Deutschen Jugendinstituts München. Für die Bundesregierung verfasst er den 7. Familienbericht, der im Juni 2005 erscheinen wird. Die Familien-Bilder von Anna Meyer-Kahlen, 35, und Florence Seelbach, 31, sind Teil ihrer am Studiengang Foto-Design in Dortmund entstandenen Diplomarbeit.



Dank enger Familienbande haben die Inuit über Jahrtausende in der Arktis überlebt. Doch seit sie ihre traditionelle Lebensweise aufgeben mussten, sind die Beziehungen zwischen Alt und Jung brüchig geworden. Die jüngste Generation findet keinen Halt mehr. Allein im kanadischen Dorf Qikiqtarjuaq haben sich schon mehr als dreißig Jugendliche umgebracht

VERLORENE GENERATION

DENN SIE WISSEN NICHT, WAS



SIE TUN

Im Mai, wenn aus Qikiqtarjuaq der Winter weicht, fliehen die Kinder aus der Enge der Containerhäuser. Spielplätze aber gibt es nicht, nur öde Schotterpisten. Schon früh lernen sie, die Tanks der Motorschlitten anzuzapfen, um Benzin zu schnüffeln

Auf dem Dorf-
friedhof sind fast
nur junge Menschen
begraben. Erica
Toomasie, die Tochter
des Bürgermeisters,
wurde 19 Jahre alt. Am
Tag nach dem ersten
Geburtstag ihres
Sohnes hat sie sich
erdrosselt, weil ihr
Freund lieber auf die
Jagd gegangen war





VON INES POSSEMEYER (TEXT) UND
JONAS BENDIKSEN (FOTOS)

Geela Kooneelusie hat große Angst. Wenn sie versucht, mit ihrem Sohn Jimmy zu reden, schreit er sie an: „Hör auf, dich in mein Leben einzumischen. Sonst bring ich mich um.“ Zu Hause hat der 23-Jährige die Türen und Möbel zertrümmert. Er hat sich mit seinem Vater geprügelt und ihn angebrüllt: „Bring dich doch um.“ Und fast jeden Tag erscheint Jimmy im Büro der Mutter und verlangt von ihr: „Gib mir Geld. Sonst bring ich mich um.“

Die Angst ist zu ihrem ständigen Begleiter geworden, sagt Geela Kooneelusie. Am Samstag zuvor hat sich im Nachbarort die Tochter eines Cousins erdrosselt. Auch ihre Nichte Tapisa droht mit Selbstmord. 2002 hat sich ihr 17-jähriger Neffe Jamie umgebracht. Und ein Jahr darauf starben die Tochter des Bürgermeistermeisters und drei weitere Jugendliche aus Qikiqtarjuaq von eigener Hand. Keine Familie in diesem arktischen Dorf, der eine solche Tragödie erspart geblieben ist.


Vor dem Einschlafen beten die Mütter, dass ihr Kind nicht das nächste sein möge. Alle fürchten, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis der Tod wieder zu ihnen kommt. In das vom Frühlingsnebel umklammerte Dorf auf einer kleinen Insel im kanadischen Eismeer, mehr als 200 Kilometer vom nächsten Ort entfernt. Eine Ansammlung schmuckloser Containerhäuser zwischen namenlosen Schotterpisten, zwei Supermärkte, zwei Kirchen, eine Schule und eine Gesundheitsstation. Gut 500 Inuit leben hier, außerdem einige Weiße, als Lehrer, Krankenschwestern und Polizisten – aber die bleiben nur kurze Zeit. Auf dem Friedhof, bereits dem dritten in der erst

50-jährigen Dorfgeschichte, gibt die schmelzende Schneedecke jetzt im Mai die ersten Blumen frei, rote, blaue und gelbe Plastikrosen, zwischen denen hier und da Fotos stecken: Bilder von lächelnden jungen Menschen, die nicht mehr leben wollten.

Mehr als 30 Inuit haben sich seit Anfang der 1980er Jahre in Qikiqtarjuaq getötet. Und jeder zweite Jugendliche hat es schon einmal versucht. Die meisten gehen ohne Vorwarnung und ohne Abschiedsbrief; strangulieren sich mit einem Schnürsenkel, Gürtel oder Büstenhalter an der Dusche, an einer Türklinke, an einem Nagel in der Wand. Während Verwandte oder Freunde im Haus sind, und einige sogar, während das eigene Baby zu ihren Füßen spielt. Andere erschießen sich in einem der vielen Geräteschuppen. Sie werden manchmal erst entdeckt, nachdem schon die ausgehungerten Dorfhunde bei ihnen waren.

Vermutlich gibt es keinen anderen Ort auf der Welt, der so viele seiner Einwohner durch Selbstmord verliert. Aber nicht nur in Qikiqtarjuaq, sondern in der ganzen Arktisregion Nunavut ist die Suizidrate dramatisch hoch: In dem 1999 neu gegründeten und von den Inuit selbst verwalteten Territorium im Norden des Landes ist sie zehnmal höher als im kanadischen oder deutschen Durchschnitt. In den vergangenen fünf Jahren hat sie sich verdoppelt. 27 Prozent aller Todesfälle waren Selbsttötungen, meist von jungen Männern zwischen 14 und 24 Jahren.

Die jüngste Generation eines Volkes, das über Jahrtausende in einer der unwirtlichsten Regionen überdauert hat, verweigert sich dem Leben. Nirgendwo sonst auf der Welt haben Ureinwohner in nur wenigen Jahrzehnten einen derart extremen Wandel



Selbst wenn die
»Winterhaft« der
kalten, dunklen
Jahreszeit vorbei
ist, zieht es viele
Jugendliche nicht ins
Freie. Sie sperren
das Licht lieber aus
– mit dem Slogan
»Born to be free«





durchgemacht – den Sprung von einer archaischen Kultur in eine westlich geprägte Moderne.

IN IHREN GESPRÄCHEN streifen die Menschen von Qikiqtarjuaq den Tod nur flüchtig. Zu viele Worte könnten das Vergangene zum Leben erwecken. Oder die jungen Leute auf rätselhafte Weise anstecken. Man schweigt gegenüber Fremden, und man schweigt in der eigenen Familie. Aus Misstrauen, aus Schmerz, Angst, Entfremdung.

„Wir sind früher immer zu den Alten gegangen, wenn wir Rat brauchten“, erzählt Ragelee Angnako, die 64-jährige Mutter von Geela Kooneelusie, während sie Kamiit näht, Stiefel aus Robbenhaut. „Wir haben ihnen nicht widersprochen, weil wir wussten, dass die Alten weiser sind als wir, bei praktischen wie bei seelischen Problemen.“

Früher, als sie mit ihren Eltern, ihrem Mann und dem ersten Kind noch in einer Erdhütte lebte, in einem halbnomadischen Camp von 50, 60 Menschen, in dem die Männer mit Hundegespannen auf die Jagd gingen und sie sich nur von Robben, Karibus und Fisch ernährten. Als es keine Schulen gab und keine Jugendzeit, sondern die Kinder zu Erwachsenen wurden, sobald sie als Jungen jagen und als Mädchen nähen und kochen konnten. Als das Camp noch

eine große Familie und eine Überlebensgemeinschaft war, geknüpft aus Blutsbanden, aus Adoptionen, aus schon bei der Geburt arrangierten Ehen und Freundschaften. Ein Kollektiv, in dem jeder von jedem abhängig war; in dem kein Raum blieb für Aggression, Depressionen oder lange Trauer, weil Harmonie die Bedingung für das Überleben aller war. Selbst der gewaltsame Tod diente einst dazu, die Gemeinschaft in Hungerjahren zu schützen: die Kindstötung, der Selbstmord oder der Mord an Alten und Schwachen, die zur Belastung geworden waren.

Heute sitzt Ragelee Angnako von Bromelien flankiert auf einem grauen Sofa und kaut Kaugummi. Das Haus ist überheizt, im Fernsehen läuft stumm eine Reality-Show über Wassergeburten in Kalifornien. „Heute wollen unsere Enkelkinder nicht mehr auf uns hören. Sie sagen, dass sie in einer anderen Zeit leben, von der wir nichts verstehen“, klagt die 27fache Großmutter. Zwei Enkel wohnen zurzeit bei ihr: Jimmy, der nach dem Streit mit seinem Vater nicht länger bei seinen Eltern bleiben konnte; und die 23-jährige Tapisa, deren Vater verschwunden und deren Mutter in Nunavuts Hauptstadt Iqaluit gezogen ist.

Fast alle aus der Generation von Ragelee Angnako leben mit Enkeln zusammen. Doch im Ge-



Qikiqtarjuaq (»große Insel«) liegt abgeschieden vor der Ostküste von Baffin Island. Die Siedlung mit 540 Einwohnern gehört zu dem 1999 neu gegründeten kanadischen Territorium Nunavut: einem von den Inuit verwalteten Gebiet von der Größe Westeuropas, in dem nur 29 000 Menschen leben

gensatz zu früher sind viele dieser Wohngemeinschaften aus der Not geboren. Weil junge Leute jahrelang auf eine eigene Wohnung warten müssen; und weil sich die Eltern nicht um sie kümmern können oder wollen. „Die Familien zerfallen“, beobachtet die alte Frau. „Wir besuchen einander immer seltener, und wir teilen nicht mehr, was wir haben. Materiell sind wir reicher als früher, aber spirituell sind wir verarmt.“

JIMMY KOMMT und geht wortlos; er schläft bis mittags, weil er wie fast alle in seinem Alter die Schule abgebrochen und keine Arbeit hat. Seine Zähne sind nur noch schwarze Ruinen, weil er mit Fastfood und Süßem aufgewachsen ist, raucht und Drogen nimmt. Sein Gesicht ist bleich, er geht auch nach der kalten dunklen Jahreszeit, die manche „Winterhaft“ nennen, kaum nach draußen. Er fährt nicht, wie sein Vater und Großvater, im Frühjahr zur Robbenjagd. Dazu

An einem Wochenende treffen sich Familien zum Wettangeln; ein Supermarkt hat dazu aufgerufen. Ansonsten gibt es in Qikiqtarjuaq nur wenig zu tun

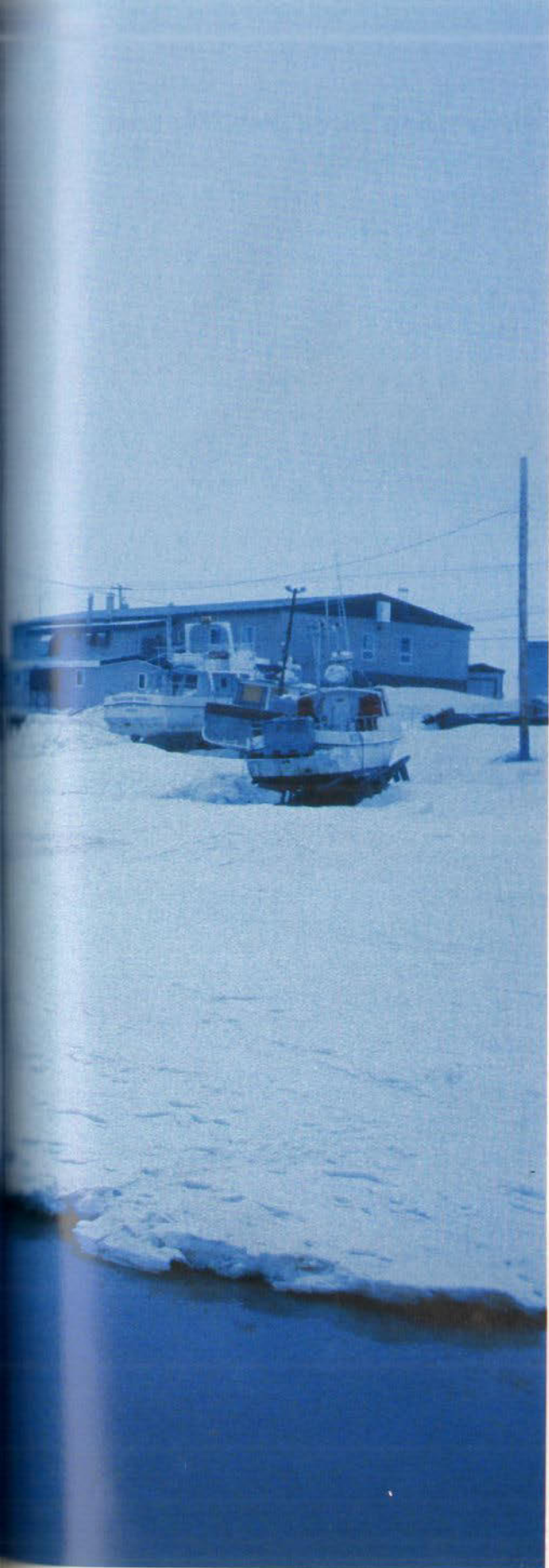


Wer ungestört rauchen und trinken will, trifft sich im Haus eines dorfbekannten Dealers. Es sind Menschen wie die 42-jährige Rosie Kuksiak, die lange alkohol- und drogenabhängig war; vier ihrer Cousins und vier Freunde haben sich umgebracht



In den kurzen Früh-
lingsnächten spielen
Kinder noch um ein
Uhr morgens draußen.
Wie einst in den
Nomadencamps ihrer
Vorfahren werden
sie schon früh sich selbst
überlassen und schla-
fen erst, wenn sie müde
sind – manchmal ist
das am nächsten Mor-
gen in der Schule





fehlt ihm ein Motorschlitten, vor allem aber die Erfahrung. Er hat nicht gelernt, sich langsam an die Tiere anzupirschen oder stundenlang reglos an ihren Atemlöchern im Eis zu lauern. Er bleibt im Dorf, trifft sich mit Freunden. Was sie machen? „Weiß ich nicht“, sagt er.

Die Jagdreviere entlang der Küste von Baffin Island oder im Hinterland sind der Ausweg aus der Enge der Häuser und der Arbeitslosigkeit. Sonst dauert die Winterhaft oft das ganze Jahr. Die einzige Bar im Dorf hat nach einem Einbruch dichtgemacht. Nur die Sporthalle bleibt abends manchmal für die Jugendlichen geöffnet. Die Supermärkte bieten DVDs und Computerspiele; die Satellitenschüsseln empfangen Programme aus einer fernen Welt, die für die meisten unerreichbar ist. Die schlammigen Dorfpisten enden nach wenigen hundert Metern: an der Müllhalde, am Friedhof, am Flugplatz. Die Reise von dort in die 500 Kilometer entfernte Hauptstadt Iqaluit kostet 500 Dollar, bis nach Ottawa 1400 Dollar.

IM NEBEL verschmelzen Himmel und Meer zu einer milchigen Glocke, auf der sich die Nacht nur flüchtig abzeichnet. Noch morgens um eins kurven Achtjährige mit ihren Mountainbikes durch die Pfützen, die sich auf dem Eis gebildet haben. „Kann ich dich besuchen?“, bitten sie mit blauen Lippen die fremden Passanten und wissen doch, dass Erwachsene nicht mit ihnen spielen. Denn auch früher wurden Kinder im Camp meist sich selbst überlassen, damit sie durch Nachahmung von den Älteren lernten. Heute aber schauen sie sich dabei nicht mehr handwerkliches Können ab, sondern das Rauchen und Benzinschnüffeln.

Auch Sam Nookiguak jagt ein weiteres Mal seinen Motorschlitten

durch die Bucht, bevor er in seinem Haus Hof hält. Für junge Männer, die mit ihrem Walkman am Ohr in den alten Sesseln des einzigen Raumes hängen, Kaffee mit viel Zucker trinken und unter ihren Baseballkappen schweigend vor sich hinstarren. Manche so bekifft, dass sie ihren eigenen Namen nicht mehr kennen. Nur der 31-jährige Nookiguak prahlt mit seinen Erfahrungen im Drogen- und Alkoholschmuggel und mit seinen Bodyguards im Gefängnis. Whiskey gebe es im offiziell „trockenen“ Qikiqtarjuaq leider erst wieder in zwei Wochen: 350 Dollar die Flasche auf dem Schwarzmarkt.

Wer nicht so lange warten kann, der trinkt Fußbodenreiniger, Parfüm oder Haarspray. Wer kein Geld hat, klopft an die Türen der Weißen, um ihnen Handarbeiten anzubieten oder die Bücher der Kinder. Wer sich selbst verkauft, kann bei Nookiguak umsonst trinken. „Wenn Alkohol da ist“, sagt er, „kommen auch die Mädchen.“

Schon bald wird sich niemand mehr erinnern, wer mit wem Sex hatte.

Sie sind vielleicht 13 Jahre alt, beim ersten Mal. Und bevor sie selbst erwachsen sind, haben viele schon eigene Kinder. Oft uneheliche, weil die Männer keine Familie ernähren können oder die Beziehungen nicht halten. Vorbilder für die Liebe finden die Kinder nur in Filmen; was sie nicht lernen, ist ein vernünftiger Umgang mit Konflikten.

Fast alle Selbstmörder töten sich aus Liebeskummer. Aus Eifersucht. Nach einem Streit. Weil sie verlassen wurden. Es ist, als lebten sie auf dünnem Eis, das schon bei geringen Belastungen bricht. Weil sie nie erfahren haben, dass sie anderen wichtig sind. Weil sie sich überflüssig fühlen wie einst nur die Alten und Schwachen.

Manchmal singt Tapisa gegen die Langeweile. Trifft sich abends mit einem Freund in der Baracke des Jugendkomitees, dem einzigen Ort, an dem sie ungestört proben können. Auf Armlänge stehen sie einander gegenüber und stoßen im Wechsel rhythmische Kehllaute aus, die in dem kahlen Raum als Schnattern von Schneegänsen, Schreie von Möwen oder das Ritsch-Ratsch einer Säge widerhallen. Wer von den beiden zuerst lacht, hat verloren. „Throat-singing“ heißt dieser traditionelle Gesang, den Tapisa seit zwei Monaten per Telefon von ihrer Schwester lernt, die in Ottawa gerade einen einjährigen Kurs über die Geschichte und Kultur ihres Volkes besucht.

Jetzt träumt die 23-jährige Tapisa auch von Ottawa. Sie hat schon oft versucht, ihrem Leben in Qikiqtarjuaq zu entfliehen. Mit Drogen, mit Alkohol, mit Männern. Von einem Ausflug in die Stadt kam sie schwanger zurück. Der Vater des Kindes, ein weißer Pilot, hat nie von der Geburt seines Sohnes erfahren. Mit dem Säugling ist sie nach Iqaluit gegangen, um dort am College eine Ausbildung zur Buchhalterin zu machen. Der Staat kam für alle Kosten auf. „Aber mit dem Baby war es einfach zu schwierig“, erklärt sie. Sie hat aufgegeben und ihren Sohn einem fremden Ehepaar aus Neufundland zur Adoption überlassen. 18 Monate alt war er da. „Es ist besser so“, sagt Tapisa und hofft, dass sie ihn bald nicht mehr vermissen wird.

In den Adoptionen lebt eine uralte Inuit-Tradition fort. Aber immer seltener deren einstiger Sinn: das Überleben zu sichern. Wer nicht alle seine Kinder ernähren konnte, gab Neugeborene ab. Wer Verwandte hatte, die keine Kinder bekommen konnten, schenkte ihnen eigene, denn

ein Leben ohne Nachwuchs wäre undenkbar gewesen. Ältere Kinder aber wurden nur nach dem Tod ihrer Eltern adoptiert.

Heute ist es bei den Inuit immer noch selbstverständlich, viele Kinder zu bekommen. Nicht aber, sie in der Gemeinschaft aufzuziehen. Immer mehr Frauen geben ihre Kinder ab. Weil sie keinen weiteren Sohn, keine weitere Tochter möchten, weil sie andere Lebenspläne haben. Oder nicht wissen, wie man ein Kind erzieht. Denn viele sind selbst als Waisen aufgewachsen, als Waisen mit Eltern.

DIE VERBINDUNG zwischen den Generationen ist abgerissen, lange bevor sich der erste Jugendliche bei den Inuit das Leben nahm. Die Weitergabe traumatischer Erfahrungen funktioniert auch so. Eine Traumatisierung, die überall ihren Ausdruck findet: im Schweigen, in Minderwertigkeitsgefühlen, in Depressionen, in Gewalt.

Es begann mit dem Kalten Krieg, als die Amerikaner mit kanadischer Hilfe eine Reihe von Radarstationen in der Arktis errichteten – Keimzellen für neue Siedlungen wie Qikiqtarjuaq, für die Arbeitskräfte gebraucht wurden. Manche Ureinwohner wurden vom Geld angelockt.

Viele andere wurden allerdings zwangsumgesiedelt, um sie leichter verwalten zu können: Während die Männer auf der Jagd waren, kamen Polizisten in die Camps und verschleppten Frauen und Kinder, erinnert sich Ragelee Angnako. Als die Männer ihren Spuren folgten, erschoss die Polizei ihre Schlittenhunde und machte damit den Familien die Rückkehr in ihr traditionelles Leben unmöglich.

Die Inuit erhielten Nummern statt Namen. Um sie schnell zu „zivilisieren“, mussten ihre Kin-

der Schulen der Weißen besuchen, wo sie nicht mehr ihre Sprache Inuktitut sprechen durften. Viele kamen auf Internate und sahen ihre Eltern nur noch in den Ferien.

In den Siedlungen breiteten sich die Krankheiten der Weißen aus. Die Hälfte der Einwohner von Qikiqtarjuaq starb in den 1950er Jahren an Masern. Viele Kranke wurden zur Tuberkulose-Kur in Sanatorien im Süden des Landes gebracht und blieben teils über Jahre von ihren Familien getrennt.

Innerhalb von nur einer Generation wurden Nomaden sesshaft, Jäger zu Empfängern von Sozialhilfe und Eltern zu Fremden. Nicht mehr die Familie, sondern der Staat hat seither ihr Überleben und die Erziehung ihrer Kinder gesichert.

DER WEG FÜHRT über das Gelände des Kraftwerks an den Dorfrand. Wer diesen Weg geht, benötigt Hilfe. In das Büro von Patricia Liverseed kommen Menschen, die ihre Kinder nicht mehr ernähren können; die eine Entziehungskur brauchen; die unter Bewährungsaufsicht stehen; die Schutz vor ihrem gewalttätigen Partner suchen; die unter Depressionen leiden und sich aussprechen wollen.

Patricia Liverseed ist erst vor sechs Wochen als Sozialarbeiterin aus Ontario gekommen, doch viele der Menschen hier hat sie schon kennen gelernt. Etwa das Paar, das regelmäßig das Kindergeld beim Glücksspiel verzockt; den Mann, der seiner Frau im Suff die Nase abgebissen und seinerseits ein Fingerglied eingebüßt hat; den jungen Mann, der des dreifachen Mordes verdächtigt wird. Und erst vor ein paar Tagen sei ein Mädchen schluchzend vor ihrem Schreibtisch zusammengebrochen, als sie es fragte, wie es ihm gehe. „Ich will

Leslie Ashevaq ist mit seinem Sohn James aus dem Nachbardorf gekommen, um Verwandte zu besuchen. Die mehrtägige Schlittenfahrt über das Eis hat das Gesicht des Mannes gezeichnet



nicht mehr leben“, habe die 13-Jährige unter Weinen herausgebracht.

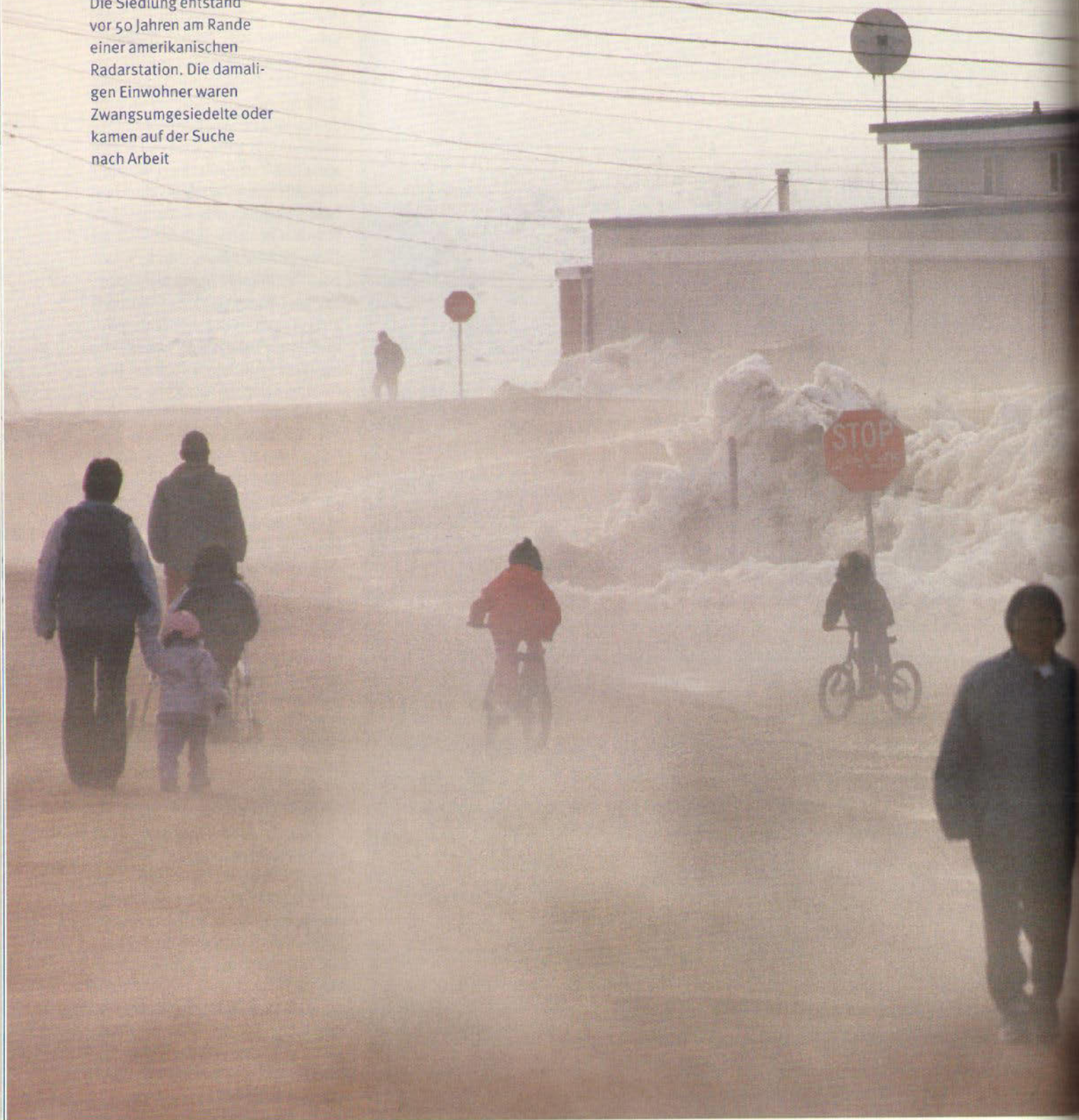
„Den meisten fehlt jemand, dem sie sich anvertrauen können“, sagt die Sozialarbeiterin. „Ich höre ihnen zu, das hilft vielen schon.“ Aber eine therapeutische Ausbildung habe sie nicht.

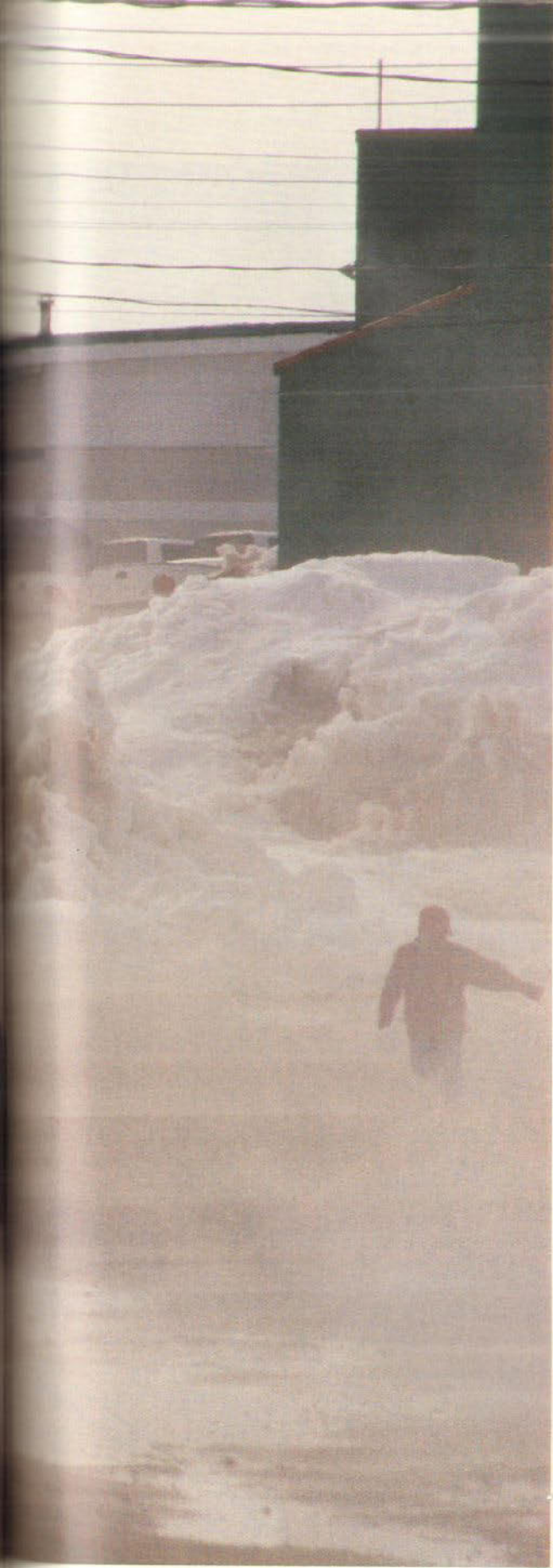
An professioneller Hilfe mangelt es. Die für „psychische Gesundheit“ Zuständige kommt nur alle paar Wochen aus dem Nachbardorf, die nächste Entzugsklinik für Alkohol- und Drogenabhängige liegt in Québec, die einzige Suizidtherapeutin in Nunavut sitzt in der Hauptstadt Iqaluit. Dorthin werden akute Fälle ausgeflogen, aber wenn sie heimkehren, gibt es niemanden, der sie betreut.

Nur einmal haben die Bewohner die Initiative ergriffen. Anfang der 1990er Jahre, nachdem sich in nur einem Jahr zehn Jugendliche umgebracht hatten. Als Erste hat eine alte Frau beim Lokalradio angerufen, um von ihrem Kummer über das Sterben der Enkel zu berichten. Dann meldeten sich Eltern und Jugendliche. Schließlich wurde in den Kirchen über die Selbstmorde gesprochen, im Komitee der Alten und im Komitee der Jungen. Aus den Häusern wurden die Kleiderstangen entfernt, denn zuvor hatten sich fast alle Jugendlichen im Schrank erhängt, immer auf der linken Seite.

Die Zahl der Suizide sank, und Qikiqtarjuaq wurde zum Vorbild für *community empowerment*, für die Lösung von Problemen aus eigener Kraft. Bald aber stiegen die Zahlen erneut, und Ohnmacht und Schweigen kehrten zurück. Das Komitee der Alten hat sich inzwischen weitgehend aufgelöst, das der Jugendlichen ist auf fünf aktive Mitglieder geschrumpft. Der Bürgermeister engagiert sich in einem Präventionsrat in Iqaluit, ist aber selten

Die öde Kreuzung
vor einem der beiden
Supermärkte ist das
Zentrum von Qikiqtarjuaq.
Die Siedlung entstand
vor 50 Jahren am Rande
einer amerikanischen
Radarstation. Die damali-
gen Einwohner waren
Zwangsumgesiedelte oder
kamen auf der Suche
nach Arbeit





im Dorf. Der Schulunterricht geht nach einem Selbstmord normal weiter, macht den Tod nicht zum Thema.

JEDEN MORGEN gibt es frische Muffins für die Schüler, manchmal sogar Pfannkuchen mit Ahornsirup, dazu Cornflakes, Müsli und Säfte. Obst ist zu teuer, aber wenigstens eine geregelte Mahlzeit am Tag sollen die Kinder bekommen. Und es kommt nicht darauf an, ob sie anschließend in den Kindergarten gehen oder den Unterricht besuchen. Jeweils zwei Jahrgänge sind zusammengelegt, und von der Grundschule an wird auf Englisch unterrichtet.

Von den 30 Schülern, die sich auf den Highschool-Abschluss vorbereiten sollten, erscheinen meist nur zehn, und nicht mehr als drei oder vier erreichen das Ziel. „Ich kann sie nicht zwingen“, sagt Darcy Steele, ein junger Lehrer, der vor einem Jahr aus Neufundland gekommen ist. „Manche haben keine Zeit, weil sie auf ihre Geschwister aufpassen müssen. Und viele Eltern wollen nicht, dass ihre Kinder danach das College in Iqaluit besuchen. Denn die meisten kommen nicht mehr zurück.“

Immer wieder war Darcy Steele von seinen Schülern gebeten worden, ihnen Videos von Ostern und dem letzten Hafenfest zu zeigen. Als ihnen auch beim dritten Mal nicht langweilig wurde, verstand er, warum: Sie wollten ihre toten Freunde wiedersehen. Dann fand er zufällig ein Heft, in dem Namen standen, die er alle nicht kannte. Eine Totenliste. „Wir vermissen euch“, stand daneben gekritzelt, und „bis später“.

Der Lehrer wusste nicht, was er tun sollte; nicht, als ihn die Freundin eines Verstorbenen fragte: „Darcy, wie bringt man sich eigentlich am besten um?“

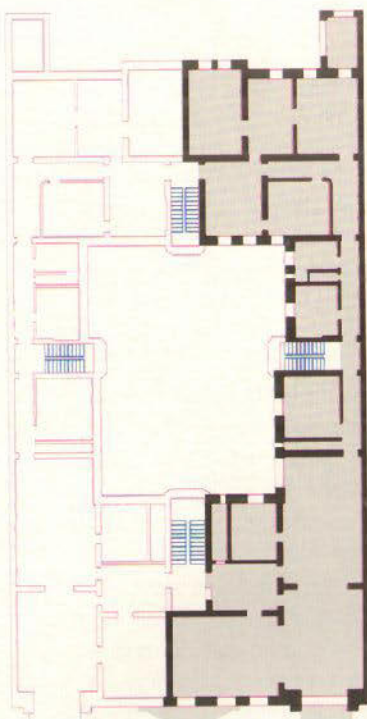
Und auch nicht, als ein Schüler nach Wochen wieder im Unterricht auftauchte, um den Hals eine tiefe Kerbe. „Was treibst du so?“, habe er ihn gefragt und zur Antwort erhalten: „Ach, ich glaube, ich muss mal ein bisschen abspecken. Der Schnürsenkel reißt immer.“

WENN DIE MITGLIEDER des Jugendkomitees zu Beginn ihrer Sitzung beten, ist es, als füllten ihre toten Geschwister, Cousins und Freunde den Raum. „Man gewöhnt sich an die Selbstmorde, es waren schon so viele“, sagt Nora, die Gruppenleiterin, deren Bruder sich vor zwei Jahren aus Liebeskummer erschossen hat. Aber das Komitee will nicht aufgeben. Von allen Aktionen, die es früher geplant hat, ist eine geblieben: eine alljährliche „Wanderung für Liebe, Freundschaft und Suizidprävention“. Zum neunten Mal wird bald wieder ein gutes Dutzend Jugendlicher zwei Tage lang von einer verlassenen Walfangstation nach Qikiqtarjuaq laufen, 50 Kilometer über das Eis. Sie werden beten, weinen und ihre Wut hinaus-schreien. Und sie werden alle zurückkommen.

Draußen, in der Weite der arktischen Landschaft, hat sich noch nie ein Jugendlicher umgebracht. □



Jonas Bendiksen, 26, ist Kälte gewohnt: Er kommt aus Norwegen und hat acht Monate in Sibirien gelebt, bevor er sich in New York niederließ. Der preisgekrönte Fotograf hat sich auf soziale Themen spezialisiert. GEO-Redakteurin Ines Possemeyer, 36, hat schon häufiger über die Schattenseiten der menschlichen Seele geschrieben: über Aggression, Traumata und Einsamkeit.



1900

GROSSBÜRGERLICHE ETAGENWOHNUNG

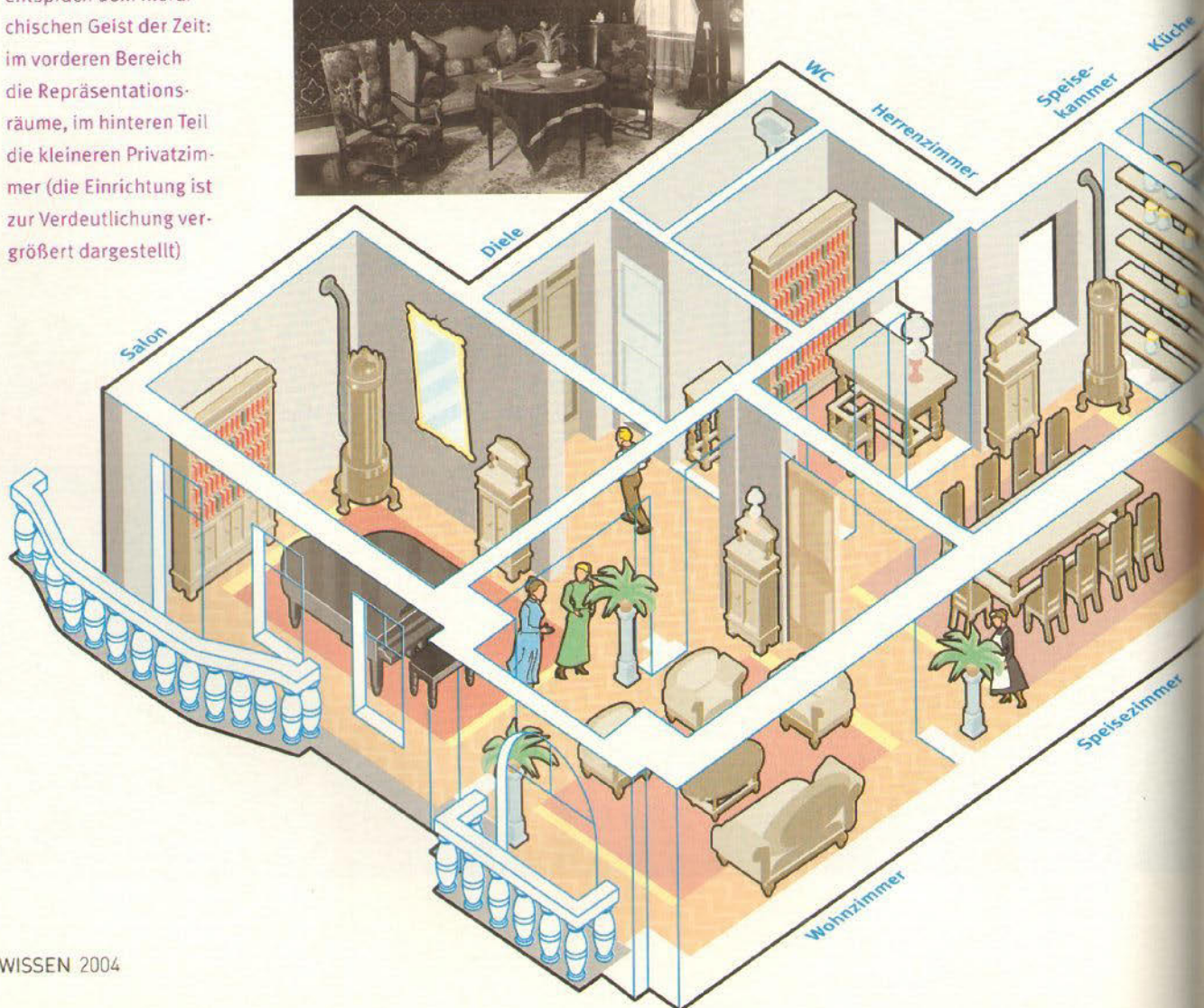


Speisezimmer



Salon

Die Aufteilung einer großbürgerlichen Etage entsprach dem hierarchischen Geist der Zeit: im vorderen Bereich die Repräsentationsräume, im hinteren Teil die kleineren Privatzimmer (die Einrichtung ist zur Verdeutlichung vergrößert dargestellt)





Familienverhältnisse spiegeln sich immer auch in der Art, wie Wohnungen bemessen, aufgeteilt und möbliert sind. Bürger-Quartiere der Jahrhundertwende waren ganz auf die Bedürfnisse des Hausherrn zugeschnitten. Das Wohnzimmer der 1960er Jahre hielt die Kinder fern. Mit den Wohnküchen der Gegenwart kam die Gleichberechtigung voran: Sie bieten Platz für Erholung, Spielen und Essen an einem Ort

AUFSTIEG UND FALL DER »GUTEN STUBE«

Es gibt Räume, die unsere Seele nicht atmen lassen“, notierte der Schriftsteller Max Frisch, und „Zimmer, die uns jeden Morgen, wenn man aufsteht, den Glauben an die Zukunft nehmen. Oder ein Treppenhaus, zum Beispiel, kann ausreichen, dass man jedes Mal, wenn man heimkommt, eine Zone von Widerwillen durchschreiten muss; man überträgt es auf die Frau, die uns empfängt, jahrelang, man weiß es nicht, eines Tages staunt man vor den Folgen.“ Familiendrama, Scheidung, Depression – auch eine



In Arbeiter-
wohnungen wie
dieser in Berlin
mussten Groß-
familien auf
engstem Raum
zusammenleben

Folge misslungener Architektur? Oder handelt es sich eher um eine Wechselbeziehung, wie sie der britische Premierminister Winston Churchill einmal formuliert hat: „Wir gestalten unsere Gebäude, und später gestalten die Gebäude uns.“

Auf alle Fälle ist die Geschichte des Wohnens auch eine von Nähe und Distanz innerhalb der Familie, zudem eine von Geschmack, Geld und Technik. Die Lebensverhältnisse der Menschen lassen sich aus der Architektur, den Möbeln und Moden der jeweiligen Zeit herauslesen. Und wie kaum etwas anderes

spiegelt das Wohnen den Wandel der Verhältnisse.

Zur Zeit der Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert wohnten Familien, meist Eltern und drei oder vier Kinder, erstmals mehrheitlich in Städten. Ab 1870 wurde das Vielparteienhaus zum vorherrschenden Wohntyp.

In fast jeder bürgerlichen Familie des deutschen Kaiserreichs lebten Dienstmädchen, die als Statussymbol galten. Weil sie der Gesindeordnung unterlagen, hatte der Hausherr das Recht, sie zu züchtigen. Die Mädchen putzten, kochten, wuschen und kauften ein. Sie wohnten in einem Mädchenzimmer, das mal eine Kammer und im schlechteren Fall nur ein Verschlag unter der abgehängten Küchendecke war.

Umso üppiger fiel ein Raum aus, der wie das Dienstmädchenzimmer Vergangenheit ist: der Salon. Er diente ausschließlich dem Empfang von Gästen und bildete eine Art Schleuse zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich. Entsprechend seiner Funktion war der Salon mit schweren Möbeln repräsentativ ausgestattet. Das Licht wurde durch Vorhänge aus Samt oder Brokat gedämpft und durch Gardinen, die mit Kaffeebraun eingefärbt wurden.

Hinter Salon und Speisezimmer erstreckte sich die Wohnung entlang eines Hinterhofes. Funktionale Räume wie die Küche fanden dort Platz, dazu meist ein winziges Bad und die Toilette. Den Abschluss bildeten Schlaf- und Kinderzimmer.

An jenen fällt auf, dass sie nicht kindgerecht möbliert waren, sondern die abgelegten oder ererbten Möbel der Erwachsenen enthielten. Es war gleichwohl viel Platz für ein privilegiertes Leben in jenen großbürgerlichen Wohnungen.

Den Kontrast dazu bildeten die oft baufälligen Arbeiterquartiere in dunklen Hinterhöfen. In ihrer Enge, unzureichenden Hygiene und der Mischung von Wohnen und Kleingewerbe erinnern sie an die heutigen Slums von Bombay oder Bogotá. „Hier hören Heimeligkeit und Heimischwerden auf“, beschrieb der Sozialwissenschaftler Werner Sombart seinerzeit die Verhältnisse, „hier, wo des Sommers durch die offenen Fenster der ganze Klatsch, der ganze Zank, alles Klappern, Schwirren, Surren und Summen der Näh- und Schuhmaschinen, alles Kindergeschrei, aller Dunst und Duft der vierzig oder fünfzig Küchen mit ihrem Talggeruch und ihrer Ranzigkeit eindringen, wo keine Tür geöffnet werden kann, ohne dass neugierige, neidische, schadenfrohe Blicke hineindringen – hier muss das Heim als Hölle erscheinen.“

ALS ÜBERFÜLLT GALT eine Wohnung damals erst, wenn fünf bis sechs Personen sich ein einziges beheizbares Zimmer teilen mussten. Selbst ein eigenes Bett war nicht selbstverständlich. Zwei Drittel der Schulkinder teilten sich eine Schlafstätte mit Eltern oder Geschwistern – manchmal sogar zu dritt. Zwei seiner Brüder, so erinnerte sich der spätere Reichstagspräsident Paul Löbe (1875–1967, SPD), lagen längs im Bett, der dritte quer zu ihren Füßen. Im selben Raum schliefen noch der Vater und die Mutter gemeinsam mit der kleinen Tochter.

In drei von vier solcher Wohnungen teilten sich mehrere Familien die sanitären Einrichtungen. Gelebt und geschlafen wurde vielfach in der Küche, dem einzig beheizbaren Raum. Ganz unter sich war die Familie dennoch nicht; häufig musste sie für einen Untermieter zusam-

menrücken. Stand für den kein Zimmer zur Verfügung, vergab man eine oder eine halbe Schlafstelle an den so genannten Bettgänger in einem nur durch Kreidestriche abgegrenzten Bereich.

Bürgerliche Wissenschaftler warnten angesichts solcher Verhältnisse vor „sittlicher Verwahrlosung“. Was damit gemeint war, wurde in den 1920er Jahren mit dem Begriff des „Wohnverbrechens“ präzisiert, das die Straftatbestände Unzucht, Kuppelei, Notzucht, Blutschande und Ehebruch umfasste. Als Indiz galten geschlechtskranke Kinder, die von Familienangehörigen angesteckt worden waren, mit denen sie das Bett teilten.

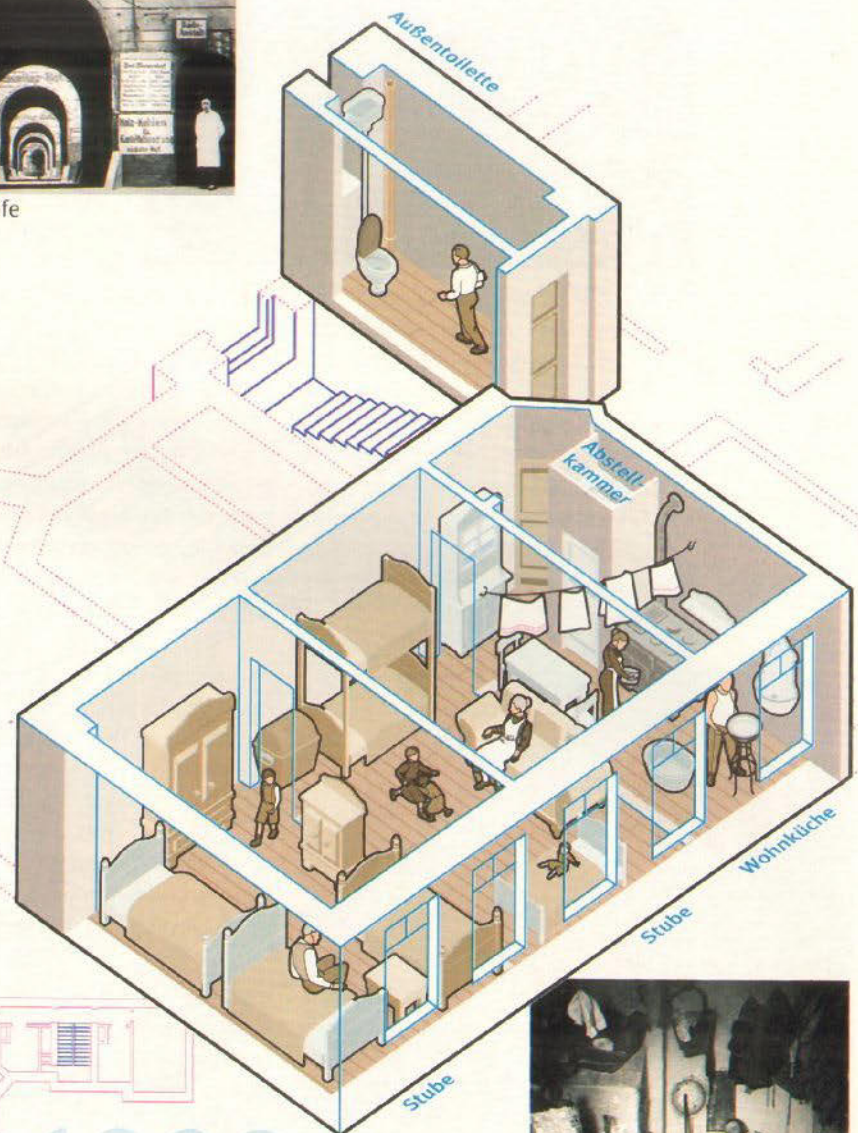
Was konnte sich ein Arbeiter unter solchen Umständen wünschen? Raus aus der Enge – und einen Salon! Als „gute Stube“ geisterte die Sparversion bürgerlicher Repräsentation noch viele Jahrzehnte durch die deutsche Wohnkultur. Selbst wer unter beengten Verhältnissen lebte, hielt bis in die 1960er Jahre einen hervorgehobenen, aber wenig benutzten Raum vorrätig. Der Wunsch, zu zeigen, dass man es zu etwas gebracht hatte, war stärker als jede Vernunft, den Platz sinnvoller zu nutzen.

Nach dem Ersten Weltkrieg schlug die Stunde der Architekten. Bis dahin war der Wohnungsbau vor allem eine Sache von Unternehmern gewesen. Unterstützt von einer Wissenschaft namens Hygiene, machten reformerisch gesinnte Architekten nun die schlechten Wohnverhältnisse für das Elend der Arbeiterklasse verantwortlich. Sauberkeit, viel Licht und frische Luft erschienen als die dringlichsten Erfordernisse.

Das Ergebnis dieser Überlegungen nannte sich „Neues Bauen“. Die bekannteste Schule war das „Bauhaus“, ein Ideenlabor mit pädagogisch-moralischem



Hinterhöfe



1900

ARBEITER-MIETSKASERNE



Küche



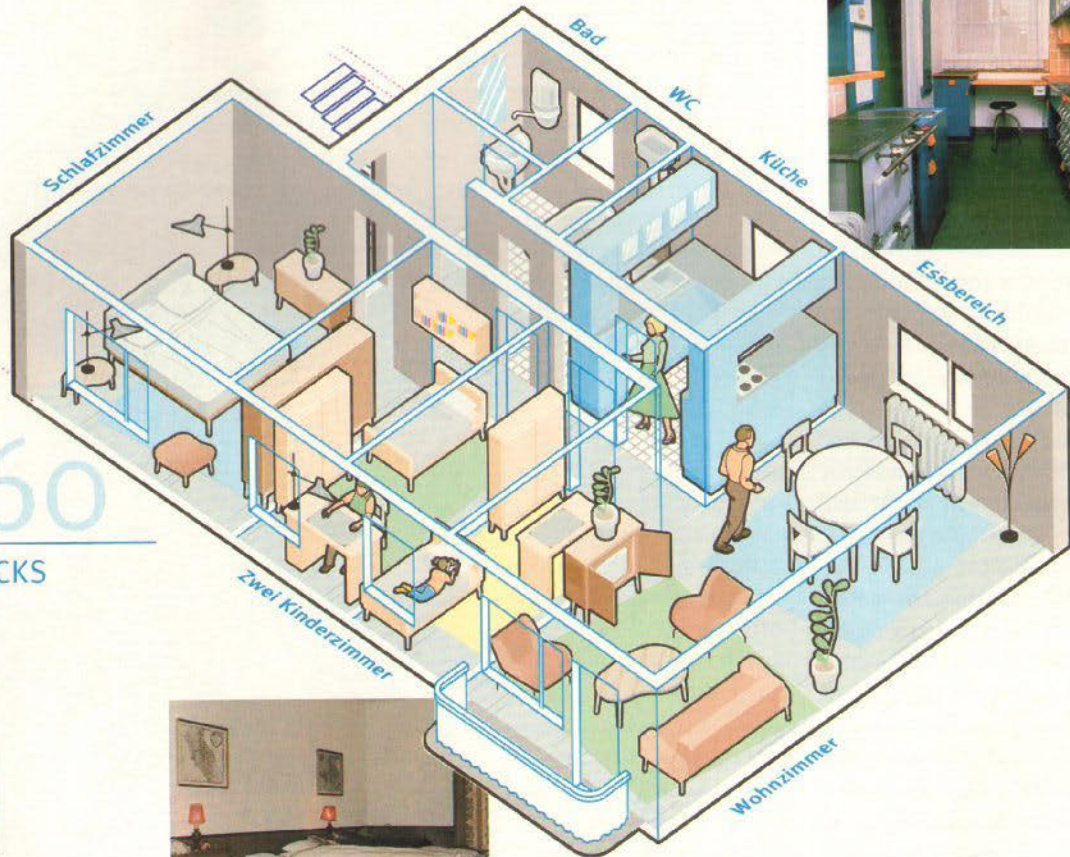
Stube

Mehrere Wohnungen auf einer Etage, Untermieter oder Bettgänger, mit denen sich eine Familie den Raum teilen musste, eine Toilette auf halber Treppe – Privatsphäre gab es in den Arbeiterquartieren nicht



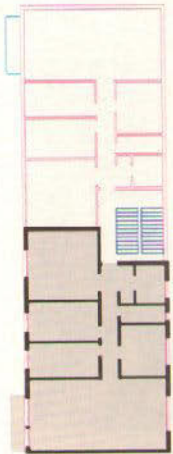
Zeilenbauweise

Küchen-Prototyp



1960

WOHNBLOCKS



0 5
METER



Schlafzimmer



Wohnzimmer

Die typische
Neubau-Etagen-
wohnung einer
vierköpfigen Familie
in Westdeutschland.
Jeder Raum hatte eine
fest zugewiesene
Funktion, die Küche
etwa war allein zum
Kochen da

Impetus, strengem Design und industrieller Fertigungsweise. Der Architekt, so formulierte es der Reformator Bruno Taut, müsse nach Art eines Ingenieurs arbeiten, „der die Normalfamilie mit drei Kindern als den Betrieb ansieht, für den er die Maschinen und die Fabrik konstruiert“. Der Bauhaus-Stil blieb zunächst ein Minderheitenprogramm, hatte aber weit reichende Folgen für das europäische Bauen.

Die zeigten sich in der Nachkriegszeit. 1960 wohnte die durchschnittliche Familie in einer Siedlung, die in Zeilenbauweise quer zur Straße errichtet war. Begründet worden war dies mit dem Bedürfnis nach Licht, Luft und Grün – und als Mittel gegen Tuberkulose und Rachitis, die Krankheiten der Hinterhöfe. Doch so ehrenhaft die Motive, so bedrückend das Ergebnis: Die Zeilenbauweise zerstörte oft das jahrhundertealte Stadtbild.

Auch andere Erfindungen der Avantgarde, die 40 Jahre später Standard wurden, erwiesen sich als pseudorational. Allen voran die Frankfurter Küche von 1926. Diese Mutter aller Einbauküchen war nach dem Vorbild des Mitropa-Speisewagens konstruiert, in dessen Küche alle Arbeitsabläufe streng rationalisiert waren.

Auf einem Raum von nur 1,87 mal 3,44 Metern wurde das Gewürzregal genau über dem Herd angebracht, der Geschirrschrank bei der Spüle, daneben Holzroste zum Abtropfen von Tellern und Tassen. Vorräte wurden in normierten Schütten aufbewahrt, alles griffbereit und sauber eingepasst in eine Kommode, die wie alle Küchenmöbel dunkelblau gestrichen war – um Fliegen abzuwehren.

Nur eines hatten die Erfinder vergessen: dass die Küche über Jahrhunderte ein multifunktionaler Raum gewesen war, in dem

gegessen, gekocht, gespielt, getrunken wurde. Nun passte außer der Hausfrau niemand mehr in die Kochnische. Dennoch setzte sich die Einbauküche durch. Die Schranktüren wurden mit dem neuen Werkstoff Resopal weiß verkleidet, was für die Anmutung eines Labors sorgte.

Jeder Winkel der Wohnung war nun seiner Nutzung gemäß verplant: die Küche nur zum Kochen, das Wohnzimmer zum Wohnen, das Schlafzimmer zum Schlafen, und die Kinder durften meist nur im Kinderzimmer spielen. Diese Zweckbestimmungen wurden festgelegt durch Raumgrößen und Position der Türen, bis hin zu den Steckdosen im Elternschlafzimmer, die gemäß der Industrienorm bestimmten, wo das Ehebett zu stehen hatte.

SO BREIT SICH DIE IDEEN des Bauhauses, wenn auch in vulgarisierter Form, durchsetzten, so wenig Erfolg hatten die Neuerer beim Möbeldesign. Weder der strenge Funktionalismus noch die für die Nachkriegszeit typischen Nierentische hielten sich lange. 1954 wünschten sich 60 Prozent der Befragten ein traditionelles Wohnzimmer mit wuchtigen Polstermöbeln, schwerem Büfett und großem Esstisch.

Mittelpunkt des Wohnzimmers war demgemäß eine geschlossene und stilistisch einheitliche Gruppe aus Sofa, zwei Sesseln und Couchtisch, dazu meist ein Wandbild, eine Stehlampe und ein Teppich. Dort spielte sich das Familienleben ab. Und Familie hieß nun: Vater, Mutter und immer weniger Kinder.

Selbst die engsten Familienangehörigen kamen meist nur noch zu Besuch. Ein vielfach begrüßter Zustand: 80 Prozent der

Bewohner neuer Wohnsiedlungen antworteten Ende der 1960er Jahre auf die Frage „Würden Sie mit Ihren Eltern oder Schwiegereltern zusammenleben wollen, falls die Wohnung groß genug ist?“ mit „Auf keinen Fall!“. Umgekehrt galt dies auch: Nur 15 Prozent der Eltern wollten gemeinsam mit ihren erwachsenen Kindern wohnen.

War einer der Hauptwünsche der Industriearbeiter „ein schönes Familienleben“ mit Ehepartner und Kindern, so bestanden weitere Ideale oft in Sauberkeit und Ordnung. Sicher ist, dass im



Die stilbewusste Familie der 1960er Jahre richtete sich streng funktionalistisch ein – zum Massengeschmack wurde das kühle Design nicht

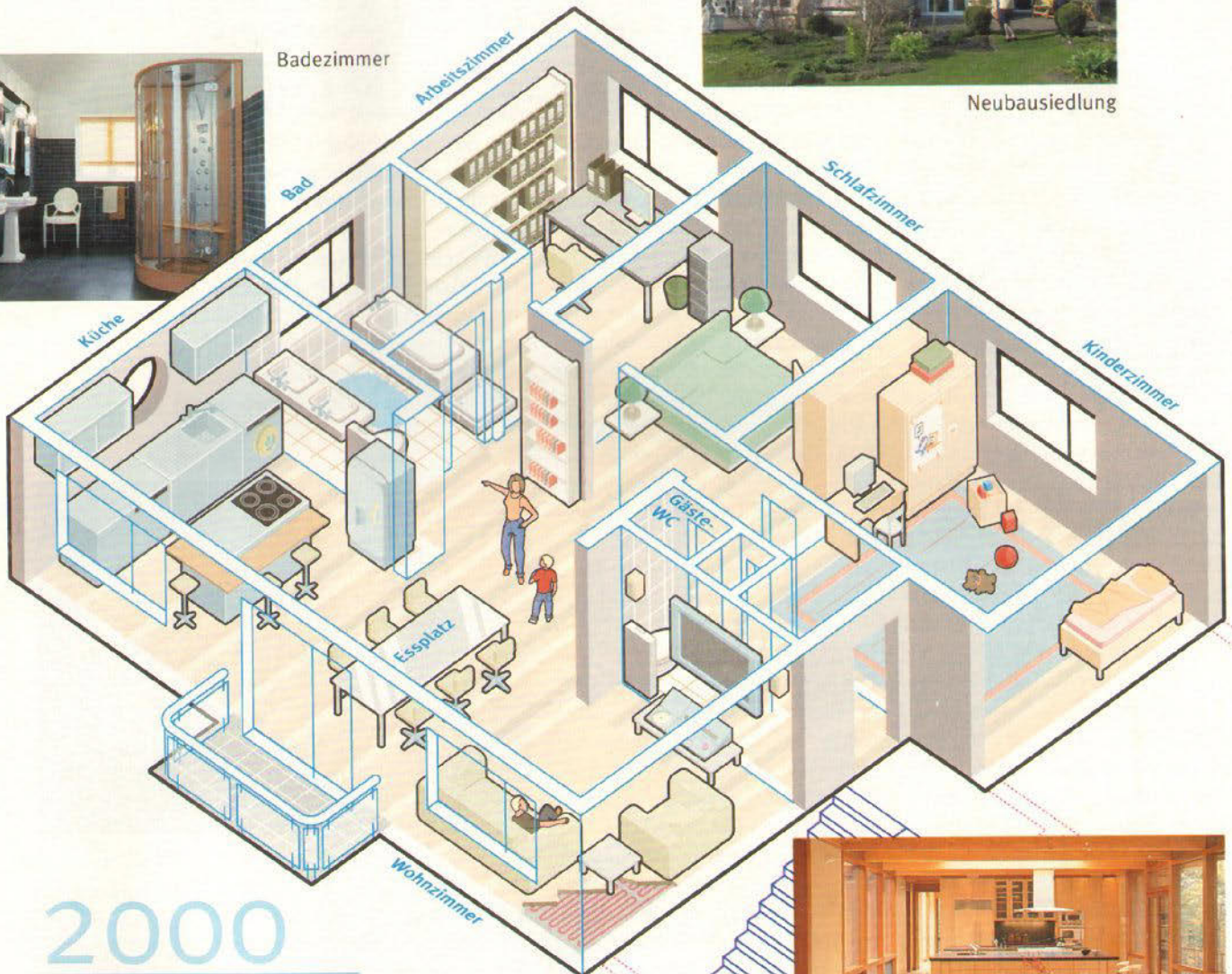
Deutschland der 1950er und 1960er Jahre geputzt, gescheuert und gebohrt wurde wie nie zuvor. Doch es regte sich auch Widerstand. Angesichts all der „leblos geputzten Zimmer“ stellte 1965 der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich die Diagnose: „Wohnfetischismus“. In übertriebener Haushaltspflege erkannte der Forscher Anzeichen von Perversion. Die schaffe Ungemütlichkeit und sei eine „in eine Tugend umgedeutete Krankheit. Die Krankheit nämlich, mit menschlichen Kontakten nicht ins Klare zu kommen und stattdessen reine Böden zu schaffen.“ Was eine Wohnung zur Heimat mache, so Mitscher-



Neubausiedlung

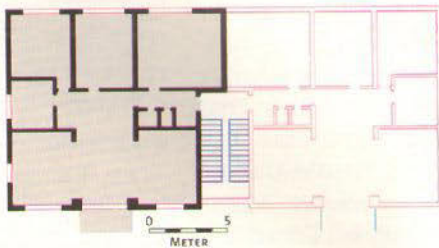


Badezimmer



2000

DOPPELHAUS



In modernen Häusern gehen Wohn- und Kochbereich häufig ineinander über, Bäder bieten viel Komfort, und das Elternschlafzimmer ist nicht mehr größer als das Kinderzimmer



Essbereich



Wohnzimmer

lich, seien „nicht schöne Möbel, nicht weiche Teppiche, nicht große Zimmer, nicht helle Fenster, nicht Lage und Kunst der Architekten...“, sondern die menschlichen Beziehungen, die an einen Ort geknüpft sind“.

Bis sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die Wohnung vor allem Lebensraum ist, mussten noch weitere Jahrzehnte vergehen. Bauen und Wohnen sind von der Sache her konservativ; viele Häuser überdauern Generationen von Bewohnern. Das jeweils Neue setzt sich nur langsam und in homöopathischen Dosen durch.

Es besteht vor allem in einer offeneren Anlage des Grundrisses und Räumen, die variable Nutzungen zulassen. Das ermöglicht neue Lebensentwürfe, etwa einen Arbeitsplatz in der Wohnung oder den Einzug einer Wohngemeinschaft. Vor allem aber entspricht es dem weniger hierarchischen Familienbild der Gegenwart.

INZWISCHEN IST VIELEN Familien ihre gemeinsame Zeit so kostbar, dass sie sie nicht räumlich getrennt verbringen möchten. Der Esstisch ist vielfach wieder in die Küche zurückgekehrt und macht den Raum zu einem Ort der Geselligkeit. Gehen Wohnzimmer und Küche ineinander über, ermöglicht ein im Raum stehender Küchenblock die Teilnahme des Kochs oder der Köchin am Familienleben.

Der Nachwuchs ist beim Spielen nicht länger allein aufs Kinderzimmer angewiesen, sondern hat mit Legosteinen und Kuscheltieren oft auch das Wohnzimmer erobert. Da bleibt als Rückzugsmöglichkeit nur der Hobbykeller – sozusagen als das Herrenzimmer der modernen Zeit.

Wo es die finanziellen Verhältnisse zulassen, werden auch die

Bäder größer – mit freistehender Badewanne, mehreren Waschbecken, einer Dusche mit einer Vielzahl von Sprühdüsen und Fußbodenheizung. Nicht durchgesetzt haben sich dagegen Konzepte zur Veränderung von Grundrissen. Dank Wänden aus Gipsplatten ließen sich viele Wohnungen zwar der Zeit nach dem Auszug der Kinder rasch anpassen. Verwirklicht wird dies indes selten. Architektur ist in den Köpfen der Bewohner etwas Beständiges.

Deutlich schneller als der architektonische Wandel funktionierte der Erwerb von Konsumgütern, die das Familienleben nachhaltig veränderten. So war es vor allem der Fernsehapparat, der die geschlossene Ordnung der Couchgarnitur aufbrach. Hatte sich das Radio noch problemlos in die Sitzgruppe integrieren lassen, mussten die Sessel nun in Richtung Bildschirm umgruppiert werden.

Nach und nach verwandelte sich die Wohnung in einen Maschinenpark: Zu Kühlschrank, Waschmaschine und Elektroherd gesellten sich Tonbandgerät, Plattenspieler, Telefon, Trockner, Tiefkühler, Mikrowelle, Geschirrspüler, Videorekorder, CD-Player, bis hin zum Computer. Heute ist der durchschnittliche deutsche Haushalt mit Dutzenden Elektrogeräten ausgerüstet.

Eines jedoch blieb beim Wohnen über die Zeit gleich: der Hang zur Gemütlichkeit. Ihm ist es zuzuschreiben, dass die sterile Resopalküche der 1960er Jahre farbige Türen bekam, im Stile eines Wohnzimmermöbels mit Furnier verblendet wurde oder später die Regale nach Art einer Landhausküche teilweise geöffnet wurden.

Fundamental verändert aber hat sich unser Wohnen durch den wachsenden Wohlstand und

die veränderten demographischen Verhältnisse. Die besonders in Großstädten häufigen „neuen Lebensformen“ richteten sich in Wohnungen ein, die einmal für ganz andere soziale Verhältnisse geplant waren.

So kommt es, dass der Einzelne inzwischen meist erheblich mehr Raum zur Verfügung hat als früher ganze Familien – und mehr Komfort als einst die Reichen und Mächtigen. „Die bescheidenste Hausgehilfin“, schrieb schon 1973 der Verhaltensforscher Konrad Lorenz,



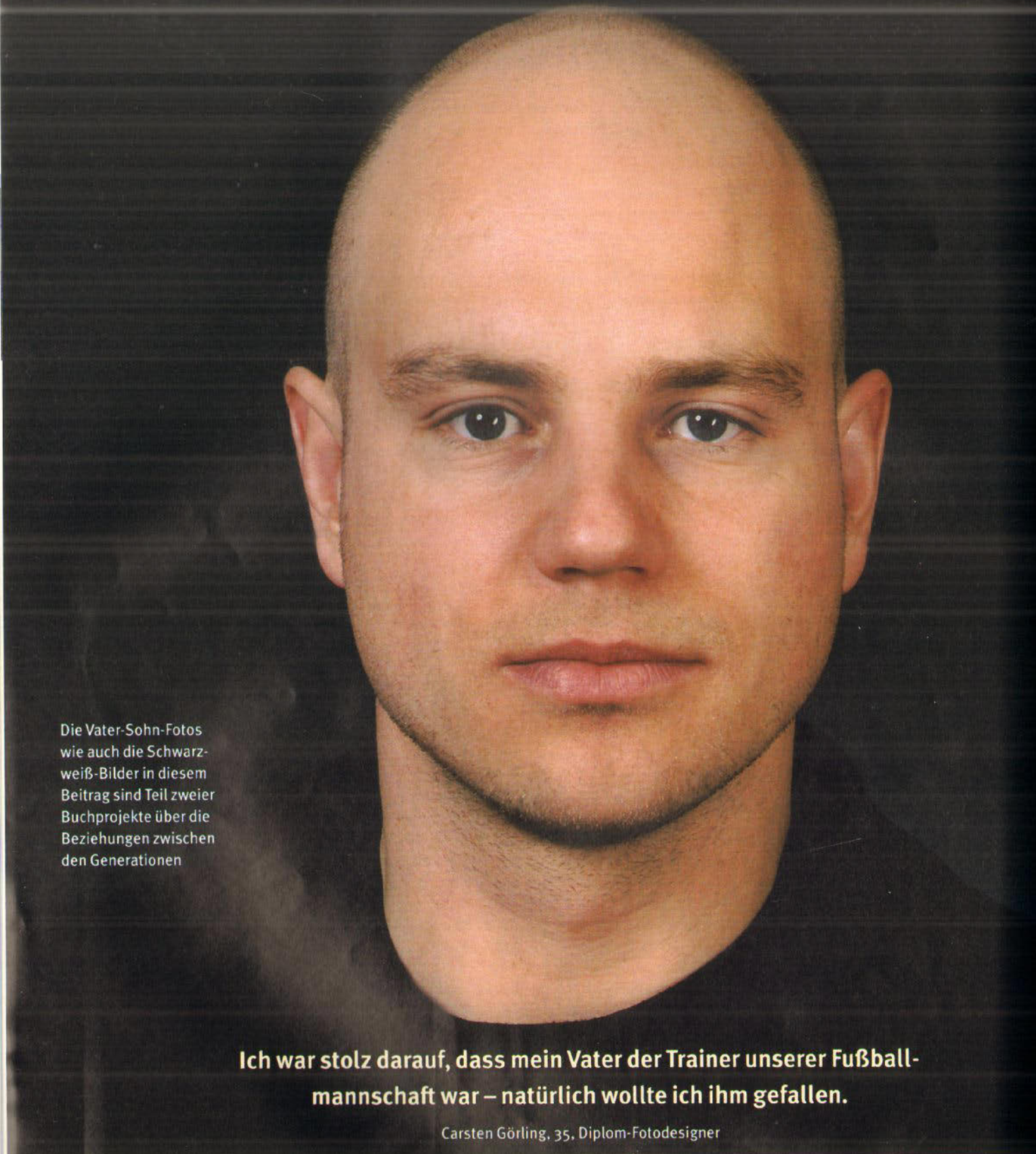
„würde sofort empört revoltieren, böte man ihr ein Zimmer mit Heizung, der Beleuchtung sowie der Schlaf- und Waschgelegenheit an, die dem Geheimrat von Goethe oder der Herzogin Anna Amalie von Weimar durchaus ausreichend erschienen.“ □

Inzwischen zählt vielfach auch die Küche zu den repräsentativen Räumen – aufgewertet durch edle Materialien, High-Tech-Geräte und viel Platz



Christian Tröster, 46, ist freier Journalist in Hamburg und beschreibt für die Zeitschrift „Häuser“ architektonisch ungewöhnliche Einfamilienhäuser. Er selbst wohnt zur Miete in einer 55-Quadratmeter-Wohnung aus den 1930er Jahren. Der Illustrator und Infografiker Esjottes (Stephen J. Swierczyna), 38, hat nach jahrelanger Rastlosigkeit endlich sein Zuhause gefunden: eine Wohnung aus den 1960er Jahren mit großer Dachterrasse und Blick auf die Skyline von Frankfurt am Main.



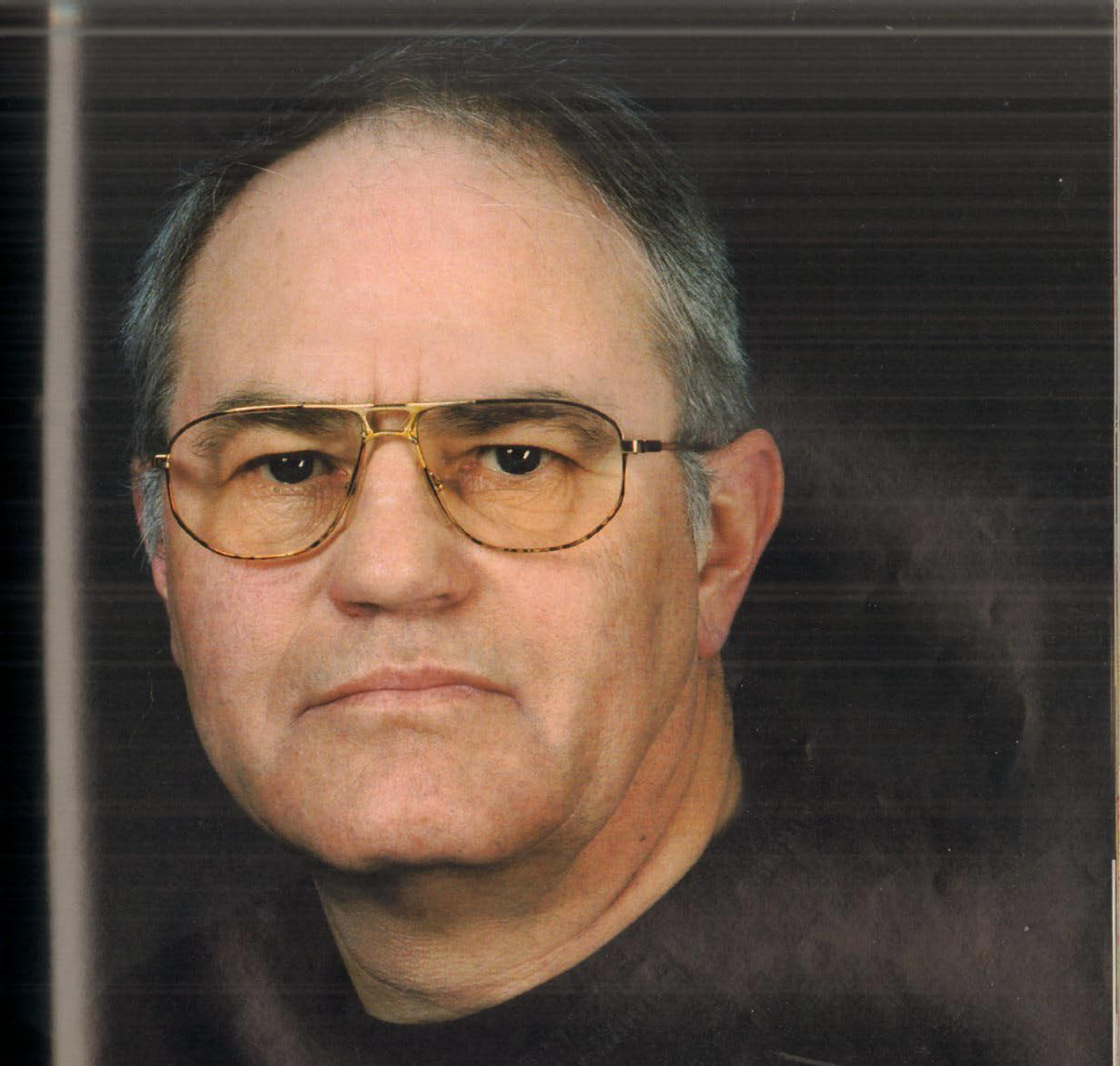


Die Vater-Sohn-Fotos
wie auch die Schwarz-
weiß-Bilder in diesem
Beitrag sind Teil zweier
Buchprojekte über die
Beziehungen zwischen
den Generationen

**Ich war stolz darauf, dass mein Vater der Trainer unserer Fußball-
mannschaft war – natürlich wollte ich ihm gefallen.**

Carsten Göring, 35, Diplom-Fotodesigner

ELTERN Das un

A close-up portrait of a middle-aged man with thinning grey hair, wearing gold-rimmed aviator-style glasses. He has a serious, somewhat somber expression and is looking directly at the camera. The background is dark and out of focus.

Am schönsten war die Bauzeit. Wir haben gebaut, und er ist immer wieder abgehauen und hat Unsinn gemacht. Später haben wir ihn dann in irgendeiner Pfütze oder Tonne wiedergefunden.

Burckhardt Görling, 58, Werkzeugmacher

entrinnbare Erbe?

aufwächst: Auch der Nachwuchs selbst hat großen Einfluss auf das, was aus ihm wird

Am Morgen des 22. November 1963 entschied sich John F. Kennedy, für die Fahrt durch Dallas auf das kugelsichere Dach auf seinem Lincoln Continental zu verzichten. Er hatte Warnungen erhalten, doch er schlug sie in den Wind. In der Stadt jubelten Tausende Texaner ihrem Präsidenten zu. Kurz nach halb eins feuerte ein Attentäter drei Schüsse ab, und John F. Kennedy starb.

Viereinhalb Jahre später fiel auch sein Bruder Robert einem Attentat zum Opfer. Er war damals Senator und stand kurz vor der Nominierung zum demokratischen Präsidentschaftskandidaten. Der Kennedy-Mythos war geboren: ein Clan, der am offenen Grab lebt, der selten im Bett stirbt.

Bis heute beobachtet die Welt die Kennedys. Sie tratscht. Spekuliert. Registriert Mordopfer, Unfalltote, Drogentote, Kindstod, Vergewaltigungsprozesse, Alkoholexzesse. Sie gruselte sich, als Michael Kennedy 1997 eine steile Skipiste hinunterraste, gegen einen Baum prallte und starb. Sie schauderte, als John F. Kennedy junior sich

1999, nach wenigen Flugstunden, eine „Piper Saratoga“ kaufte und nachts übers Meer in den Tod flog.

Viele Menschen glauben, dass bei den Kennedys zwei unheilvolle Neigungen die Generationen durchziehen: die Tendenz, sich unbesiegbar zu fühlen, und der Drang zum Risiko. So gesehen wäre „Familie“ etwas Mächtiges, Unausweichliches. Eine Prägeanstalt, die all ihren Angehörigen ein und dasselbe Muster aufdrückt, in immer neuen Varianten. Aber heißt, einer Familie anzugehören, tatsächlich, deren Schicksal zu tragen? Und offenbar zwanghaft so handeln zu müssen wie die Vorfahren?

Wie könnten uns solche familiären Einflüsse überhaupt erreichen? Nur durch Vererbung oder auch durch Erziehung?

Zu John F. Kennedys Zeiten und auch noch zehn, 20 Jahre später waren sich die Forscher mehrheitlich einig: Äußerlichkeiten werden vererbt. Nasenform. Augenfarbe. Beinlänge. Dazu vielleicht noch gewisse Fähigkeiten und Talente. Entscheidend für die Formung des Charakters und der Persönlichkeit jedoch sei die Erziehungs- und Vorbildfunktion der Eltern.

Deren Verhalten – besonders in den ersten drei Lebensjahren eines Kindes – lege die Grundlagen dafür, wie jemand als Erwachsener fühle, denke und handle. Was immer geschehe im Leben eines Menschen – ein großer Teil der Verantwortung wurde dem Vater und vor allem der Mutter zugeschrieben. Sie galten als „Weichensteller“. Als allmächtige Riesen, die ihre Nachkommen zurechtkneten, als wären diese aus Ton.

Diese Denkweise wurde unter anderem von dem US-Psychologen John Watson begründet. Er brachte in den 1920er Jahren einen kleinen Jungen namens Albert dazu, sich vor einer Laborratte zu fürchten, indem er genau dann Krach schlug, wenn das Kind die Ratte streicheln wollte. Aus solchen Versuchen zog er einen gewagten Schluss: „Gebt mir ein Dutzend gesunder, wohlgebildeter Kleinkinder und eine von mir spezifizierte Welt, in der ich sie aufziehen kann“, schrieb er, „und ich ga-

rantiere, dass ich jedes nach Zufall ausgewählte Kind zu jeder Art Spezialist ausbilden kann – Arzt, Rechtsanwalt, Künstler, Geschäftsmann, ja, sogar Bettler und Dieb.“

In den 1960er Jahren war der Glaube an die große Macht der Umwelteinflüsse in der Gesellschaft verankert. Allerdings nahmen die Fachleute nun an, ein Teil der Beeinflussung erfolge unbewusst. Der Psychoanalytiker Horst-Eberhardt Richter schrieb in seinem Klassiker „Eltern, Kind und Neurose“, dass Depressionen und Zwangskrankheiten der Nachkommen in familiären Kommunikationsmustern wurzelten.

Zahlreiche Leser fand 20 Jahre später auch Alice Millers „Drama des begabten Kindes“. Die These der Schweizer Psychoanalytikerin: Viele Mütter ertragen es nicht, wenn ihr Kind eifersüchtig, neidisch oder zornig ist. Die Kinder stellen sich darauf ein, unterdrücken die unerwünschten Gefühle und entwickeln ein „falsches Selbst“. Andere Forscher glaubten sogar, dass ein kaltes, intellektuelles Familienklima schwere Behinderungen wie Autismus zur Folge haben könne. Für Familienclans wie die Kennedys hätte das bedeutet: Die Eltern haben ihren Kindern den Hang zum Risiko beigebracht.

DIE EINFLUSSREICHEN AUTOREN jener Zeit haben verborgene Dynamiken des Familienlebens detailliert beschrieben. Bis heute nutzen Therapeuten Konzepte, die damals entwickelt wurden. Allerdings sehen die meisten das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern nicht mehr als Einbahnstraße. Inzwischen haben zahlreiche Untersuchungen gezeigt, dass Kinder längst nicht so leicht formbar sind, wie man einst glaubte. Unter normalen Bedingungen haben sie vielmehr großen Einfluss darauf, was sie prägt und was nicht.

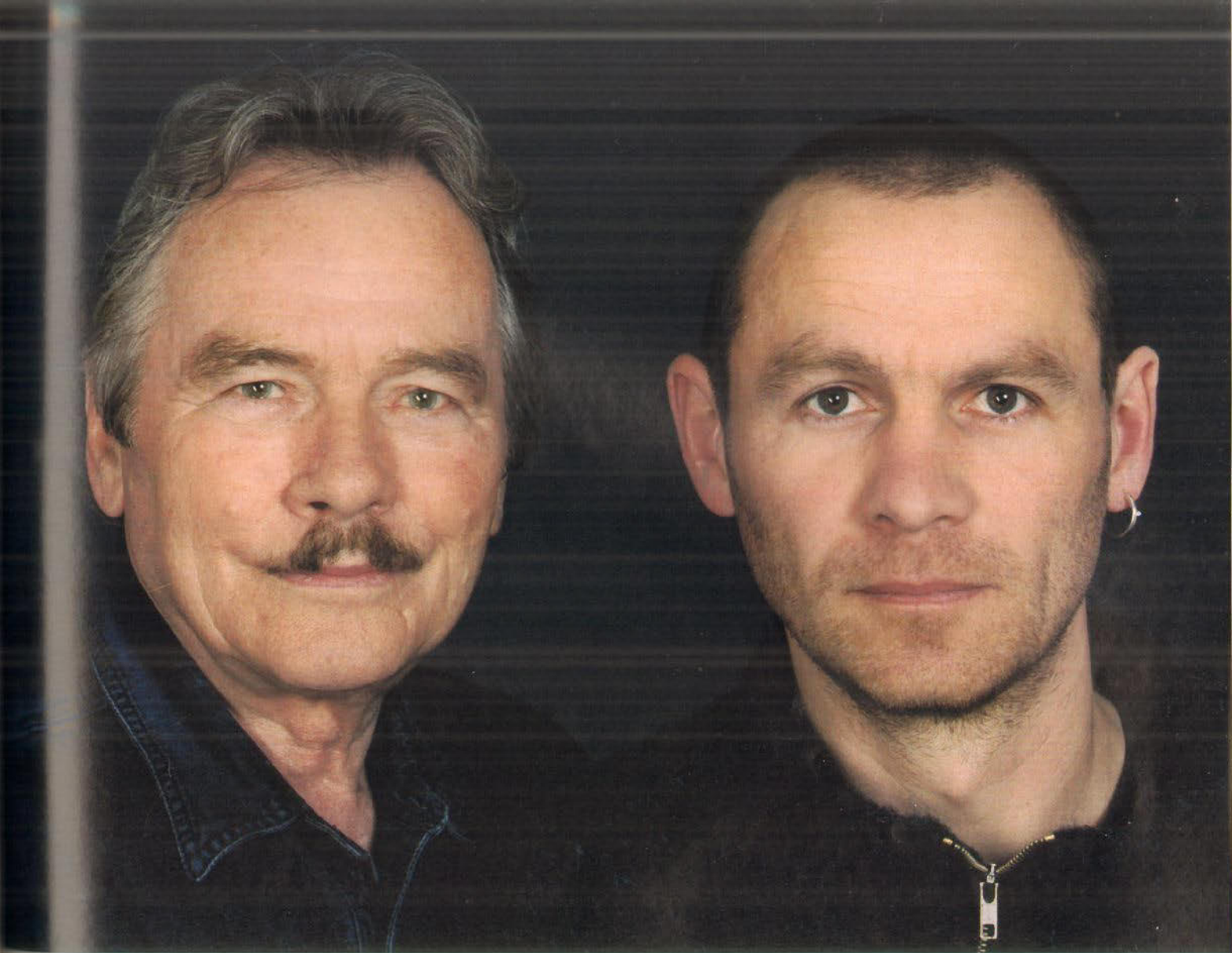
„Von der Zeugung an spielt der Mensch eine aktive Rolle für seine Entwicklung“, fasst der Berliner Persönlichkeitsforscher Jens Asendorpf das Credo der modernen Entwicklungspsychologie zusammen. Wie ein Mensch sich im Laufe seines Lebens wandle, lasse sich durch einfaches

Ich wollte alles richtig machen und habe es doch falsch gemacht. Wir waren uns gar nicht nah.

Meine Mutter konnte mir kein Vorbild sein. Eigentlich bin ich ja wie eine Waise aufgewachsen. Meine Mutter hat mich verlassen, als ich neun Monate alt war.

Thekla Krökel, 77, Verwaltungsangestellte, und
Heidmarie Meidlein, 57, Friseur- und Reikimeisterin





Wir haben uns immer gut verstanden, nur als mein Sohn nach Berlin gegangen ist, anstatt den Betrieb zu übernehmen, hatte ich mit dieser Entscheidung sehr zu kämpfen.

Mit meinem Vater habe ich mich immer gut verstanden – nur die Sache mit Berlin hat er damals schwer verkraftet.

Paul Steffen, 73, Fuhrunternehmen, und Fränk Steffen, 43, Schlosser

Ursache-Wirkungs-Denken (etwa: „Die autoritäre Erziehung hat ihn aggressiv gemacht“) nicht angemessen beschreiben. Wie jemand ist und wie er wird, so Asendorpf, sei vielmehr das Resultat komplexer Wechselwirkungen mit der Umwelt.

Dabei spielen auch die Erbanlagen eine wichtige Rolle. Sie bestimmen mit, in welche Richtung sich ein Mensch zu entfalten vermag und wie er auf Einflüsse von außen reagiert. Die Gene beeinflussen unter anderem das Temperament eines Menschen, seinen Umgang mit Stress und seine Intelligenz, und ob er eher konservativ oder Neuem gegenüber aufgeschlossen, ordentlich oder unordentlich ist.

Sie sind jedoch keineswegs – wie es der britische Zoologe und Wissenschaftsautor Matt Ridley ausdrückt – „Bulldozer, die alles niederwalzen, was ihnen im Wege steht“. Ein Gen erhöht nur die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Verhaltens, verglichen mit einer anderen Version dieses Gens.

Letztlich sind unsere schätzungsweise 30 000 Gene auch ein familiärer Einfluss. Allerdings unterliegt dieser, anders als die Erziehung, nicht der elterlichen Steuerung, sondern ist dem

Zufall ausgesetzt. Wenn die Keimzellen von Frau und Mann verschmelzen und ein Kind entsteht, liegt jedes Gen in allen entstehenden Körperzellen doppelt vor, von väterlicher und von mütterlicher Seite. Sich aber vorzustellen, ein Mensch sei halb Vater, halb Mutter, ist viel zu simpel gedacht.

ZUM BEISPIEL KANN innerhalb eines Gen-Paares die Erbinformation eines Elternteiles ganz unterdrückt sein oder dominieren. Es ist auch möglich, dass sich die Gene eines Paares in ihrer Wirkung wechselseitig verstärken oder abschwächen. Zusätzlich können sie mit anderswo im Erbgut gelegenen Genen zusammenwirken und deren Effekte verändern.

So ist, was die ererbten Familieneinflüsse angeht, alles möglich: Ein Kind kann jede einzelne seiner Veranlagungen allein vom Vater oder von der Mutter haben. Es kann mit einer Mischform beider Anlagen auf die Welt kommen. Es ist also möglich, dass in ihm genetisch beeinflusste Verhaltensweisen von früheren Vorfahren wieder auftauchen, die in nachfolgenden Generationen nicht aufgetreten sind. Und es können auch ganz neue Eigenschaften auftreten, die in keiner der beiden Herkunftsfamilien vorhanden waren.

Die Kinder, die ein Elternpaar zeugt, sind daher in ihren Anlagen höchst individuell. Wenn also jemand in sich den Jähzorn des Großvaters zu spüren glaubt, könnte er Recht haben. Andererseits hat er alle Voraussetzungen, sich anders zu entwickeln als der Großvater. „Es gibt durchaus Merkmale und Eigenschaften, die innerhalb von Familien gehäuft auftreten“, schreibt dazu der Londoner Zwillingsforscher Robert Plomin. „Doch, verglichen mit der Unmenge von Unterschieden, fallen sie kaum ins Gewicht.“

Lässt sich im Zeitalter der Biotechnologie nicht womöglich herausfinden, welche genetischen Verhaltenstendenzen jemand von seinen Ahnen mitbekommen hat? Noch sind die Forscher weit davon entfernt, unser Erbmaterial wirklich zu verstehen. Sie wissen zwar, dass es Gene gibt, die das Verhalten be-

einflussen, kennen aber meist weder deren Baupläne noch deren genauen Platz auf dem DNS-Strang.

Eine der wenigen Ausnahmen ist ein Gen, das Avshalom Caspi vom Psychiatrischen Institut am Londoner King's College 2003 identifiziert hat. Es könnte sich darauf auswirken, ob ein Mensch auf großen Stress, wie etwa den Verlust des Arbeitsplatzes, mit einer Depression reagiert.

Ein anderer Kandidat heißt „DRD4“. Die Menge an Kopien, in der dieses Gen vorkommt, könnte die Ausprägung des so genannten „novelty seeking“ beeinflussen, die Neigung, Neues, Aufregendes und Riskantes dem Alltagsrott vorzuziehen. Also lieber einen Bungee-Sprung zu wagen oder auf einen Kokaintrip zu gehen, statt sich durchs Fernsehprogramm zu zappen.

Hatten die Kennedys womöglich DRD4 im Übermaß? Diese These verbreitet der US-Autor Edward Klein. Seine Annahme stützt sich allerdings nicht auf eine molekulargenetische Analyse, sondern allein auf Rückschlüsse aus dem risikoreichen Verhalten vieler Familienmitglieder.

Eine solche Ferndiagnose ist jedoch unsinnig. Aus großen Studien, zum Beispiel an getrennt aufwachsenden eineiigen Zwillingen, wissen die Fachleute, dass Persönlichkeits- wie Intelligenzunterschiede etwa zur Hälfte genetisch bedingt sind. Es muss also noch zahlreiche weitere, bis heute unbekannte Erbinformationen geben, die das „novelty seeking“ mitbestimmen. Die andere Hälfte der Persönlichkeitsunterschiede lässt sich durch Umwelteinflüsse im weitesten Sinne erklären.

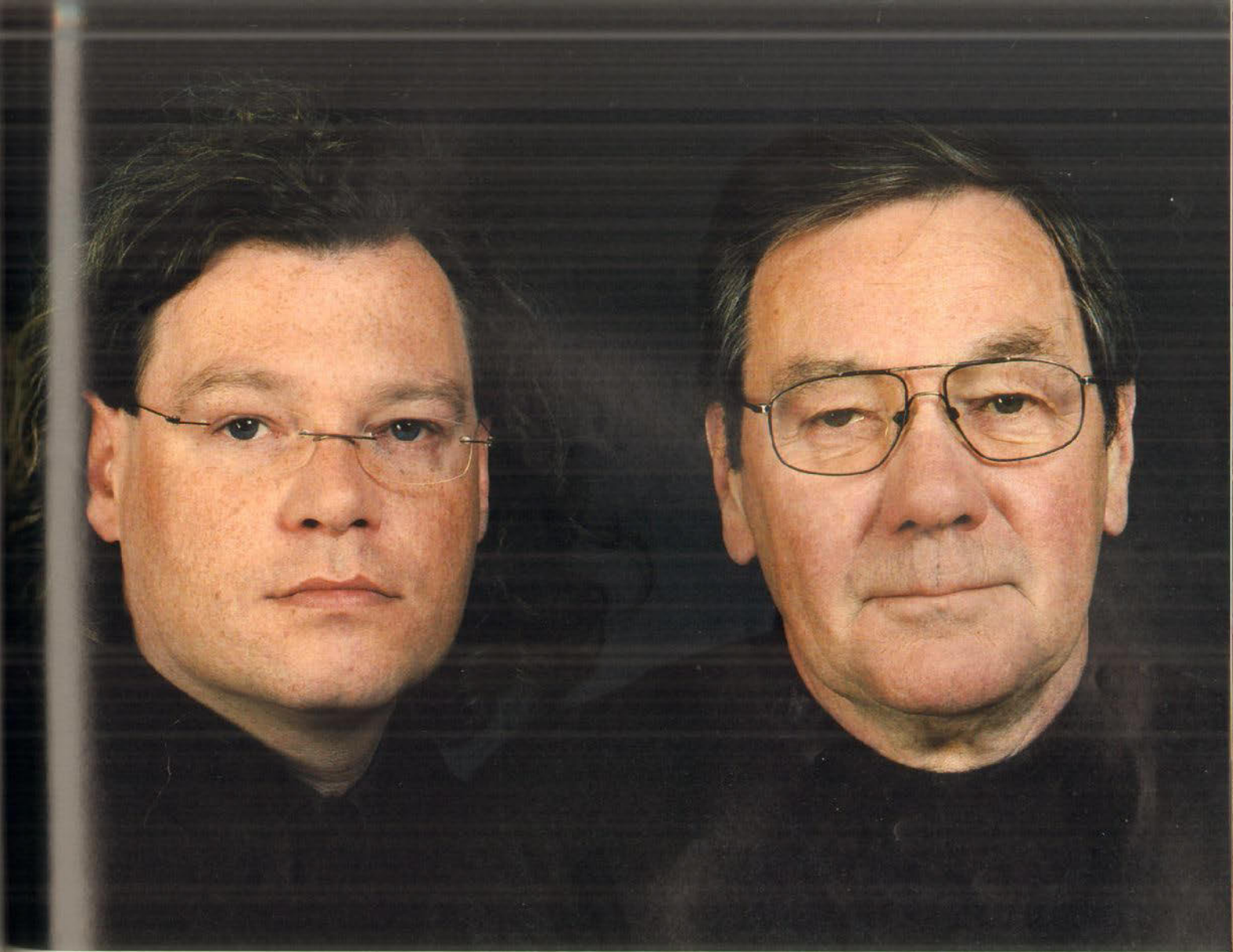
Also sind in erster Linie doch die Eltern verantwortlich? Auf diese Frage antworten viele Experten inzwischen vorsichtig. Sie halten die elterliche Erziehung und ihre Vorbildfunktion nicht mehr für den am stärksten prägenden Umweltfaktor. Sie glauben nicht mehr wie einst Sigmund Freud, dass die Persönlichkeit eines Kindes in dessen ersten drei Lebensjahren zementiert werde – schwere Traumatisierungen ausgenommen. Jene Zeit, in der Kinder hauptsächlich mit den Eltern

In mancher Hinsicht bin ich meinem Vater bestimmt ähnlich. Allerdings kann ich die Ähnlichkeiten weniger gut erkennen als das, was uns unterscheidet.

Ich glaube, wir sind uns ähnlich. Vielleicht ist es so etwas wie Seelenverwandtschaft.

Mirjam Müntefering, 35, Autorin, und
Franz Müntefering, 64, Politiker





**Wegen seiner Arbeit habe ich in meiner Kindheit wenig
von meinem Vater gehabt.**

Ich habe wesentlich mehr Erinnerungen an meine eigene Kindheit als an die Zeit, in der mein Sohn Kind war.

Peter Kafka, 40, Architekt, und Peter Kafka, 66, Bergbauingenieur

kommunizieren und sich in der von ihnen geprägten Umgebung aufhalten, wird heute nicht mehr und nicht weniger wichtig genommen als die mittlere Kindheit, das Jugendalter und die Erwachsenenzeit.

„Nichts spricht dafür, dass Verhaltensunterschiede durch Ereignisse in der frühen Kindheit festgelegt wurden“, erklärt Jens Asendorpf. Natürlich interagierte Babys und Kleinkinder intensiv mit ihren Eltern. Vater oder Mutter reagierten vielleicht positiv auf ein nach außen gewandtes Kind – und verstärkten genau dieses Verhalten. Oder sie unterdrückten es, weil sie sich von dem ständigen Geplapper nervlich strapaziert fühlen. Ganz ähnliche Vorgänge, so Asendorpf, seien auch mit Gleichaltrigen, mit Erziehern, Lehrern und später mit Freunden, Partnern und Arbeitskollegen zu beobachten.

Zahlreiche Studien, die die Persönlichkeitsentwicklung von Menschen über Jahre verfolgen, bestätigen Asendorpf: Ein Wissenschaftlerteam hat kürzlich die Ergebnisse von 152 solcher

Untersuchungen zusammengefasst, an denen insgesamt mehr als 35 000 Personen beteiligt waren. Ergebnis: Die Persönlichkeit ist die ganze Kindheit und Jugendzeit hindurch in Bewegung. Erst danach verfestigt sie sich allmählich. Doch selbst im höheren Erwachsenenalter sind noch Umbrüche möglich.

Dass Kinder – wie viele Menschen glauben – im Laufe der Jahre ihren Eltern immer ähnlicher werden, hält Asendorpf für unwahrscheinlich. Der Glaube an die zunehmende Ähnlichkeit entsteht womöglich dadurch, dass man sich in jungen Jahren mehrere Lebensstufen von Vater und Mutter entfernt fühlt. Noch liegen Schulabschluss, Berufsfindung, Karriere und Familiengründung vor einem. Später jedoch ändert sich die Wahrnehmung. Das Leben wird beständiger, und von den Eltern scheint einen schließlich nur noch eine klar erkennbare Lebensstufe zu trennen: die Pensionierung. So entwickelt man vielleicht einen genaueren Blick für Übereinstimmungen, die schon vorher vorhanden waren.

Die Experten haben noch eine zweite, scheinbar auf der Hand liegende Regel auf den Kopf gestellt: Die Ähnlichkeit zwischen erwachsenen Geschwistern ist meist nicht Folge des gemeinsamen Aufwachsens, sondern vor allem genetisch bedingt. Die Erkenntnis stammt unter anderem aus Studien mit Adoptivgeschwistern. Entgegen der Erwartung, werden sie sich im Laufe der gemeinsam in einer Familie verbrachten Jahre in den meisten Merkmalen nicht ähnlicher.

Eine Ausnahme ist der Sinn für Humor. Adoptierte Kinder und die mit ihnen aufwachsenden leiblichen Kinder entwickeln oft ein sehr ähnliches Verständnis davon, was witzig ist. Bei Essensvorlieben, sozialen und politischen Haltungen sowie der Neigung zu körperlicher Aggressivität lässt sich ebenfalls ein deutlicher Einfluss der Familie nachweisen.

Auch die Entwicklung der Intelligenz wird stark vom Elternhaus beeinflusst. Wird ein Kleinkind aus einer bildungsfernen Familie in eine bildungsinteressierte Familie adoptiert, steigt sein

IQ voraussichtlich. Der Einfluss der Familie auf die kognitiven Fähigkeiten nimmt allerdings mit zunehmendem Alter der Kinder ab.

Dass das Elternhaus – von den Ausnahmen abgesehen – folglich nicht wichtig für das Fühlen und Handeln von Menschen sei, folgert daraus nicht. Aber es macht Geschwister nicht ähnlicher, als sie aus genetischen Gründen ohnehin schon sind. Denn es prägt jedes Kind auf ganz eigene Weise.

DIESE ERKENNTNIS hat den Fachleuten vor einigen Jahren die Augen geöffnet für die Bedeutung eines Phänomens, das Schriftsteller wie John Steinbeck („Jenseits von Eden“) oder Thomas Mann („Buddenbrooks“) in ihren Werken behandeln: Geschwister führen innerhalb der Familie sehr verschiedene Leben.

Eine Ursache dafür ist, dass Eltern ihre Kinder unterschiedlich behandeln. Selbst wenn sie es wollten, könnten sie gar nicht anders, da Kinder von Geburt an verschieden seien, erklärt der Jenaer Zwillingforscher Rainer Riemann: „Erziehung bedeutet schließlich nicht, dass ich mich hinsetze und ein Konzept mache und es dann durchziehe. Erziehung ist immer auch ein Reagieren auf die Eigenart der Kinder.“

So wächst zwischen jedem Elternteil und jedem Kind eine einzigartige, nicht vorhersagbare Beziehung. Ein Vater spielt vielleicht am liebsten mit seiner fröhlichen, pflegeleichten Tochter. Einen anderen fordern gerade die Eigenheiten eines von seinen Anlagen her verletzlichen, wenig anpassungsfähigen Sohnes zu besonderer Fürsorge heraus.

Bei der Erziehung stoßen Eltern oft an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten – und fragen sich dann, wie auch Psychologen, die das Miteinander in Familien analysieren: Wer prägt hier eigentlich wen? Aus der Psychologie simpler Ursache-Wirkungs-Beziehungen („Mangelndes Einfühlungsvermögen der Eltern äußert sich bei den Kindern später in sozial inkompetentem Verhalten und Angst vor Nähe“) ist also eine Wissenschaft der Wechselbeziehungen zwischen Menschen geworden.

Über die Kunst hatten wir schon immer einen guten Draht zueinander.

Ich finde es toll, dass meine Mutter mit ihrer Kunst ihren eigenen Weg geht. Sie ist sehr mutig und macht einfach ihr Ding.

Marties Fliessbach, 57, Malerin und Textildesignerin, und Lena Fliessbach, 22, Studentin

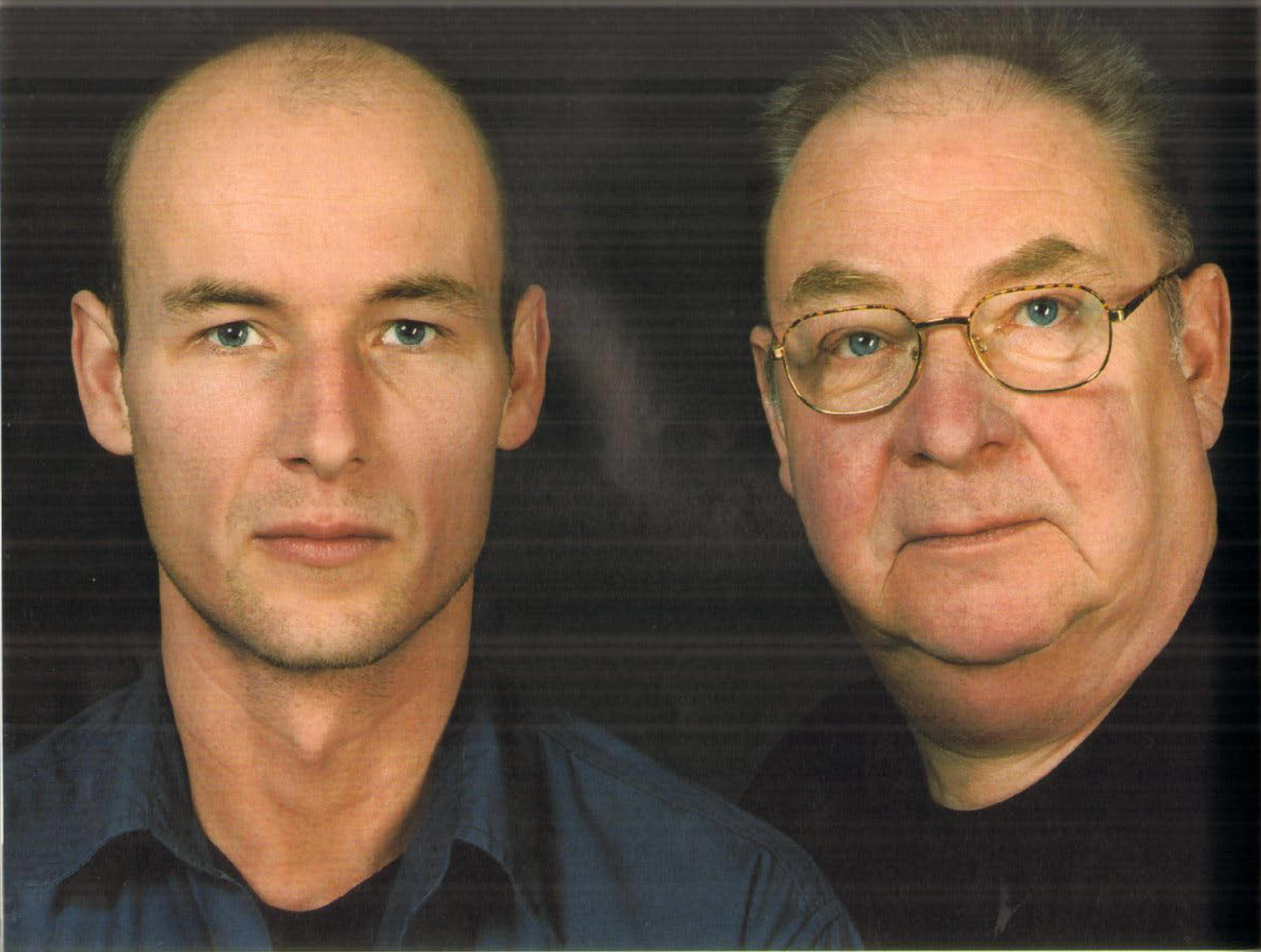




Mit meinem Sohn habe ich viel Zeit auf dem Sportplatz verbracht.

Als Vereinsvorsitzender hat mein Vater mir den Sport nahe gebracht, und der hat uns sehr miteinander verbunden.

Helmut Söll, 80, Geologe, und Rainer H. Söll, 46, Diplomingenieur



Ich kann mich an kein gemeinsames Erlebnis

mit meinem Vater erinnern. Einmal habe ich meinen Sohn mit dem Fahrrad vom Kindergarten abgeholt. Er hatte nichts Besseres zu tun, als seine Füße in die Speichen zu stecken. Ich musste dann mit ihm zum Arzt gehen.

Matthias Sandmann, 37, Bildjournalist, und Alfons Sandmann, 62, Justizsekretär i. R.

Das neue Modell ist sehr viel schwerer zu durchschauen als das traditionelle Deutungsmuster. Doch es hat den Vorteil, dass es die Menschen nicht auf einmal entwickelte Lebensstrategien festlegt, sondern ihnen prinzipiell zugesteht, sich aus noch so komplizierten Verstrickungen lösen zu können.

Bekommt eine autoritäre Mutter ein schwieriges Kind, schreibt Asendorpf, „mögen sich beide in einem spiralförmigen Aufschaukelungsprozess immer mehr zu einem autoritär-aggressiven Paar entwickeln“. Ein schwieriges Kind mit einer toleranten Mutter werde sich hingegen eher nicht aggressiv entwickeln, und eine autoritäre Mutter werde ein „einfaches“ Kind nicht unbedingt aggressiv machen.

Ähnlich offen sind die Auswirkungen anderer Umwelteinflüsse auf Kinder. „Auch eine objektiv gleiche Umwelt wird von verschiedenen Kindern unterschiedlich verarbeitet“, sagt Jens Asendorpf. Wie Jungen und Mädchen die Gegebenheiten in ihrer Familie wahrnehmen, hänge von ihrem Alter ab, der genetischen Ausstattung und der zuvor entwickelten Persönlichkeit.

UNTERSUCHUNGEN ZU extremen Ereignissen wie dem Tod der Mutter oder langer Arbeitslosigkeit haben gezeigt: Was den einen belastet, kann den anderen stärken. Experten wie Robert Plomin nehmen an, „dass die Wahrnehmung von Ereignissen für die Entwicklung der Kinder möglicherweise wichtiger ist als das *wirkliche* Ereignis“.

Psychologen kennen ein weiteres Phänomen, das Menschen unter ähnlichen Grundbedingungen sich unterschiedlich entwickeln lässt – oft den gezielten Anstrengungen der Eltern zum Trotz: Kinder wie Erwachsene wählen sich ihre Umwelt so weit wie möglich selbst aus. Sie gestalten sie dann ihrer Eigenart entsprechend. Folglich haben sie erheblichen Einfluss darauf, was sie formt und was nicht.

Ein Mädchen etwa interessiert sich schon als Dreijährige für die Briefmarkensammlung des Vaters. Sie lernt den sorgfältigen Umgang mit den empfindlichen Sammelobjekten, hat Freude am

Zusammentragen und Ordnen von Dingen. Die andere fragt ihren Vater nach den Ländern, aus denen die Marken stammen. Später reist sie dorthin – und genießt es, wenn ihr von Zeit zu Zeit Erinnerungen an seine alten Geschichten in den Sinn kommen.

In Lebensberichten berühmter Künstler finden sich immer wieder Hinweise darauf, dass ihnen geradezu das Herz aufging, hatten sie ihr Lebensthema gefunden – wie etwa bei der Musikerin Anne-Sophie Mutter, die schon im Sandkastenalter am liebsten Geige spielte. „Viele dieser Menschen suchten intuitiv und aktiv die Situationen auf, in denen sie ihre hervorragenden Anlagen auch entfalten konnten“, schreibt der Konstanz-er Psychologe Christoph Eichhorn.

Das heißt im Umkehrschluss nicht, Eltern müssten nur offen genug sein – und schon wüchsen ihre Kinder zu Klaviervirtuosen oder begnadeten Malern heran. „Was der Einzelne als seine schicksalhafte Berufung empfindet“, hat der Stuttgarter Heilpädagoge Henning Köhler beobachtet, „braucht nicht welterschütternd zu sein.“

Eine weitere wichtige Schlussfolgerung, die Fachleute aus ihren Forschungen ziehen: Offenheit darf nicht heißen, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Erlebt etwa ein sehr schüchternes Kind eine Reihe von Enttäuschungen, wird es sich wahrscheinlich zurückziehen. Einsamkeit kann zwar einen starken und einfühlsamen Charakter hervorbringen – aber auch fürs Leben traurig machen.

Eltern, so Jens Asendorpf, müssen akzeptieren, dass sie ihr Kind nicht auf direktem Wege („Na, komm schon, spiel doch einfach mit“) ändern können. Ihnen bleibt nur, zu versuchen, die Umwelt so weit wie möglich an das Kind anzupassen, ihm Angebote zu machen. Etwa immer wieder andere Familien mit Kindern nach Hause einzuladen, um dem eigenen Kind zu ermöglichen, seine Zurückhaltung aufzugeben.

Aus dieser Sicht sind Eltern keine mächtigen Former ihrer Töchter und Söhne, sondern allenfalls Gestalter der kindlichen Umgebung. Sie bieten dem Kind etwas an. Erstens sich selbst: die

Art zu sprechen, Gefühle zu zeigen oder zu verbergen, Schwierigkeiten anzugehen, Abhängigkeit und Unabhängigkeit zu leben, Werte einzufordern und vorzuleben. Zweitens verschaffen sie dem Kind Zugang zu ganz bestimmten Umwelten: zu Mitmenschen, zur Natur, Spielzeugen, Kindergärten, Schulen, Stadtvierteln.

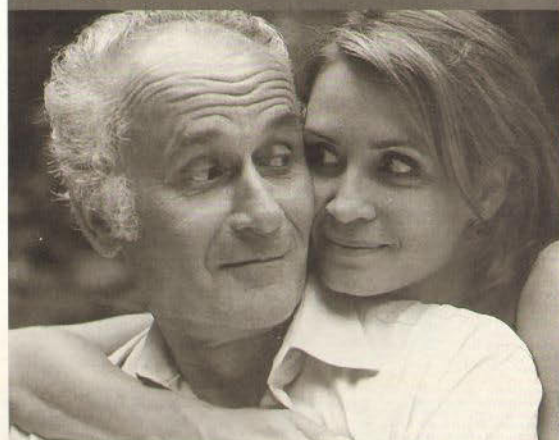
Das Kind wählt aus, wovon es sich beeinflussen lässt und was an ihm abprallt. Wird es älter, kann es sich unter Umständen weit von der von seiner Familie vorgegebenen Welt entfernen.

Ein Familienmythos, wie es ihn angeblich bei den Kennedys geben soll („Wir sind unbesiegbar“), ist allenfalls ein Einfluss unter vielen. Und wenn er für einzelne Familienmitglieder auch lebensbestimmend sein mag: Die vielen Männer und Frauen der weit verzweigten Familie Kennedy, die nicht ständig Kopf und Kragen riskieren, sind der beste Beweis gegen ein als unentrinnbar erscheinendes Familienerbe. □

In Anjas Lächeln kommt ihr ganzer Charakter zum Ausdruck.

Ich wollte immer einen Mann haben, der mit mir so umgeht wie mein Vater mit meiner Mutter.

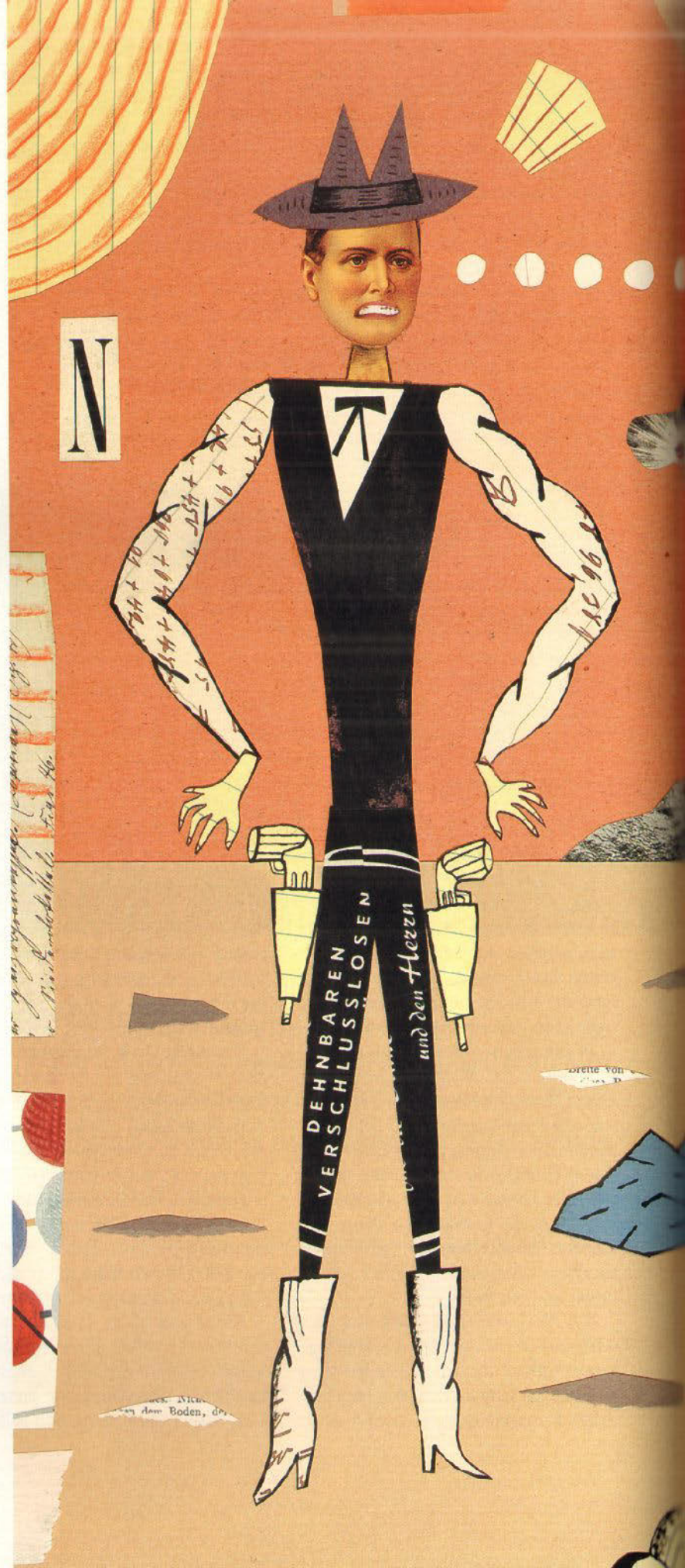
Ulrich Kling, 63, Studiobetriebsleiter, und Anja Kling, 34, Schauspielerin

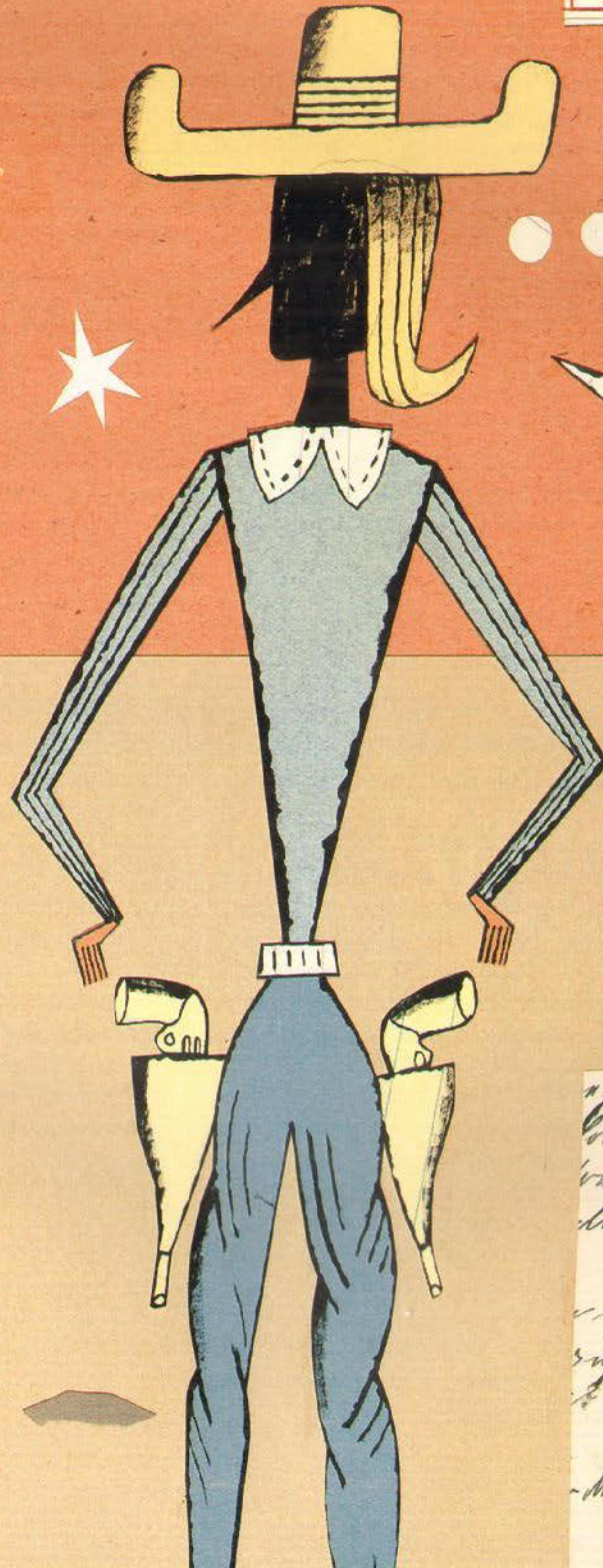
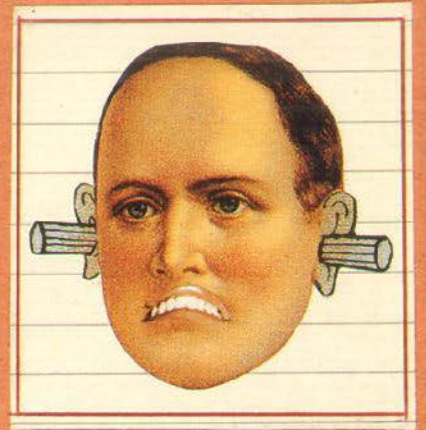
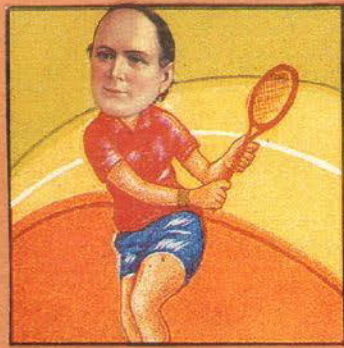


Susanne Paulsen, 42, hat drei Kinder und schreibt regelmäßig für GEO, zuletzt über Autismus (GEO Nr. 7/2004). Die Farbfotos stammen aus dem Buchprojekt „Söhne haben Väter“ des Düsseldorfer Fotodesigners Bernd Nörlig, 39. Viele der Porträtierten sagten im nachhinein, sie seien dem jeweils anderen schon lange nicht mehr so nahe gekommen. Die Schwarzweiß-Bilder sind dem Buch „Vätertöchter, Muttertöchter“ der Hamburger Fotografin Ute Karen Seggelke, 64, entnommen.

Wenn eine Beziehung Bestand haben soll, müssen wir einander nur genug lieben, glauben die meisten Menschen. Falsch, sagen viele Psychologen, richtiges Streitverhalten sei genau so wichtig – und das lasse sich erlernen. Können Frauen und Männer wirklich zum Domp-
teur der eigenen Wut werden?

STREITEN NACH ALLEN REGELN DER KUNST





D

„früher“ besser für
 Porten, aber das
 sozial müssen
 aber bleiben.

„mit 4 kg offenes
 zusammen gefasst“

„Mittelpunkt“ = $\frac{1}{2}$ Pfund
 „ = $\frac{1}{3}$ „
 „ = $\frac{1}{4}$ „

E

Wolfgang Heuer* wollte nicht länger als Pastor in der Kirche stehen. Und es waren ausgerechnet die Trauungen – festliche und fröhliche Anlässe also –, die ihn an seiner Berufung zweifeln ließen. „Wenn ich sah, wer da heiraten wollte... Das konnte nur schief gehen“, sagt Heuer. Er ließ sich für eine neue, wichtigere Aufgabe freistellen. Heute bietet Heuer Kurse für Paare an, die lernen wollen, wie man sich nach Regeln streitet – um das Scheitern der Partnerschaft zu verhindern.

Für Heuer ist eine Ehe vergleichbaren Bedingungen unterworfen wie eine Betriebsgründung: Habe ein Unternehmer keine Ahnung von Arbeitsteilung, Kommunikation und Mit-

bestimmung, gehe das meist nicht lange gut. Dabei sei das Risiko, dass eine Ehe scheitere, statistisch gesehen größer als das Risiko, dass ein Betrieb kaputtgehe. Also brauche man vor allem das

richtige Handwerkszeug für eine gelungene Partnerschaft.

Und das scheint es zu geben.

Freitagnachmittag in einer norddeutschen Kleinstadt. Im Gemeinderaum der Kirche sitzen vier Paare, die Partner Rücken an Rücken. 14 Stunden lang wollen sie an diesem Wochenende streiten lernen.

Heuer, einer der beiden Kommunikationstrainer der Gruppe, teilt an jeweils einen der Partner eine Postkarte mit Landschaftsmotiv aus. Dem anderen Partner soll nun detailliert beschrieben werden, was auf der Karte zu sehen ist. Nach einigen Minuten schauen sich die Zuhörer die Bilder an. Große Verblüffung. Jeder

sieht ein völlig anderes Bild als jenes, das er sich nach der Beschreibung vorgestellt hatte. Menschen, so die Botschaft, konstruieren sich ihre eigene Wirklichkeit – und die hat mit der Sichtweise des Anderen nicht viel zu tun. „So entstehen Missverständnisse, eine der Hauptursachen für Streit“, sagt Heuer.

KEK heißt das Training, zu dem die Paare zusammengekommen sind, die Abkürzung für „Konstruktive Ehe und Kommunikation“. Solche Kurse werden seit dem Jahr 1996 vielerorts von der katholischen Kirche angeboten – und wegen des großen Erfolges neuerdings auch von evangelischen Kirchen. Das Bundesfamilienministerium unterstützt die Ausbildung der KEK-Trainer finanziell.

Die Kurse sind begehrt und meist lange im voraus ausgebucht. Die Teilnehmer müssen seit mehreren Jahren in einer festen Beziehung leben und sollen, das wird vor der Anmeldung abgefragt, in keiner akuten Ehekrise stecken.

Die Gruppe im Gemeinderaum ist bunt gemischt: Ein Rechtsanwalt ist unter den Teilnehmern, eine Postbeamtin, eine Hebamme. Ein Paar ist schon seit 23 Jahren verheiratet, die anderen Ehen sind jünger. Es geht, wie Heuer gleich zu Anfang klarstellt, nicht darum, WÜRDE die Paare streiten, sondern WIE sie streiten. Nicht der Konflikt selbst, sondern mangelnde Fertigkeiten im Streiten seien es meist, die Ehen scheitern ließen. Ohne Regeln, sagt Heuer, verlaufe ein Streit immer in derselben Bahn.

Der Trainer verteilt die zehn Gebote des richtigen Streitens.

Auf einem Blatt stehen die Sprecher-Regeln:

1. Gebrauchen Sie das Wort „Ich“, und meiden Sie das Wort „man“.

2. Beziehen Sie sich auf eine konkrete Situation, und sagen Sie nicht „immer“ und „nie“.
3. Sprechen Sie ein bestimmtes Verhalten des Partners an und nicht ein „typisches“.

4. Bleiben Sie beim aktuellen Thema, und schweifen Sie nicht in die Vergangenheit ab.
5. Öffnen Sie sich dem Partner gegenüber.

Auf dem anderen Blatt stehen die Hörer-Regeln:

1. Hören Sie aufmerksam zu, und zeigen Sie das auch – sehen Sie ihr Gegenüber an, nicken Sie ihm zu.
2. Fassen Sie zusammen, was der Partner gesagt hat.
3. Stellen Sie dem Partner offene Fragen nach seinen Wünschen und Gefühlen.
4. Loben Sie den Partner. Sagen Sie ihm zum Beispiel, dass Ihnen jetzt vieles klarer geworden sei.
5. Benennen Sie die eigenen Gefühle, die Ihr Partner mit seinen Worten ausgelöst hat.

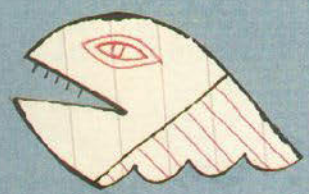
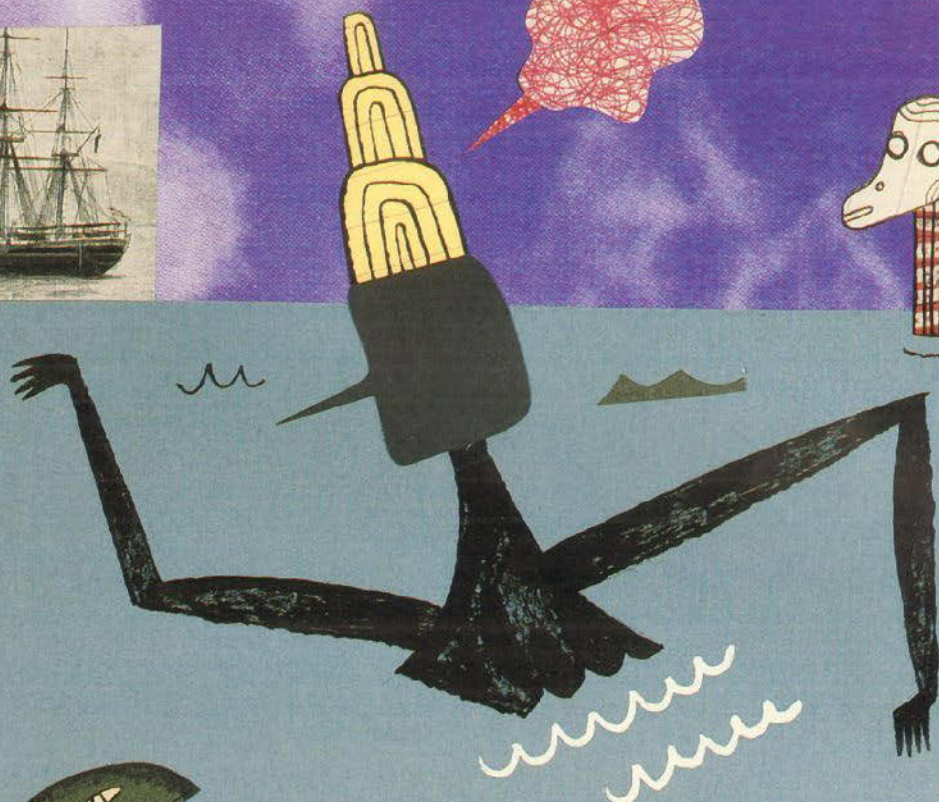
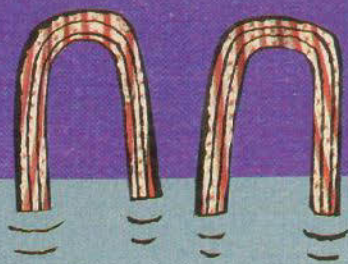
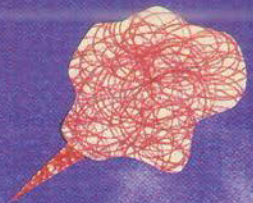
Jedes Paar soll sich nun mit den Regeln zurückziehen und sie anhand eines unverfänglichen Themas 90 Minuten lang einüben. Hannah und Paul Froh* – sie Postbeamtin, er Koch – reden über die Ferienplanung. Obwohl es kein Reizthema für sie ist, geht es mit den Regeln schief – besonders mit Hörer-Regel 2, dem Zusammenfassen.

Den anderen Paaren ergeht es ähnlich: Allen fällt es schwer, die Ansichten des Partners auf den Punkt zu bringen. Jeder hört meist nur das heraus, was er hören will, und interpretiert eigene Gedanken in das Gesagte hinein.

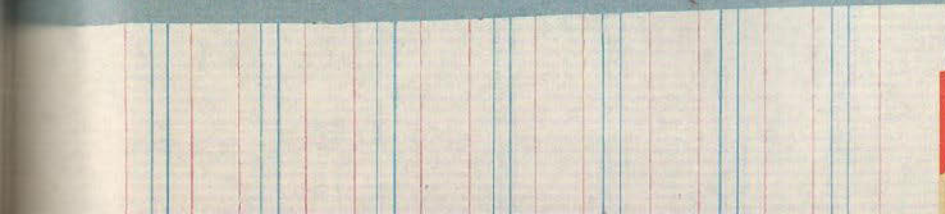
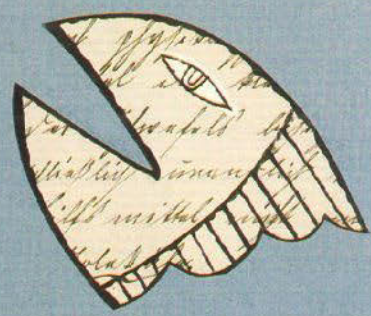
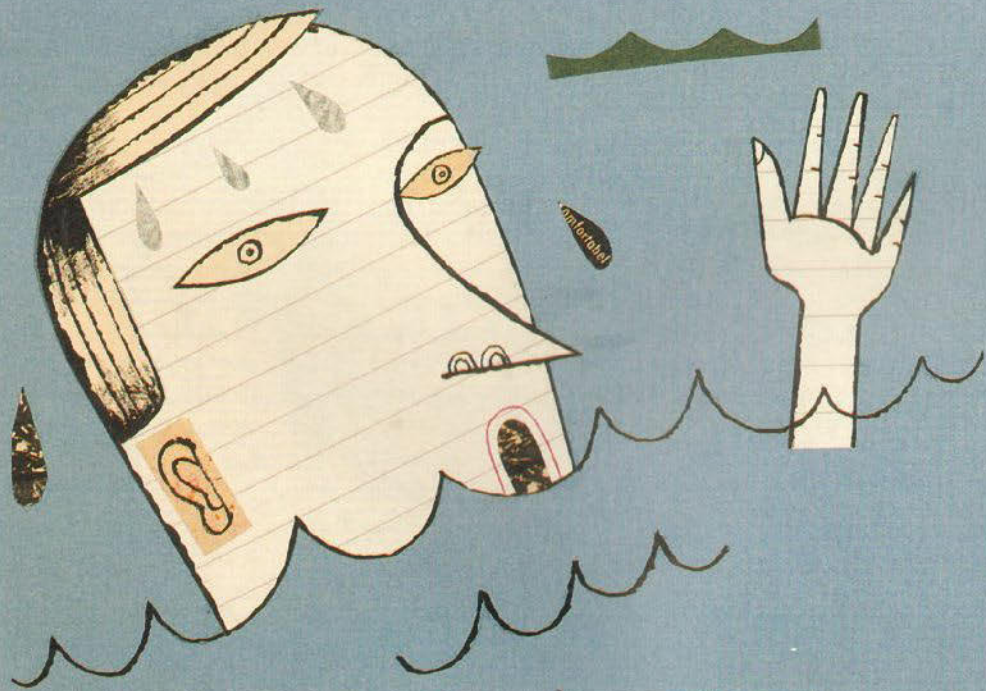
Schließlich sollen die Paare über einen gravierenden Konflikt reden. Bei den Frohs ist es der Wohnwagen, den er gegen ihren Willen angeschafft hat, um ungestört E-Gitarre spielen zu können. Paul Froh ist als selbst-

**Meist fordern Frauen
die Klärung von Partner-
schafts-Problemen ein;
Männern wird das
schnell zu viel**

*Namen von der Redaktion geändert



SEA OF CONFLICT



ständiger Koch für die Kantine eines Altenheims zuständig und führt zusätzlich noch einen Party-Service. Wenn er nach Hause kommt, will er sich erst mal zurückziehen.

Beim Stichwort „Rückzug“ geht seine Frau wie auf Knopfdruck in die Luft: „Du weißt, was alles zu tun ist. Abendbrot machen, vorlesen, Kinder ins Bett bringen, aufräumen. Und trotzdem verpissst du dich.“ Die beiden streiten auf vertrautem Terrain. Zwei Stunden dauert der Schlagabtausch, Heuer achtet auf die Einhaltung der zehn Gebote. Wenn Hannah Froh re-

det, hat ihr Mann die Hörer-Regeln vor sich; wenn er redet, muss sie sie beachten.

Nach einiger Zeit ändert sich ihr Streitverhalten: Hannah Froh fasst besser zusammen, interpretiert weniger und fragt häufiger nach; Paul Froh lobt seine Frau mehrmals und benennt seine Wünsche. Am Ende sagt er erleichtert: „Hannah liebt meine Musik doch noch, so wie am Anfang unserer Ehe.“ Und sie ergänzt: „Ich verstehe ihn jetzt besser.“

Den anderen Teilnehmern ergeht es ähnlich. Am folgenden Wochenende werden sie sich noch einmal treffen – um Gemeinsamkeiten mit dem Partner herauszufinden und die Streitregeln fester zu verankern.

Regelloser Streit, sagt Heuer, gefährde die Partnerschaft. Meist wollten die Partner das Verhalten ihres Gegenübers ändern, indem sie drohen, etwa: „Wenn du deinen Pyjama noch ein einziges Mal auf dem Boden liegen lässt, schmeiße ich ihn in den Müll-eimer.“ Lenke der Partner ein, speicherten beide unbewusst die Botschaft: Drohungen verändern das Verhalten des Anderen. „So spielen sich Kommunika-

tionsprozesse ein, die eine Partnerschaft vergiften“, sagt Heuer. Das KEK-Training setzt stattdessen auf die positive Verstärkung von erwünschtem Verhalten – denn Drohungen wirkten ohnehin nicht dauerhaft.

Heuer bietet nicht nur KEK-Kurse für langjährige Partner an, sondern auch deren Vorläufer „Ein Partnerschaftliches Lernprogramm“ (EPL). Er ist damit einer von rund 1200 KEK- und EPL-Trainern in Deutschland. Die methodischen Ansätze sind ähnlich, doch EPL-Kurse richten sich an Männer und Frauen am Beginn einer Partnerschaft oder Ehe.

Können solche Trainings eine Art Scheidungs-Prophylaxe sein? Forschungsergebnisse sprechen dafür. Wissenschaftler der TU Braunschweig haben 64 Paare untersucht, die einen EPL-Kurs besucht hatten, und 32 Paare, die an keinem Kurs oder an dem in der katholischen Kirche üblichen Ehevorbereitungskurs teilgenommen hatten. Nach fünf Ehejahren war der Unterschied deutlich: Von den 64 EPL-Paaren hatten sich zwei scheiden lassen, von den 32 anderen Paaren fünf – anteilmäßig fünfmal so viele.

Auch das Streitverhalten war unterschiedlich: Die Paare sollten nach anderthalb, drei und fünf Jahren im Videolabor einen Konflikt diskutieren. Die Anzahl der abwertenden Äußerungen gegenüber dem Anderen hatte sich bei den EPL-Paaren kaum verändert, bei den übrigen Paaren hatte sie sich verdoppelt. Inzwischen legen manche Pfarrer einen Gutschein für einen EPL-Kurs mit in die Trau-Bibel.

Kurt Hahlweg, Professor für Klinische Psychologie an der Technischen Universität Braunschweig, hat die EPL-Kurse gemeinsam mit Joachim Engl vom Münchner Institut für For-

schung und Ausbildung in Kommunikationstherapie entwickelt. „Wir kämpfen gegen die alte These: Man muss nur streiten, dann wird eine Ehe gerettet!“, sagt Hahlweg. Seine Erkenntnis: „Dauerstreit macht krank.“

Vorbild ist für Hahlweg das US-amerikanische PREP, das „Premarital Relationship Enhancement Program“. Beeindruckt von der unter PREP-Paaren halbierten Scheidungsrate, hat der US-Bundesstaat Florida 1998 ein Gesetz erlassen, das High-Schools vorschreibt, Partnerschaftstrainings auf die Lehrpläne zu setzen. Streit-Schulung per Gesetz? Für Hahlweg durchaus vorstellbar.

Wer konstruktiv streitet, tut offenbar auch etwas für seine Gesundheit. Im Rahmen einer Studie zur Scheidungsprävention bat Hahlweg länger verheiratete Paare ins Videolabor und forderte sie auf, 15 Minuten lang ein Partnerschaftsproblem zu diskutieren. Vorher und nachher maß er den Blutdruck und den Cortisolwert der Probanden. Cortisol ist ein Hormon, das die Ausschüttung der Stresshormone Adrenalin oder Noradrenalin herunterregelt, sobald der Ärger vorbei ist.

Doch beim Dauerstreiten wurde kein Cortisol ausgeschüttet. Hahlweg vermutet, dass bei solchen Paaren der Regelungsmechanismus nicht mehr greift. Die Stresshormone konnten ungehemmt weiterwirken. „Das ist eine große Gefahr für das Herz-Kreislauf-System und schwächt das Immunsystem“, sagt der Psychologe.

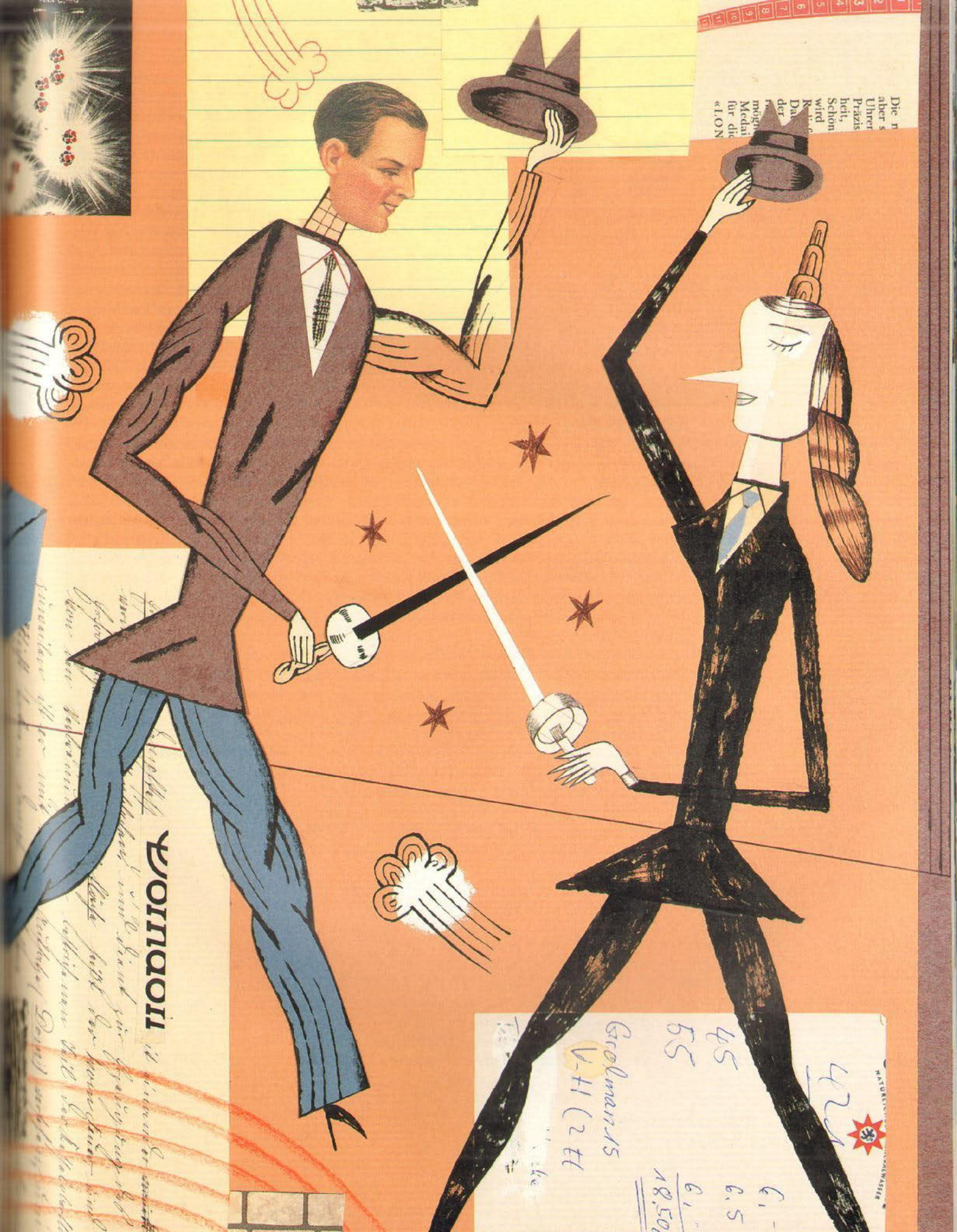
Und noch etwas fand Hahlweg heraus: Es ist von Nachteil, sich während eines Streits zu echauffieren, weil ein Mensch, dessen Herzfrequenz dabei auf über 100 Schläge in der Minute ansteigt, oft gar nicht mehr begreifen könne, was sein Partner ihm

Hält ein Paar beim Streiten die Regeln ein, kommt es viel seltener zu Missverständnissen



Handwritten text in a cursive script, likely a letter or a page from a manuscript, visible on the left side of the page.

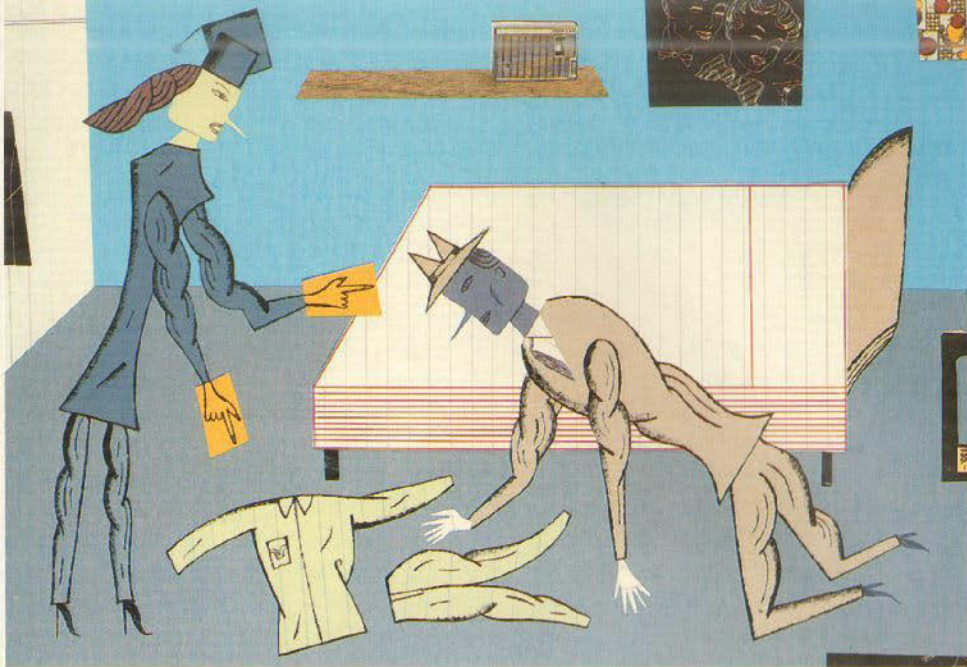
YONNOLI



Die n
aber s
Uhren
Präzis
heit,
Schön
wird
R.
Da
mög
Medai
für die
«LION

Handwritten notes and a small logo in the bottom right corner. The logo features a red star with a white cross inside. The text includes:

422
45
55
Grolman 15
V-H (2 Et
6.1
6.5
18.50



Drohungen vergiften die Partnerschaft, und sie wirken meist auch nicht dauerhaft

sagt. „Auch dann nicht“, sagt Hahlweg, „wenn er sich größte Mühe gibt.“

Das Verständnis füreinander findet auch Grenzen in den Geschlechterrollen. In welchen ausgetretenen Bahnen Auseinandersetzungen zwischen Frauen und Männern häufig ablaufen, zeigte der Kommunikationsforscher Alan Sillars von der Universität von Montana. Sein Forscherteam bat 118 Paare, sich vor laufender Kamera über ein Thema ihrer Wahl auseinander zu setzen, etwa darüber, wie man mehr Freizeit miteinander verbringen könnte.

Im Anschluss daran sahen sich die Probanden, getrennt voneinander, das Video an, wobei jeweils nur das Gesicht des Partners zu sehen war. Alle 20 Sekunden stoppte der Film, und jeder sollte spontan sagen, was er bei der Sequenz gedacht oder gefühlt hatte.

Meistens dachten Männer und Frauen in ganz unterschiedlichen Kategorien. Ein Mann etwa überlegte, wie er es anstellen könnte, dass seine Musikband nur noch dienstags und

freitags probte. Im selben Moment dachte seine Frau: Er hört mir ja gar nicht zu. „Die Gedanken und Gefühle der Männer beziehen sich meistens auf sie selbst“, so Sillars Fazit, „die Gedanken der Frauen dagegen auf ihre Partner.“

Sind Frauen demnach bessere Streiter? Wohl nicht. Sie interpretieren mehr als Männer ihr Gegenüber; ihnen geht es vor allem um die Beziehung. Männer bleiben eher bei der Sache. Dadurch sei die „Eskalation der Auseinandersetzung programmiert“, sagt Sillars. Das gelte besonders für Paare, die seit langer Zeit in enger Beziehung lebten. Der eine höre oft kaum noch, was der andere ihm sage, sondern nur noch, was er als Mitteilung von ihm erwarte.

„Attributionen“ – Zuschreibungen – nennen Wissenschaftler Wertungen, die sich von konkreten Situationen gelöst haben. Sie sind besonders effektive Lösungsskiller. In Sillars Experiment standen Männer und Frauen einander in der Bewertung des Streitverhaltens in nichts nach: Konstruktives Verhalten rechneten beide generell sich selbst zu,

konfrontatives Verhalten aber dem Partner. Das stärkt womöglich das Selbstwertgefühl, nicht jedoch die Beziehung.

Für den Psychologen John Gottman, Mitbegründer des „Marital and Family Institute“ in Seattle, überwiegen allerdings die geschlechtsspezifischen Unterschiede beim Streiten. Er sagt: „In a sea of conflict, men sink, women swim“ – „In einem Meer von Konflikten gehen Männer unter, Frauen schwimmen.“

Der Beziehungsforscher weist auf verschiedene Studien, die belegen, dass Frauen deutlich häufiger als Männer Auseinandersetzungen anfangen und vom Partner fordern, sich darauf einzulassen. Männer reagieren darauf meist defensiv und weichen den Konflikten aus. Wissenschaftler nennen das den „Forderungen-Rückzugs-Kreislauf“.

Für Ruth Limmer, Psychologin am Bamberger Staatsinstitut für Familienforschung, ist das eine Folge der gesellschaftlich vermittelten geschlechtsspezifischen Unterschiede. Da Frauen meist für Partnerschaft und Familie verantwortlich seien, übernähmen sie häufiger als Männer die Aufgabe, Probleme zu benennen und deren Klärung einzufordern. Das, so Limmer, müsse aber kein Nachteil für die Partnerschaft sein: „Langfristig wirkt es sich positiv auf das Paar aus.“

Doch es gibt auch Menschen, die mit ihrer Partnerschaft sehr zufrieden sind, obwohl sie vermeintlich alles verkehrt machen: Statt sich auseinander zu setzen, schweigen sie den Konflikt tot. Kommt es dann schließlich doch zum Streit, werten sich die Partner gegenseitig ab. Ihre Gefühle und Wünsche drücken sie nicht offen aus, sondern halten sie zurück. Und leben trotzdem ohne Probleme zusammen.

Weshalb so etwas funktionieren kann, erklären Forscher

mit der „Passung“ des Umgangs miteinander: Halten beide Partner einen gleichen Umgang für angemessen, können sie durchaus eine zufriedene Beziehung führen, meint Mary Anne Fitzpatrick von der Abteilung für Kommunikationsforschung an der Universität von Wisconsin. Sie filterte aus kulturvergleichenden Forschungsarbeiten neun unterschiedliche Paartypen heraus, die sie für die USA auf drei reduzierte:

- „Traditionelle Paare“ schätzen die klassische Rollenverteilung und nehmen damit auch in Kauf, in getrennten Welten zu leben. Sie wollen sich zwar auseinander setzen, doch geht es ihnen dabei nicht um das Durchkämpfen ihrer Interessen. Die Ehe

muss Bestand haben – komme, was wolle.

- „Getrennte Paare“ sind in ihren Gefühlen und in der Bewältigung ihres Alltags kaum aufeinander angewiesen. Sie leben nebeneinander her und vermeiden Auseinandersetzungen. Auch sie orientieren sich an der Unauflösbarkeit der Ehe – unabhängig davon, ob sie zufrieden mit der Partnerschaft sind oder nicht.

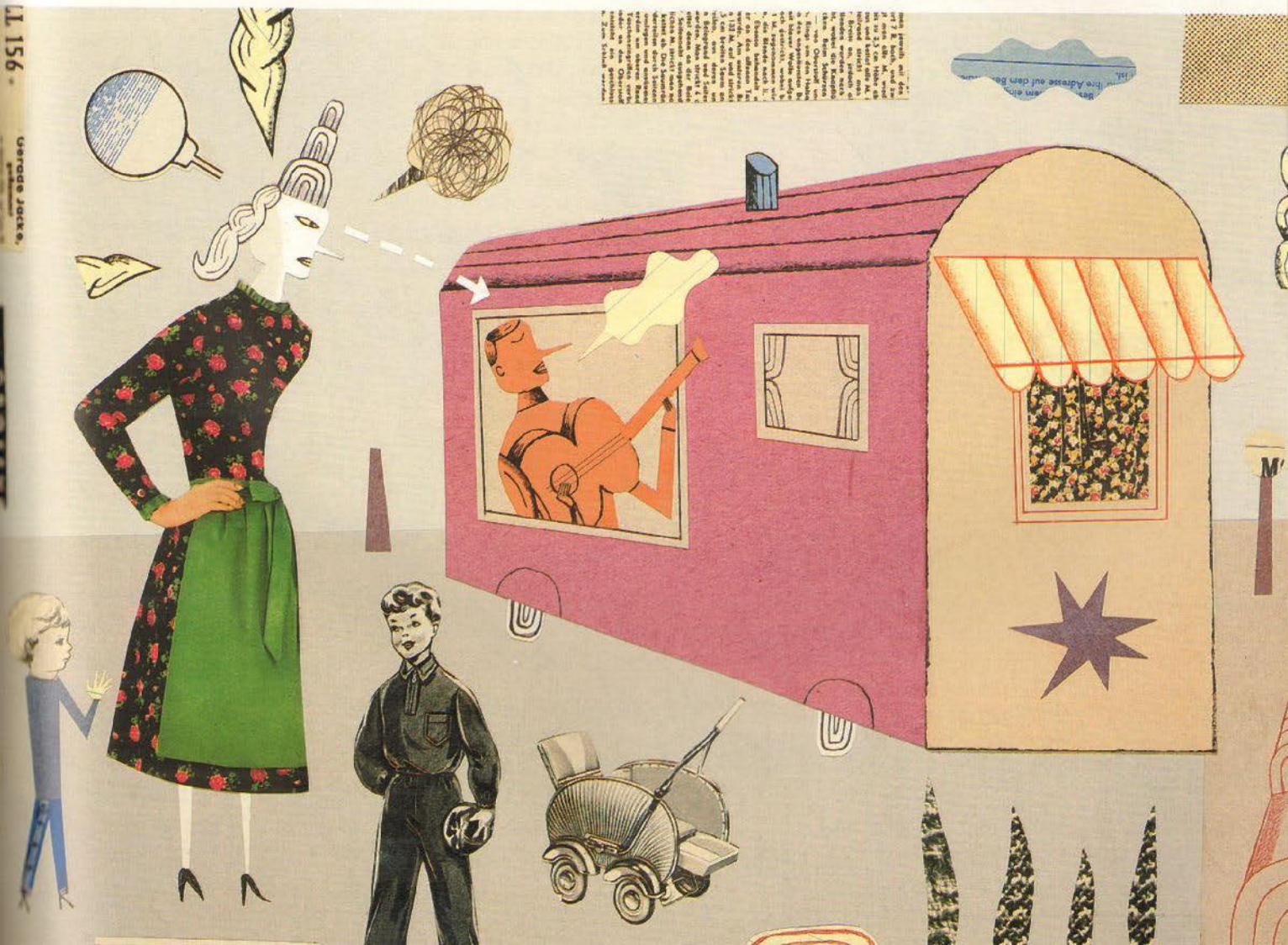
- „Unabhängige Paare“ folgen dem Ideal einer partnerschaftlichen Ehe. Persönliche Autonomie ist für sie wichtig, zugleich schätzen und pflegen sie aber auch Gemeinsamkeiten. Die Ehe hat für sie keinen Wert an sich, sondern ist abhängig davon, wie wohl sie sich in der Beziehung fühlen.

Fitzpatrick entdeckte, dass es entscheidend für die Zufriedenheit sei, dass beide Partner demselben Paartyp angehören. Sei dies nicht so, verliefen Auseinandersetzungen viel häufiger destruktiv.

Macht allein Harmonie Paare glücklich? Jürg Willi, langjähriger Chefarzt der Psychiatrischen Poliklinik des Universitätsspitals in Zürich, glaubt das nicht: „Wenn Harmonie zum Ideal einer Partnerschaft wird, dann ist das gefährlich. Das Leben ist Spannung und nicht Harmonie. Harmonie erreicht man erst im Tod.“

Der Schweizer Experte gilt als der Erfinder der Paartherapie im deutsch-

Die männliche Strategie, Auseinandersetzungen zu vermeiden, ist oft der Rückzug





sprachigen Raum und als einer der renommiertesten Erforscher des komplizierten Systems Ehe. Seit vier Jahrzehnten therapiert Willi Paare und berät andere Therapeuten; weit über 1000 Fallgeschichten hat er begleitet. Sein Fazit: „Jeder von uns braucht jemanden, der ihn herausfordert. Schief geht es in einer Beziehung eher deshalb, weil sich die Partner nicht genügend Widerstand entgegensetzen.“

Gerade im Kampf um Ideen, im Streit um die Durchsetzung eigener Bedürfnisse, sieht er die Chance zur persönlichen Weiterentwicklung in einer Partnerschaft. Die Dissonanzen beginnen bereits mit der Partnerwahl: „Man wählt einen, der den eigenen Ausweichtenden einen Riegel vorschiebt, der einem etwas abfordert, mit einem ringt und kämpft.“

Irrt demnach Volkes Meinung, die behauptet: „Gleich und Gleich gesellt sich gern“? Das beziehe sich, sagt Willi, auf gemeinsame Bildung, auf ähnliche Interessen. Er aber spreche über die psychische Ebene. „Da geht es gegensätzlich zu.“

Kurz gesagt: Man heiratet angeblich immer sein Problem. Willi demonstriert das an einem Fall aus seiner Praxis: Marlies und Frederic Edel* sind seit zehn Jahren verheiratet und haben drei Söhne. Sie wirft ihm emotionale Kälte vor und fühlt sich in ihrem Engagement für die Familie allein gelassen. Frederic Edel, der beruflich stark gefordert wird, reagiert auf die Vorwürfe mit eisigem Lächeln.

Anders als die KEK-Trainer verteilt Willi keine Regeln, sondern zielt auf den inhaltlichen Kern des Streits: Er erkundet die Beziehungsgeschichte des Paares, die Diskrepanz zwischen den Sehnsüchten bei der Partnerwahl und der heutigen Krise.

Was hat Marlies und Frederic Edel damals aneinander fasziniert, fragte Willi. Und was war vorher? Marlies Edel lebte mit einem Mann zusammen, für den sie meinte, alles regeln zu müssen. Seine Unabhängigkeit war es, die sie anzog. Als sie ihn zu sich einlud und ihm ein mehrgängiges Menü servierte, fragte er: „Hast du nichts Besseres zu tun, als für mich zu kochen?“ Sie war perplex. Dieser Mann, dachte sie, würde sich nicht von ihr vereinnahmen lassen. Doch was sie damals liebte, trieb sie später zur Weißglut.

Frederic Edel begeisterte anfangs, was er selbst nicht hatte und worum er sie beneidete: ihre Emotionalität und impulsive Art, auf andere zuzugehen. Als er, der bis dahin nur seine Karriere im Kopf hatte, sie zum ersten Mal traf, dachte er: „Das ist eine engagierte Frau, die geht eine Extrameile mit dir.“ Doch später fühlte er sich von ihrer Art überrollt.

Beiden wird während der Sitzungen klar, dass sie gerade jene Eigenschaften heute besonders stören, die sie früher attraktiv fanden. „Der Partner“, sagt Willi, „spiegelt einem oft das, was man an sich selbst vermisst, was man aber nicht wahrhaben will.“

Die Edels haben das erkannt – und Konsequenzen daraus gezogen: Sie hat inzwischen eine Halbtagsstelle in einem Schiffsmaklerbüro angenommen, er nimmt sich mehr Zeit für die Familie. Doch es könne durchaus auch vorkommen, so Willi, dass ein Paar schließlich begreift, dass eine Trennung für beide besser sei.

Jürg Willis analytischer Blick, mit dem er Auseinandersetzungen als grundlegenden Teil einer Paarbeziehung aufdeckt, liegt nicht im Trend. Der lautet eher „Hab deine Gefühle unter Kon-

trolle!“ Das hat auch die Bamberger Psychologin Ruth Limmer erfahren, als sie erkundete, nach welchen Vorstellungen Paare Konflikte austragen und was ihr Streitverhalten bestimmt. Limmer wertete Interviews von 381 verheirateten Paaren aus der Mittelschicht aus. „Halte deine Gefühle im Zaum!“, war die mit Abstand am häufigsten genannte Regel, sowohl von Männern als auch von Frauen.

Für die Forscherin ist das kein Zufall. In Wissenschaft und Medien werde, so Limmer, „die Fähigkeit zur Kontrolle negativer Emotionen... uneingeschränkt positiv dargestellt.“ Das war in der Nach-68er-Zeit anders: Im Zuge der Selbsterfahrungswelle seien offene und unkontrollierte Gefühlsäußerungen positiv bewertet worden. Heute vermittelten die meisten Therapeuten, dass nur jene Paare ihre Konflikte bewältigen könnten, die sich im Griff hätten.

Die Streitkultur – abhängig von gesellschaftlichen Trends und Moden? Ruth Limmer hat Trost für alle, die es nicht schaffen, zum Dompteur ihrer eigenen Wut zu werden, und die es auch nicht werden wollen: Drei Viertel derer, die sich zu der Halte-deine-Gefühle-im-Zaum-Regel bekannten, gaben zu, sie immer wieder zu durchbrechen. Doch gerade sie bewerteten ihre Partnerschaft positiver als jene, die die goldene Regel der Emotionskontrolle einhielten.

Streit und Harmonie – vielleicht ist das eine ohne das andere gar nicht zu haben. Ebenso wenig wie ein gutes Konzert ohne Dissonanzen – was schon die Herkunft des Wortes „Konzert“ zeigt: Es kommt vom lateinischen „concertare“ und bedeutet „streiten, kämpfen“. □

**Manche Paare
schweigen Konflikte tot –
und leben dennoch glücklich
zusammen**



Die Hamburger Autorin Dr. Marion Rollin, 58, lebt seit 33 Jahren mit ihrem Mann zusammen. Die Recherchen zum Thema haben Wirkung gezeigt: Die Rollins versuchen, beim Streiten Regeln einzuhalten – und vergessen dabei manchmal sogar ihre alten Streitrituale. Der mehrfach mit Preisen ausgezeichnete Illustrator Martin Haake, 40, lebt und arbeitet in Berlin.

**Zur Paartherapie-Übersicht
bitte umblättern.**

PAARTHERAPIEN: Was sie können –

VON JOCHEN PAULUS

Die Vielfalt an Therapien ist für Laien kaum noch zu überschauen. Diese Tabelle bietet einen groben Überblick über die wichtigsten Therapieformen und verrät, wie gut ihre Wirksamkeit belegt ist. Allerdings werden die

Verfahren selten in Reinform angeboten – Therapeuten kombinieren häufig verschiedene Ansätze. Wer eine bestimmte Therapieform sucht, muss also nachfragen, inwieweit die Behandler sich am Original orientieren.

PRÄVENTIONSPROGRAMME

VERHALTENSTHERAPIE

TIEFENPSYCHOLOGIE

Grundidee

Das Entstehen von Eheproblemen zu verhindern ist leichter, als sie hinterher zu therapieren. Präventionsprogramme richten sich beispielsweise an Brautpaare, aber auch an ältere Paare ohne massive Probleme. Die im deutschsprachigen Raum verbreiteten Programme (EPL – Ein Partnerschaftliches Lernprogramm, FSPT – Freiburger Stresspräventionstraining) fußen auf der Verhaltenstherapie.

Für eine glückliche Beziehung müssen die Partner drei Fähigkeiten beherrschen oder in der Therapie lernen:

- offen und konstruktiv miteinander reden
- gemeinsame Probleme einvernehmlich lösen
- schwierige Situationen so bewältigen, dass Stress nicht zu destruktiven Streitereien mit dem Partner führt.

Die Partner übertragen Konflikte aus ihren Herkunftsfamilien auf ihre neue Beziehung. Weil in der Kindheit erotische Wünsche verboten waren (Ödipuskonflikt), müssen beide Partner lernen, mit der Verwirklichung solcher Wünsche zurechtzukommen. Dabei wird der Partner unbewusst häufig so beeinflusst, dass er dem eigenen Vater oder der eigenen Mutter ähnelt.

Vorgehensweise

Die Paare üben anhand von Regeln, mit dem Partner zu reden und ihm zuzuhören. So sind etwa allgemeine Vorwürfe zu meiden („Immer machst du ...“). Stattdessen sollen eigene Gefühle in konkreten Situationen mitgeteilt werden („Ich habe mich vorhin verletzt gefühlt, weil du ...“). Der zuhörende Partner übt, sich durch Wiederholen zu vergewissern, dass er das Wichtigste richtig verstanden hat. Die Partner lernen auch, wie sich ein Problem in einzelne Aufgaben zerlegen und so besser lösen lässt. Zerstrittene Paare bekommen anfangs detaillierte Aufgaben, um den anderen positiv zu überraschen (z. B. zum Essen einladen), und sollen ihrerseits auf nette Gesten des Partners achten.

Die Übertragung alter Konflikte auf die neue Beziehung soll erkannt und aufgearbeitet werden. Weil die Partner ihre Erfahrungen auch auf den Therapeuten übertragen und in ihm entsprechende Reaktionen auslösen, achtet der Therapeut auf seine eigenen Gefühle und in ihm entstehende „szenische Bilder“. Sie können Fragen und Lösungsansätze enthalten.

Dauer

Sechs bis sieben zweieinhalb- bis dreistündige Sitzungen, auch als Wochenendkurse möglich.

15 bis 20 Sitzungen in meist wöchentlichem Abstand.

Kurztherapien (Fokalthérapien) können nach zehn bis 25 Sitzungen beendet sein. Langzeittherapien mit Aufarbeitung tiefer familiärer Konflikte können Jahre dauern.

Forschungsstand

Nutzen gut belegt. Das EPL senkte in einer deutschen Studie die Scheidungsrate. Gelegentliche Auffrischungssitzungen können verhindern, dass es in der Beziehung erneut zu Krisen kommt.

Nutzen von allen Paartherapien mit Abstand am besten belegt. Allerdings scheinen die Probleme nach einigen Jahren häufig wieder aufzutauchen. Auffrischungssitzungen könnten sinnvoll sein.

Ein Nutzen der auf der Tiefenpsychologie aufbauenden Paartherapie ist nicht bewiesen. Selbst innerhalb der vielfältigen Ansätze unterscheidet sich das Vorgehen von Therapie zu Therapie stark.

Verbreitung

EPL und dessen Variante KEK (Konstruktive Ehe und Kommunikation) werden in Deutschland vor allem von der katholischen Kirche angeboten.

In Beratungsstellen wenig vertreten. Viele niedergelassene Therapeuten arbeiten verhaltenstherapeutisch.

In Beratungsstellen eine starke Minderheit. Viele niedergelassene Therapeuten arbeiten tiefenpsychologisch.

wie sie wirken – wer sie anbietet

Paare können sich entweder an eine Beratungsstelle oder einen niedergelassenen Therapeuten wenden. Der Unterschied zwischen Beratung und Therapie ist in der Praxis nicht sehr groß. Beratungsstellen, die meist kostenlos

arbeiten, beschränken sich im Schnitt jedoch auf ein Dutzend Sitzungen. Niedergelassene Therapeuten behandeln mitunter sehr viel länger und berechnen rund 100 Euro pro Stunde, die von Krankenkassen nicht übernommen werden.

SYSTEMISCHE THERAPIE

Die Ursachen von Problemen lassen sich nicht objektiv erkennen, da die Sicht auf Beziehungen sozial konstruiert ist. Stattdessen gilt es, Verhaltensmuster zu stören, die das Problem aufrechterhalten. Menschliche Probleme sind gescheiterte Lösungsversuche. Es kommt darauf an, bessere Lösungen zu finden – wobei radikale Vertreter sich nicht mehr für das Problem interessieren, sondern nur für eine Lösung.

Gezielte Fragen und verblüffende Ratschläge sollen dem Partner die Augen für neue Lösungen öffnen. Ein Beispiel ist die „Wunderfrage“: „Wenn Ihr Problem eines Nachts durch ein Wunder gelöst würde – woran würden Sie das am anderen Tag merken?“ Mitunter soll das Paar absichtlich Probleme inszenieren, um so neue Erfahrungen zu machen.

Zehn Sitzungen gelten als Standard, wobei der Abstand zwischen den Terminen zwischen einer und zehn Wochen variieren kann.

Der Nachweis des Nutzens ist noch umstritten. Während einige Forscher die systemischen Ansätze als belegt ansehen, halten andere die Zahl der bisherigen Studien für zu gering.

In Beratungsstellen stark vertreten. Auch viele niedergelassene Therapeuten arbeiten systemisch.

KLIENENZENTRIERTE THERAPIE

Eine gelungene Beziehung ist unersetzlich zur Entwicklung der zentralen menschlichen Bedürfnisse nach Wertschätzung, Selbsterfahrung und Selbstwertschätzung. Der dringende Wunsch nach einer Beziehung kann aber dazu führen, dass die eigenen Bedürfnisse zurückgestellt werden. Wenn sich ein Partner jedoch nicht so gibt, wie er wirklich ist, leidet darunter die Beziehung.

Der Therapeut soll die Ratsuchenden bedingungslos akzeptieren und dabei selbst authentisch bleiben. So ermöglicht er ihnen, sich selbst anzunehmen und ebenfalls authentisch aufzutreten. Er arbeitet also nicht an der Partnerschaft selbst, sondern an ihren Voraussetzungen. Nach einer anderen Variante dieser Therapie fördert der Therapeut offene Kommunikation und empathisches Verhalten der Partner auch direkt.

Variabel – etwa sechs bis 30 Sitzungen in meist wöchentlichem Abstand.

Ein Nutzen ist nicht nachgewiesen, die wenigen Studien ergaben keinen positiven Effekt.

In Beratungsstellen etwa gleich häufig verbreitet wie Verhaltenstherapien. Auch bei vielen niedergelassenen Therapeuten im Angebot.

EMOTIONS-FOKUSSIERT THERAPIE

Wie sich jemand wahrnimmt, hängt von den Gefühlen ab, die er erlebt. Andere Menschen werden so gesehen, dass die Wahrnehmung der eigenen Person dadurch gestützt wird. Problematische Verhaltensweisen in der Beziehung dienen ebenfalls dazu, die Sicht der Partner auf sich selbst aufrechtzuerhalten.

Destruktive Muster im Umgang der Partner miteinander müssen aufgedeckt werden. Beispiel: Ein Partner greift an, der andere zieht sich zurück. Durch die Klärung der Gefühle, die dafür verantwortlich sind, kann der Sinn dieses Verhaltens verstanden werden.

Etwa acht bis zwölf Sitzungen in meist wöchentlichem Abstand.

Ähnlich gut belegt wie die Verhaltenstherapie, wenn auch in weniger Studien überprüft. Wie lange die Wirkung anhält, ist noch nicht untersucht.

Trotz der guten Wirksamkeit in Deutschland nicht verbreitet.

KONTAKT

- Adressen von über 1000 Beratungsstellen, von denen viele Eheberatung anbieten; Bundeskonferenz für Erziehungsberatung, Herrnstr. 53, 90763 Fürth, Tel.: 0911/9 77 14-0. Im Internet: www.bke.de/ratsuchende.htm
- Niedergelassene Psychologen vermittelt der Psychotherapie-Informations-Dienst, Oberer Lindweg 2, 53129 Bonn, Tel.: 0228/74 66 99. Im Internet: www.psychotherapiesuche.de
- Präventionsprogramme: Anbieter sind zu finden bei der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung, Mainzer Straße 47, 53179 Bonn, 0228/37 18 77. Im Internet: www.akf-bonn.de/kommunikation.html
- Therapeutenliste für Systemische Therapie: Deutsche Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie, Pohlmanstr. 13, 50735 Köln; Telefon 0221/61 31 33. Im Internet: www.dgsf.org/service/systemische
- Klientenzentrierte Therapie: Anforderung einer Therapeutenliste möglich bei der Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie, Melatengürtel 125a, 50825 Köln, Tel.: 0221/92 59 08-0. Im Internet: www.gwg-ev.org
- Psychotherapeutisch arbeitende Mediziner und Psychologen finden sich häufig in Ärzteverzeichnissen, den Datenbanken der Kassenärztlichen Vereinigungen (www.kbv.de/patienten/arztuche/arztuche.htm) oder bei der Vereinigung der Kassenpsychotherapeuten (www.vereinigung.de).



Werner Kuhnhäuser, 45, und Priska, 8

»Ich dachte, das Kind läuft so nebenher«

ALLEINERZIEHENDE: OHNE NETZ

Fast 2,5 Millionen Deutsche ziehen ihre Kinder ohne festen Lebensgefährten groß. Hier die

Vater werden? Um Gottes willen! Wenn er im Leben etwas sicher wusste, dann das, sagt Werner Kuhnhäuser: Bloß keine Kinder. Bloß nicht festlegen. Bloß nicht das Künstler-Leben aufgeben. Als sein erstes Kind dann doch unterwegs ist, vergrößert der Kölner Grafiker die winzigen Ultraschall-Fotos, fertigt daraus bis zu zwei Meter große Radierungen, düs-

ter, schwarzweiß; auf jedem Bild wächst der Fötus bedrohlich heran. Während der Geburt flüchtet sich Kuhnhäuser in den Nebenraum des Kreißsaals, zerlegt mit fahrigten Händen ein Blutanalyse-Gerät und baut es gleich wieder zusammen. Aus lauter Nervosität. „Ich und Vater? Nee.“

Dafür, das muss man sagen, ist Werner Kuhnhäuser, 45, jetzt sehr viel Vater. So viel Vater, wie

überhaupt nur rund 390 000 Männer in ganz Deutschland es sind. Werner Kuhnhäuser ist alleinerziehend. Auch eine Art Kunstwerk, aber alles andere als düster.

Priska Kuhnhäuser, 8, ist das, was moderne Pädagogen als „starkes Mädchen“ bezeichnen: blonder Pferdeschwanz, ganz große Klappe, sportlich wie ein Kerl. Macht Schüler-Triathlon

Weiter auf Seite 100



Ellen Petry, 38, und Eva, 3

»Wir sind eine Mini-Familie«

UND DOPPELTEN BODEN

VON URSULA OTT (TEXT) UND ENNO KAPITZA (FOTOS)

Geschichten von einem Mann und einer Frau, die ihrem Nachwuchs dennoch alles geben wollen

Familiientag im Kölner Jugendpark. Am Rheinufer, mit Blick auf den Dom, haben Hunderte von Flohmarkt-Händlern ihre Stände aufgeschlagen. Die Mütter wühlen durch Stapel von Kinder-Shorts und Bilderbüchern und feilschen um Benjamin-Blümchen-Kassetten. Die Väter traben ihnen brav hinterher, schleppen Thermoskannen und Regen-Ausrüstung.

Ellen Petry, 38, und Tochter Eva, 3, verpassen ihn nie, den Kinderflohmarkt – „neue Kleider sind viel zu teuer“. Aber auf männliche Unterstützung verlassen sich die beiden nicht. Diese laut quietschende Ente am Stock, die Eva unbedingt haben will, kauft Ellen Petry nur, wenn man sie wirklich noch mal reparieren kann. Das macht sie selbst. Mit Schraubenzieher, Zange und

Bohrmaschine kann sie umgehen wie ein Mann.

Nach dem dritten Einkauf an diesem Tag, einer Barbiepuppe mit rosarotem Abendkleid, ist Schluss, weil die beiden auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind. Alles, was nicht in den kleinen Bären-Rucksack von Eva und in den großen Rucksack ihrer Mutter passt, kann eben nicht gekauft werden.

Weiter auf Seite 101



Gar nicht so einfach, die langen Haare von Priska morgens in Form zu bringen. Vor dem Gang zur Schule schmust Priska mit Kater Sam



und Kinder-Marathon, besucht eine deutsch-italienische Schule. Und weiß sehr genau, was sie will. „Sie ist stur wie ein Panzer“, sagt der Vater.

Es ist amüsant, wie sie übereinander reden. Fast wie ein altes Ehepaar. „Du schnarchst nachts immer so laut“, sagt Priska. „Und du haust immer im Schlaf um dich“, sagt der Vater. „Wir müssen dringend Klamotten kaufen“, sagt der Vater. „Oh neee, aber nicht mit dir, Vater“, sagt Priska. „Du hast ja einen Geschmack wie 'ne Oma.“

Priska sagt „Vater“. Nicht Papa und nicht Papi und nicht Werner. Einfach „Vater“. Vielleicht, um die Übersicht zu behalten, denn Priska hat in ihren acht Lebensjahren schon eine ganze Menge

Familie kennen gelernt. Mama war schon geschieden, Papa war schon geschieden, und als das Mädchen drei war, haben sich Priskas Eltern wieder voneinander getrennt. Sie will nichts mehr davon hören. „Könnt ihr Erwachsenen das bitte unter euch regeln?“, sagt sie genervt, wenn es mal wieder um Themen wie Umgangs- und Sorgerecht geht.

Natürlich wollte die Mutter, wie fast alle Mütter dieser Welt, das Kind nach der Trennung bei sich haben. Dass es anders kam, liegt an der engen Beziehung von Vater und Tochter. Werner Kuhnhäuser war bei Priskas Geburt 37, seine frühere Ehe gescheitert – unter anderem, weil er sich um sein erstes Kind kaum gekümmert hatte. Er war als Industriedesigner das ganze Jahr unterwegs, malte Theaterkulissen, verwandelte über Nacht Fernsehstudios in Fantasiewelten. Im ersten Lebensjahr seines Kindes schlief er gerade mal zwei

Nächte zu Hause. Die Beziehung der Eltern hielt das nicht lange aus, aber Sohn Nelson geht bis heute bei Papa ein und aus.

Beim zweiten Mal sollte alles anders werden: Priskas Mutter hat den besser bezahlten Job, ist Beamtin, gerade auf dem Karriereprung, als Priska geboren wird. Also kehrt sie nach acht Wochen Babypause wieder in den Beruf zurück, der Vater bleibt zu Hause beim Kind. Zunächst mit der Illusion, weiter arbeiten zu können: „Ich dachte, das Kind läuft so nebenher.“ Aber Priska schreit viel, hat häufig Mittelohrentzündung. Und bald ist auch der Traum vom gelegentlichen Arbeiten geplatzt: „Wenn du in der Branche zwei Mal nein sagst, bist du einfach draußen.“

Werner Kuhnhäuser wird Vollzeitvater. Er hält das für „keinen großen Akt“, ist weit davon entfernt, sich in Selbsthilfegruppen oder Talk-Shows als neuer Vater wichtig zu machen. Was ist schon dabei – Fläschchen in die Mikrowelle, Windel wechseln, auf den Spielplatz gehen. Von den Müttern dort hält er sich fern, setzt sich lieber ins benachbarte Café und raucht eine Zigarette. Was ihm zu schaffen macht, sind nur die regelmäßigen Impfungen beim Kinderarzt. Er kann keine Spritzen sehen, aber das wissen die Helferinnen inzwischen: Vater Kuhnhäuser kommt, Stuhl bereitstellen, der kippt sonst um!

Priska wird ein wildes Mädchen. Bloß keine Barbiepuppen und keine niedlichen Haarspangen. Keine Diddl-Maus im Kinderzimmer, sondern eine Original-Ferrari-Fahne, Pferdewappen auf rotem Grund. War nicht schwer zu organisieren, sagt der Vater und grinst. „Nehmen Sie mal ein kleines blondes Mädchen mit auf den Nürburgring.“ Von klein auf ist Priska



Dass Papa den schweren Ranzen trägt, findet Priska prima. Dass er nach Schulschluss mit ihr auf den Spielplatz geht, erst recht

Weiter auf Seite 102

Dafür setzen sich die beiden – während genervte Eltern noch streiten, ob ein zweites Gokart ins Auto passt – auf ein Mäuerchen in die Sonne. Eva kuschelt ihren Blondschoß auf Mamas Schoß, und sie gucken verträumt den Schiffen nach. Und schon nach fünf Minuten hat Eva eine neue Freundin gefunden, unten am Sandstrand.

„Die Kleine ist ja sehr zutraulich“, bemerkt eine der Flohmarkt-Mütter ungefragt, „auf die müssen Sie aber gut aufpassen.“ Wenn die wüsste, wie sehr diese Mutter auf ihre Tochter aufpasst. Und auf sich selbst. Denn Eva hat nur Ellen, und Ellen hat nur Eva.

Das war Ellen Petry damals, im November 1999, innerhalb von Sekunden klar. Zwei Minuten sollte es laut Packungsbeilage dauern, bis der Schwangerschaftstest anschlagen würde. Aber schon nach fünf Sekunden leuchtete ein zweiter rosafarbener Punkt auf dem Test-Stab auf. „Und ich wusste im selben Moment: Ich krieg das Kind. Ich werde damit allein sein.“ Und vor allem: „Ich werde es schaffen.“

Fertig geworden ist Ellen Petry schon mit ganz anderen Herausforderungen. Mit 15 haut sie aus einer zerrütteten Familie ab. Mit 29 lernt sie den Mann ihres Lebens kennen, heiratet ihn, er wird bald darauf unheilbar krank. Sie besorgt ihm die besten Ärzte, den liebevollsten Pflegedienst. Am Ende organisiert sie die Beerdigung nach seinem Wunsch, mit einem Grabstein, den sie an seinem Lieblingsplatz am Rheinufer gefunden hat.

Nach seinem Tod geht sie keine Beziehung mehr ein. Sie stürzt sich in die Arbeit, bewegt sich in der Kölner Medien-Society, sucht Gäste für Talk-Shows, ist ständig unterwegs, vom Casting zum Studio. Mit der Kinderfrage hat sie längst abgeschlossen.

So gründlich, dass sie ihre Schwangerschaft zunächst gar nicht bemerkt. Da war zwar diese Affäre zuvor. Aber Ellen Petry ist derart mit ihrem Job beschäftigt, dass sie erst an einem der seltenen freien Wochenenden, „ohne viel nachzudenken“, einen Test kauft. Schwanger! „Okay, dann hat das Leben das jetzt für mich vorgesehen“, denkt sie. „Ich habe die Verantwortung für meinen kranken Mann getragen, und die endete mit dem Tod“, sagt sie. „Dieses Abenteuer hier endet mit dem Leben.“

Das Abenteuer dauert jetzt schon fast vier Jahre und ist sehr lebendig. Eva redet mit jedem, lacht mit jedem und fragt ihrer Mutter Löcher in den Bauch. „Mama, was ist Gegenwind?“, wollte sie zum Beispiel wissen, und Mama ist mit ihr raus, bei Sturm und Hagel, und sie sind gegen den Wind gelaufen. Eva genießt die ungeteilte Aufmerksamkeit und die innige Beziehung. Bei Familie Petry macht Mama einfach alles.

Was zur Folge hat, dass bei Ellen Petry nichts mehr ist wie vor vier Jahren. Vom Freundeskreis blieb nur, wer Kinder hat oder Kinder mag. Auf ihren Geburtstagen, wo sich früher bis spät nachts schräge Gestalten herumtrieben, treffen sich jetzt zum Nachmittagskaffee Mütter mit krümelnden Kleinkindern. Und den Rund-um-die-Uhr-Job beim Fernsehen kann Ellen Petry längst nicht mehr schaffen. Inzwischen ist sie Assistentin bei einer Weiterbildungsakademie:

Weiter auf Seite 103



»Kommst du heute auch zum Kindergarten?« Schon früh am Morgen telefoniert Eva mit einer Freundin. Schlechtes Wetter draußen, da müssen die Gummistiefel her



Zur Freude von Eva geht es dann doch mit Rollschuhen los, und ihre Freunde Anton und Nike kommen mit. Auf den Kindergartenplatz hat Ellen Petry lange gewartet, doch der tägliche Abschied fällt ihr schwer



Im griechischen Lebensmittelladen ist Werner Kuhnhäuser Stammkunde. Priska nutzt das Wohnzimmer immer mal wieder gerne als Turnhalle



Küchenarbeit ist bei Kuhnhäusers meist Männersache. Und wenn Priska sich den Fuß vertreten hat, ist nicht nur der Kühlakku gefragt, sondern auch der Papa



immer dabei. „Che bella!“, rufen da vor Verückung die italienischen Monteure.

Priskas Heldin heißt nicht Jeanette Biedermann, ihr Held heißt Arturo Merzario. Das ist der legendäre Formel-1-Fahrer von Ferrari, dem sie beim Oldtimer-Rennen von Francorchamps begegnet ist. Da fährt sie mit Papa regelmäßig im Frühjahr hin, zeltet neben der Rennstrecke.

Andere kleine Mädchen wünschen sich Frisierköfferchen zum Geburtstag, Priska möchte ein ferngesteuertes Rennauto. Und statt mit Mama Weihnachtsplätzchen zu backen, hilft sie Papa in einer Hinterhofgarage, sein 34 Jahre altes Alfa Bertone Coupé wieder fahrtüchtig zu machen.

Als Priska fünf ist, zerbricht die Ehe. Die Mutter zieht in einen Nachbarort und nimmt Priska mit. Jeden Abend ruft das Kind beim Vater an und heult. Es vermisst ihn, vermisst seine Freunde und den Kindergarten. Nach wenigen Wochen sagt Priska am Telefon mit fester Stimme: „Ich komm dann jetzt.“ Wie, sagt der Vater, was heißt das? „Ich wohne bei dir“,

sagt die Fünfjährige bestimmt. Kurz darauf liefert die Mutter das Kind, mit einem Koffer voller Kleidung, beim Vater ab.

Seither leben Vater und Tochter zusammen. Jedes zweite Wochenende und die halben Ferien besucht Priska ihre Mama. Aber für den Alltag ist der Papa zuständig. Er bringt sie morgens zur Schule, Hand in Hand. Auch wenn andere Achtjährige den

Weg allein machen, „aber ich würde wahnsinnig werden, wenn ihr was passiert“, sagt der Vater.

Er holt sie mittags wieder ab. Er kocht, schneidet Priska das Fleisch auf dem Teller klein, guckt, dass sie sich ordentlich benimmt bei Tisch und sie die Hausaufgaben macht. Geht mit ihr picknicken an den Rhein, in die Freizeithalle zum Klettern, guckt im Kino „Scooby Doo 2“. Schminkt ihr an Karneval gruselige Dracula-Falten ins Gesicht, startet am Kindergeburtstag eine Schnitzeljagd mit Schatzsuche durch den Volksgarten. Renoviert mit ihr die Dachterrasse, hält im Teich einen kleinen Molch, liest ihr abends den „Kleinen Hobbit“ als Gute-Nacht-Geschichte vor. Fast immer sind die beiden zusammen, ein eingeschworenes Team.

Ein Netzwerk von anderen Eltern, so wie viele alleinerziehende Mütter, hat Werner Kuhnhäuser nicht. Und wenn er krank wird? „Dann schlepp ich mich eben morgens bis zur Schule.“ Jammern ist nicht sein Ding. Muss halt, geht schon, kölsche Gelassenheit, et kütt wie et kütt.

Dafür hat Kuhnhäuser seinen alten Freundeskreis behalten. Priska nennt die Freunde ihres Vaters „meine Punching-Balls“. Weil sie so prima mit denen toben kann. Mit Keith, dem Jazz-Bassisten, der ihr jetzt Keyboard-Spielen beibringt. Mit Khaled, dem Informatiker, und Tan, dem russischen Cartoonisten.

Seit Kuhnhäuser abends nicht mehr weggehen kann, kommen die Freunde eben zu ihm. Bringen Wein mit, kochen indisch oder marokkanisch, machen Musik. Sie mögen Priska, fragen schon am Telefon: „Ist die Prinzessin da?“ Als Priska neulich ihren ersten Computer bekam, halfen alle: Tan besorgte RAM-Speicher und Grafikkarte, Khaled das Motherboard.

Weiter auf Seite 104

Teilzeitjob, feste Arbeitszeiten, bescheidenes, aber verlässliches Gehalt. Alles andere funktioniert nicht. „Ich bin extrem flexibel“, sagt die Mutter, „aber an der Betreuung für ein Kind unter drei – daran bin sogar ich gescheitert.“

Dabei fing es so gut an, schon während der Schwangerschaft: Die werdende Mutter fragt beim Friseur gegenüber und beim Bäcker an der Ecke, findet schnell eine Tagesmutter, die Eva direkt nach der Geburt zehn Stunden am Tag betreut. Die Frau ist liebevoll, Eva ist ein pflegeleichtes Kind, das viel schläft. Doch gerade als Ellen Petry eine neue Stelle angetreten hat, kündigt die Tagesmutter. Katastrophe. Es muss schnell eine neue Lösung her.

Einen Notplan hat die Mutter nicht; bei den Krippen heißt es nur: Warteliste! Beim Jugendamt lautet die lapidare Frage: Sind Sie bedürftig? „Bedarf“, lernt sie, gibt es erst, sobald sie Sozialhilfe bekommt. Aber Ellen Petry will arbeiten! Will ihre Eigentumswohnung abbezahlen. Will dem Staat nicht auf der Tasche liegen. Sie ist empört. „Für die Ämter gibt es nur zwei Vorstellungen: Man hat einen Mann. Oder man geht auf Stütze.“

Ellen Petry ruft bei den „Eichhörnchen“ an, einer privaten Kindergruppe, doch dort ist so schnell nichts frei. „Da habe ich mich abends hingesetzt und denen geschrieben: Sie müssen meine Tochter nehmen! Ich kann nicht mehr.“ Und dann wird sie genommen. Schlägt drei Kreuze – für einen sündhaft teuren Platz: von 8.30 bis 13.30 Uhr bezahlt sie 240 Euro – bei 1000 Euro Nettoverdienst. Alle zwei Wochen muss sie einkaufen und für alle kochen. Immerhin: Eva ist gut betreut. Und mit drei bekommt sie endlich einen Kindergartenplatz.

Alleinerziehende, die mit Kind und Beruf klarkommen wollen, sind notgedrungen oft auf sich gestellt. Wenn Ellen Petry wenigstens Großeltern oder Tanten zur Unterstützung in der Nähe hätte, aber die leben am anderen Ende der Republik. Oder wenn der Kindsvater in Notfällen einspringen könnte. Aber der macht bestenfalls ab und zu einmal mit seiner Tochter einen Ausflug in den Zoo.

Das Verhältnis ist nicht einfach, der Vater hat noch ein anderes uneheliches Kind und keine feste Arbeit. Nach der Geburt bezweifelt er zunächst seine Vaterschaft und erkennt sie erst nach einem Gentest an. Doch die Mutter legt Wert auf den Kontakt, hat ihn sogar während der Schwangerschaft mitgenommen zum großen Ultraschall. „Ist ja ganz schön lebendig, diese Eva“, sagte er damals spontan – und gab ihr damit immerhin den Namen.

Eva liebt ihren Vater. Soll sie auch, sagt die Mutter. Aber sie selbst liebt ihn eben nicht, wird ihn nie lieben – auch wenn das Kind das gern hätte. „Könnt ihr euch mal küssen?“, fragt Eva manchmal, wenn der Papa sie abholt. Dann küssen sich die Ex-Partner auf die Wange. Keine heile Welt vortäuschen, keine Ausflüge zu dritt, wurde Ellen Petry bei der Erziehungsberatung eingeschärft, bloß dem Kind keine falschen Hoffnungen machen!

Vor einiger Zeit gab es mal einen Mann, in den Mama wirklich verliebt war, aber leider ging es nicht gut. „Jetzt fragt sie immer nach ihm“, sagt die



Am Vormittag – arbeitet Ellen Petry in einer Weiterbildungsakademie. Mittags geht sie einkaufen – seit Eva auf der Welt ist, möglichst im Bio-Supermarkt



Beim Spielen hat Eva sich die Finger in der Tür geklemmt, doch schon beim Mittagessen mit ihrer Freundin und dem Sohn der Nachbarin ist alles vergessen

Weiter auf Seite 105



Hausaufgaben macht Priska oft in der Küche, denn da gibt es auf Zuruf Hilfe. Zum Spielen zieht das Mädchen gern den alten Judo-Anzug an



Das Versteckspiel hinter dem Heizkörper erfordert jedes Mal Geduld, aber ins Bett muss Priska schließlich doch. Auf Werner Kuhnhauser wartet noch der Abwasch

Und wenn es Weiberkram zu besprechen gibt? Wenn Priska in die Pubertät kommt? „Das Thema ist bereits auf dem Tisch“, seufzt der Vater. Neulich klagte Priska über seltsame Schmerzen in der Brust, und der Kinderarzt reichte dem Vater eine Broschüre über den Tisch: „Wenn Mädchen in die Pubertät kommen“. Geht eben früh los. Aber es gibt ja auch Frauen in Priskas Leben. Ihre Mutter. Ihre Halbschwester. Britt, die alte Freundin des Vaters.

Die findet Priska prima. Aber nicht alle Frauen bestehen den

Test. Priska war zwar die Erste, die ihrem Papa vor zwei Jahren auf den Kopf zusagte: „Vater, du bist verliebt.“ Da stand der mit diesem Blick am Spielplatz, und Priska wusste: Er hat sich in die Mutter

ihres Spielkameraden verliebt. Ein Jahr später zog die alleinerziehende Mutter samt Sohn bei Papa und Tochter ein. Aber die Fusion ging schief – beide hatten, so würde man in der Wirtschaft sagen, bereits ihre eigene Unternehmenskultur entwickelt.

In einem gemeinsamen Urlaub eskalierte der Streit. Priska sah nicht ein, dass sie plötzlich so früh ins Bett sollte, wie die neue Stiefmutter es wollte. „Blöde Kuh“, soll die Neue im Eifer des Gefechts zu Priska gesagt haben,

ARMUTSFALLE

In Deutschland leben nach Angaben des Statistischen Bundesamtes mehr als zwei Millionen alleinerziehende Mütter und 390 000 alleinerziehende Väter. Die meisten von ihnen sind geschieden, ein Viertel ist ledig. Von den Geschiedenen verließ jeder Zweite aus eigenem Antrieb den Partner, beinahe jeder Vierte wurde verlassen, der Rest trennte sich einvernehmlich. Bei einem Fünftel fand die Trennung bereits während der Schwangerschaft statt. Die meisten so genannten „Ein-Eltern-Familien“ sind auch „Ein-Kind-Familien“: Zwei von drei Alleinerziehenden haben nur ein Kind. Die wirtschaftliche Lage Alleinerziehender ist deutlich schlech-

so was vergisst man nicht. Inzwischen sind Mutter und Sohn wieder ausgezogen. Und Priska hat ihrem Vater gesagt, die nächste Kandidatin müssten sie „besser scannen“. Die erste habe einfach nicht zu ihnen gepasst.

Ist die neue Liebe am Kind gescheitert? Hat man es schwer als alleinerziehender Vater auf dem Beziehungs-Markt? Blöde Frage. „Priska steht nicht zur Debatte. Wenn ich eine treffen würde, die mich nicht will wegen des Kindes“ – er zuckt mit den Achseln – „dann tschüss.“ □



ter als die von vollständigen Familien – ihre Armutsquote ist mit rund 30 Prozent mehr als dreimal so hoch wie im Bundesdurchschnitt. (Offiziell als arm gilt, wer in einem Haushalt lebt, dessen Einkommen unter der Hälfte des statistischen Durchschnittsnettoeinkommens liegt; das waren im Jahr 2002 rund 16 000 Euro.)

Ein Vergleich der Einkommenssituation macht die Unterschiede deutlich: Paare ohne Kind liegen bei 114 Prozent des Durchschnittseinkommens, Paare mit einem Kind bei 97 Prozent, alleinerziehende Männer mit einem Kind bei 91 Prozent, alleinerziehende Frauen bei 67 Prozent.

Mutter. „Die fand den richtig toll.“ Doch so unbeschwert wie früher kann die 38-Jährige sich eben nicht mehr verlieben.

Und erst einmal einen Neuen kennen lernen! Ellen Petry, brünett und schlank, ist ein Männertyp. „Wenn ich mal in einer Kneipe bin“, sagt sie, „ist es wie früher.“ Aber wann kommt eine alleinerziehende Mutter schon in eine Kneipe? Sie muss überlegen. „Also, Karneval. Und dann noch mal vor vier Wochen, glaube ich.“ Einen Babysitter kann sie sich kaum leisten. Und wenn

doch, ist sie an dem von langer Hand organisierten Ausgeh-Abend manchmal so erschöpft, dass sie um elf in die Kissen sinkt. „Und auf dem Spielplatz und im Kindergarten“, sagt sie, „triffst du ja nur Frauen.“

Ihr Lebensplan, sagt die alleinerziehende Mutter, sei ziemlich klar: „Da sind vor allem Eva und ich. Und es kann noch jemand dazukommen. Oder auch nicht.“ Sorgen macht sie sich nur für den Fall, dass ihr etwas zustoßen würde. „Wer kümmert sich dann um Eva?“ Die Frage macht ihr zu schaffen, schließlich hat sie ihren Mann sterben sehen. Gern würde sie ein Testament machen. Aber was soll drinstehen?

Eva hat längst begriffen, dass die meisten anderen Kinder in größeren Familien leben. „Sind wir denn überhaupt eine richtige Familie?“, hat das Kind neulich gefragt. „Wir sind eine Mini-Familie“, hat ihr die Mutter geantwortet und versprochen, dass demnächst ein Kaninchen dazukommt. Dann sind sie schon zu dritt.

Ursula Ott, 40, ist mit ihren Söhnen Leonard, 7, und Oskar, 4, Teil einer Patchwork-Familie in Köln. Ihr jüngstes Buch trägt den Titel „Kinder gefährden Ihre Gesundheit. Erfahrungen einer nicht ganz perfekten Mutter“ (Rowohlt 2004). Der Fotograf Enno Kapitza, 35, hat den Alltag der Familien jeweils drei Tage lang begleitet. Während Eva die Kamera nach kurzer Zeit vergessen hatte und am liebsten stundenlang mit Kapitza gespielt hätte, versteckte sich Priska aus Spaß immer mal wieder vor dem Objektiv.



Von Fischstäbchen mit Karottenbrei sind Eva und ihre Freundin Dalla nicht gerade begeistert, dafür aber klappt das Zähneputzen schon ganz gut



Ein paar Minuten Spielen und Vorlesen im Bett, dann muss Eva schlafen. Ellen Petry hat nun endlich ein wenig Zeit für sich selbst

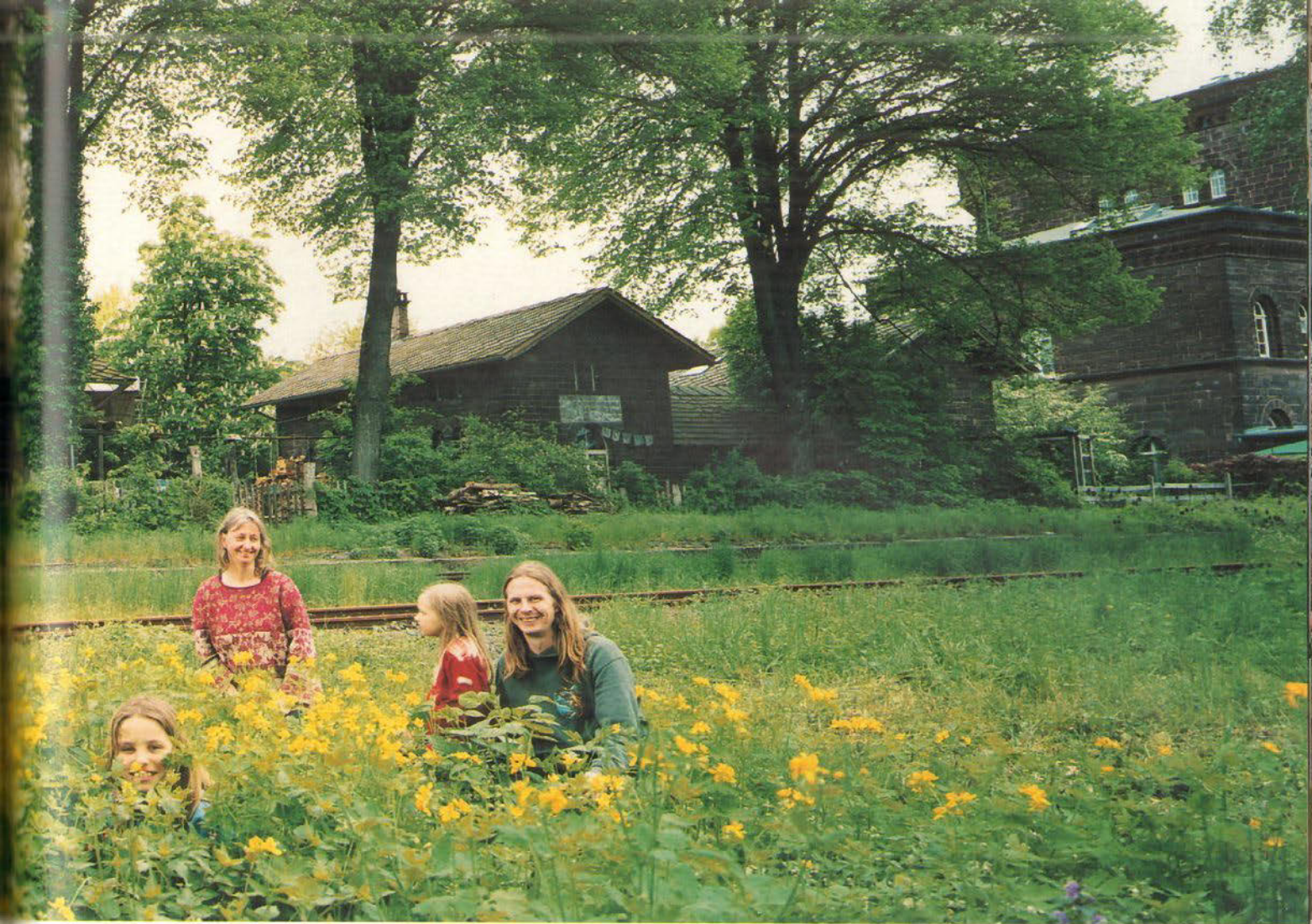




Angekommen, aber nicht angepasst: Eine bunt gemischte WG aus Akademikern und Handwerkern hat vor 15 Jahren ein Nebengebäude des

WOHNGEMEINSCHAFTEN **EINZIGARTIG NORMAL**

Was vielen Bürgern in den 1970er Jahren noch verdächtig bis skandalös erschien, ist längst akzeptiert: Das Zusammenwohnen von Menschen, die keine familiären Bande eint. Neben Studenten haben heute auch Familien, alte Menschen und Alleinerziehende die Vorteile des Gemeinschaftslebens entdeckt



Stillgelegten Bahnhofs in Höxter an der Weser gekauft und bewohnbar gemacht

VON MICHAEL BERGER (TEXT) UND GERHARD WESTRICH (FOTOS)

Die Erfolgsgeschichte der modernen Wohngemeinschaften beginnt mit dem Scheitern der 1967 gegründeten „Kommune 1“ in Berlin. Die Kommunarden sollten damals, so der Studentenführer Rudi Dutschke, ein Leben „während und nach der Revolution“ üben. Oberhand in der K1 gewannen aber Egomane wie Fritz Teufel und Dieter Kunzelmann, die aus ihrem politischen und sexuellen Aktionismus ein Medienspektakel machten. Die meisten derartigen Wohngemeinschaften blieben eine Episode.

Doch der Mythos eines freieren Lebens jenseits familiärer Bindungen existierte weiter.

Mitte der 1970er Jahre hatten sich nach Angaben des Deutschen Studentenwerks schon 150 000 junge Männer und Frauen für das Wohnen in Gemeinschaften entschieden, etwa 18 Prozent des akademischen Nachwuchses. Andere Formen nichtfamiliären Zusammenlebens gab es – abgesehen von Studenten als Untermieter – bis dahin praktisch nicht.

Heute sind Wohngemeinschaften so normal wie Reihenhäuser. Vielleicht ein Grund dafür, dass die Öffentlichkeit kaum Notiz von der geradezu epidemischen Ausbreitung dieser Wohnform genommen hat. Derzeit leben mehr als zwei Millionen Menschen in solchen Gemeinschaften.

Im Windschatten der Kommune-Bewegung ist eine Vielzahl von Wohnformen entstanden: Landkommunen, die ganze Höfe übernehmen und sie ökologisch bewirtschaften; Zweckgemeinschaften von modernen Nomaden, die aus beruflichen Gründen zeitweise in einem Haushalt zusammenleben, wie auch einige Bundestagsabgeordnete in Berlin; ältere Menschen, die der Einsamkeit entfliehen wollen; Alleinerziehende, die einander bei der Kinderbetreuung ablösen; Kollektive, die eine Ideologie oder religiöse Überzeugung verbindet. Außerdem leben heute etwa 440 000 Studierende in Wohngemeinschaften.

GEO WISSEN stellt fünf Wohnprojekte vor, die in ihrer Art typisch und trotzdem einzigartig sind.



Sebastian Zindl lebt kostenfrei zur Untermiete bei Virginia Prechtel in München. Für jeden Quadratmeter seines Zimmers hilft der Abiturient eine

HÖXTER: Unterschluß mit Gleisanschluss

10 Erwachsene, 3 Kinder

Von der ehemaligen Bahnhofsanlage in Höxter erzählen die Bewohner, sie sei erbaut worden, kurz bevor Kaiser Wilhelm I. die Kleinstadt im Weserbergland besuchte – es muss etwa 1875 gewesen sein. Die alte Pracht ist nur noch zu ahnen, denn seit etwa zwei Jahrzehnten hält kein Zug mehr an den Gebäuden, die im zeitypischen Sandstein-Historismus errichtet wurden.

Im Haupthaus sind einige triste Sozialwohnungen eingerichtet worden.

Die zwei Nebengebäude wirken belebter. Eine Wohngemeinschaft hat das Gelände, das von einer Ausfallstraße und den Gleisen begrenzt wird, vor 15 Jahren in Besitz genommen, die Gemäuer für wenig Geld gekauft und bewohnbar gemacht. Banken halfen bei der Finanzierung.

Am Anfang gab es fast jeden Tag eine Party. Inzwischen sind die Bewohner zwischen 30 und 40 Jahre alt und ruhiger geworden; die Zeit der häufigen Ein- und Auszüge ist vorbei. Drei Kinder leben unter ihnen, vier, sechs und neun sind sie.

Die biedere Umgebung lässt die Spuren des Kommunelebens besonders deutlich hervortreten: ein betagtes Auto, verstreut herumliegendes Kinderspielzeug, eine zugewucherte

Zufahrt, Bauschutt, keine Vorhänge an den Fenstern.

Erst seit wenigen Jahren gibt es Strom in der Gemeinschaftsküche, einen Kühlschrank – aber nur im Sommer – und Fernsehgeräte in zwei, drei Zimmern. Ingo (der Nachname – da sind sie sich einig – tut nichts zur Sache) würde die Apparate zwar am liebsten aus der Gemeinschaft verbannen, aber auch er muss Kompromisse machen. Ingo bezeichnet sich als Allround-Handwerker. Er kennt sich insbesondere mit Holz-, Lehm- und Maurerarbeiten aus und hat viele Umbauten in den Häusern erledigt.

Carmen und Barbara sind Diplomingenieurinnen, Dorothea ist Heilpädagogin, Jens, ein gelernter Schlosser, arbeitet als Parkettleger, und



Stunde pro Monat im Haushalt – so die Abmachung mit dem Projekt »Wohnen gegen Hilfe«, das die beiden zusammengeführt hat

Sabine jobbt. Alle verbindet, dass ihnen die Erwerbsarbeit lediglich zu einem bescheidenen Auskommen dient.

„Ich vermisse nichts“, sagt Ingo. Weitgehende Genügsamkeit, dem Konsumdruck der Außenwelt widerstehen – auch daraus könne ein erfülltes Leben bestehen. Zweieinhalb bis drei Euro gibt die Kommune pro Person und Tag für die gemeinsamen Mahlzeiten aus. „Wir kaufen nichts bei Aldi, sondern kochen Vollwertkost“, versichert Barbara.

Es gibt einen gemeinsamen Computer und ein Auto für alle, ein Gemeinschaftskonto und eine Kasse, aus der die Einkäufe bestritten werden. Mitunter reden sie davon, eines Tages vielleicht miteinander um-

zuziehen, irgendwo hin, wo es mehr Natur gibt.

Ohne zwingenden Grund werde keiner die Gemeinschaft aufgeben, sagt Marcus, der eine Ausbildung zum Heilerziehungspfleger macht. „Wir wollen solidarisch und autonom alt werden.“ Eine politische Weltanschauung verbinde sie jedenfalls nicht. Jeder aus der Gruppe suche seinen eigenen geistigen Weg, versichert Angelika, eine gelernte Landschaftsarchitektin.

Auf einem Blatt Papier, das jemand an die Küchenwand geheftet hat, steht, gleichsam als Glaubensbekenntnis: „Ich bin im Frieden mit meinen Gefühlen und Empfindungen. Ich bin in Sicherheit, wo ich bin. Ich schaffe mir meine Sicherheit selbst. Ich liebe und akzeptiere mich.“

MÜNCHEN: Der Untermieter als Hausmann

1 Rentnerin, 1 Abiturient

Größer könnte der Kontrast unter einem Dach kaum sein: zum einen Virginia Prechtel, eine resolute Rentnerin, 78, gesundheitlich etwas angeschlagen, verwitwet seit 1980 und Eignerin des zweistöckigen Hauses im biedereren Münchner Stadtteil Pasing; zum anderen Sebastian Zindl, vor einem Jahr aus der sächsischen Kleinstadt Torgau zugezogen, so etwas wie Hausdiener bei Frau Prechtel, eigentlich aber ein Medizinstudent im Wartestand – ein blonder, vor Lebenszu-



Für Renate Siegmann, Ingrid Mack, Erika Riemer-Noltenius und Christa Schattauer, die zum harten Kern des Bremer Beginenhofes zählen, ist

versicht strotzender junger Mann von 22 Jahren.

Zusammengeführt hat die beiden das Projekt „Wohnen gegen Hilfe“, das ein Münchner Seniorentreff und das Studentenwerk ins Leben gerufen haben: Alleinstehende alte Menschen, die in geräumigen Wohnungen leben, nehmen Studierende auf, die ihnen im Alltag helfen – beim Einkaufen, im Haushalt oder bei Behördengängen. Die jungen Leute bekommen dafür entweder ein Entgelt oder wohnen wie Sebastian Zindl kostenfrei.

„Dadurch können alte Menschen in ihrer vertrauten Umgebung bleiben“, sagt Gisela Frangenheim, die beim Seniorentreff für die Vermittlungen zuständig ist. Pro Quadratmeter Wohnraum sollten die Studenten etwa

eine Stunde Hilfe im Monat leisten, lautet die Faustregel.

14 Quadratmeter groß ist Zindls Zimmer im Haus von Frau Precht. Tatsächlich aber sind die beiden eine symbiotische Beziehung eingegangen, die von ihm mehr Zeitaufwand als 14 Stunden verlangt. Was der Untermieter denn alles machen müsse? „So viel wie möglich“, antwortet sie augenzwinkernd. Im Winter räumt er Schnee, im Sommer gießt er die Pflanzen und mäht den Rasen. Er erledigt Einkäufe, geht mit dem Hund in den Park und fährt Frau Precht mit ihrem Wagen mindestens einmal wöchentlich zum Arzt.

Darüber hinaus aber ist Sebastian Zindl auch noch Gesellschafter bei gemeinsamen Fernsehenden, etwas,

das die Hausherrin vermisste, seit ihr 52-jähriger Sohn vor drei Jahren auszog. Sebastian wiederum schätzt die Direktheit und Herzlichkeit seiner Wirtin – und natürlich das mietfreie Wohnen. „Ich muss mich in grundlegenden Dingen nicht einschränken“, beteuert er. Denn „selbstverständlich“, sagt Frau Zindl, habe sie auch eine Zugehfrau: „Aber ich komm mit den Mannsbildern besser aus. Und der Hund auch.“

Eine wichtige Frage: Darf der junge Mann eine Freundin mitbringen? Die salomonische Antwort: „Sagen wir mal so: Ich hab an einen jungen Burschen vermietet, nicht an ein Paar.“ Andererseits sagt Frau Precht: „Besuch haben wir schon“ – und meint damit ostdeutsche Freunde des Untermieters.



das Projekt eine Alternative zum Seniorenheim. 70 Frauen wohnen hier, treffen sich zum Singen im Innenhof und meditieren gemeinsam

Zindl versichert artig: „Ich schleppe niemanden an, der nicht zu uns passt.“ Das „wir“ und das „uns“ kommt beiden flüssig über die Lippen.

Der junge Mann scheint bestens zu der alten Dame zu passen. Was sicher auch daran liegt, dass Sebastian Zindl im Zivildienst als Altenpfleger gearbeitet hat und ihm viele medizinische und betreuende Handreichungen nicht fremd sind. Falls die Zulassung zum Medizinstudium noch auf sich warten lässt, wird er demnächst eine Lehre als Krankenpfleger beginnen. Drei Jahre wird das dauern, und so lange will er mindestens noch bei Frau Prechtl wohnen bleiben.

Sie hört es gern.

BREMEN: Altersvorsorge aus dem Mittelalter

70 Frauen, 15 Kinder

Der Bremer Beginenhof war praktisch schon kurz nach dem Startschuss pleite. Und viele der Visionen, die das Projekt auf den Weg brachten, wurden bis heute nicht eingelöst: Weder ein Schwimmbad noch eine Frauenpension gibt es in dem lichten Neubau, der am südlichen Ufer der Weser entstanden ist, in einem ehemaligen Tabakquartier, wo früher Zigarren und Zigaretten gedreht wurden. Auch haben die Bewohnerinnen nicht von den Gewerberäumen im

Erdgeschoss Besitz ergriffen, um dort ihre eigenen Geschäfte einzurichten.

Dennoch ist der Beginenhof mit seinen 85 Wohnungen auch unter dem Regime des Insolvenzverwalters ein zählebiges Gebilde. Das Wohnrecht kann den 70 Frauen wohl niemand nehmen, zumal einigen ihre Wohnungen gehören und sie damit dem Zugriff der Gläubiger entzogen sind. Das gemeinsame Singen im Innenhof, die Meditationen im Gemeinschaftsraum, die Begegnungen in den Laubengängen und die gegenseitige Hilfe sind Ausdruck eines Generationen übergreifenden Zusammenlebens. Männer allerdings werden von Beginn an nur als Gäste geduldet.

Der Name und das Konzept des Projekts verweisen auf eine Institution aus



Berliner Stadtflüchtlinge haben sich mit ihren Kindern auf dem Hof einer ehemaligen LPG im brandenburgischen Klosterdorf zusammengefunden

dem Mittelalter. Beginen waren unverheiratete Frauen, adlige oder mittellose Witwen, deren Männer an den Kreuzzügen teilnahmen. Statt in ein Kloster zu gehen, wohnten und arbeiteten sie in Gemeinschaftshöfen, waren finanziell unabhängig. Gegenseitige Unterstützung war für die Beginen lebensnotwendig.

Erika Riemer-Noltenius, 64, war 1997 die Initiatorin des Bremer Beginenhofs. Die promovierte Politologin sammelte einige Mitstreiterinnen um sich und rang der Stadt Förderzusagen ab. Im Jahr 2000 wurde der Beginenhof als vorbildliches Wohnprojekt im Rahmen der Expo in Hannover vorgestellt. Die Stadt, sagt sie, habe sich anfänglich damit geschmückt, sei aber letztlich für die Pleite verantwortlich,

weil Gelder schließlich doch nicht bewilligt worden seien.

Dennoch haben es die Frauen vor drei Jahren geschafft, ein Mütterzentrum zu gründen. „Und wir verwalten uns noch immer selbst, entscheiden auch, wer neu aufgenommen wird“, versichert Christa Schattauer, 67, eine pensionierte Bibliothekarin. Die ehemalige Krankengymnastin Ingrid Mack, 69, zog hierher, weil die Tochter bereits im Beginenhof untergekommen war. Renate Siegmann, 63, findet für ihre Aktivitäten Partnerinnen im Wohnprojekt: „Eine fürs Theater, eine fürs Radfahren, eine fürs Spazieren gehen und eine fürs Schwimmen.“

Die gelernte Lehrerin würde ihre Kenntnisse und Energie gern stärker einsetzen, sie hätte den Schulkindern

im Beginenhof sogar kostenlos Nachhilfe erteilt, „doch die Mütter wollen das nicht“. Die Begründung sei paradox: „Die jungen Frauen haben Angst, nichts zurückgeben zu können.“

Die vier Frauen sind Witwen oder geschieden, und ihre Familie spielt hier keine große Rolle. Sie wollen ihr Leben im Beginenhof nicht nur verbringen, sondern auch in vertrauter Umgebung beenden. Das Projekt ist ihre Altersvorsorge, ihre Alternative zum Seniorenheim. „Das ist das Abenteuer unserer Zeit“, sagt Renate Siegmann. „Man muss nicht barfuß zum Nordpol gehen, man muss nur in ein Wohnprojekt ziehen. Es gibt Konflikte, aber es gibt auch sehr schöne Erlebnisse. Und man kann sich ausprobieren, wie sein ganzes Leben lang nicht.“



um dort nach ökologischen Prinzipien zu leben und zu arbeiten. Die ersten Jahre wohnten sie noch in Bauwagen, heute im renovierten Pferdestall

KLOSTERDORF/BERLIN: Sozialismus auf dem Lande

14 Erwachsene, 7 Kinder

Ob sie sich „Kommune“ nennen sollen, darüber sind sich die Bewohnerinnen und Bewohner des ehemaligen LPG-Hofs im brandenburgischen Klosterdorf nicht einig. Den einen ist der Begriff zu politisch. „Wir haben schließlich keine gemeinsame Ideologie“, sagt der Bäckermeister Aribeth Tittlus, 45, der auf dem Hof eine Holzofenbäckerei betreibt. „Aber wir sind eine Gemeinschaft, die nicht nur zusammen wohnt, sondern auch gemeinsame Lernprozesse ini-

tiert, gemeinsam arbeitet, gemeinsamen Besitz hat“, beharrt der Buchbinder und Zeichenlehrer Freimut Schade, 41.

Deren Anfänge reichen zurück ins Jahr 1990, zu einem Treffen in einem ehemaligen SED-Gebäude in Kleinmachnow. Fritz Vilmar, inzwischen emeritierter Politikprofessor der Freien Universität Berlin, gehörte zum Gründungsteam dieser kibbuzähnlichen Gemeinschaft. 1993 konnte die Gruppe mit Unterstützung der alternativen GLS-Bank (Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken) das Anwesen in Klosterdorf erwerben, einen etwa 150 Jahre alten märkischen Vierseithof, gebaut aus behauenen Feldsteinen.

Die Gebäude waren in einem jämmerlichen Zustand, die meisten neuen

Bewohner lebten in den ersten Jahren in Bauwagen. Sie waren allesamt Stadtflüchtlinge aus dem nahen Berlin. Einige, wie Freimut Schade, kamen aus dem Osten, andere aus dem Westen – wie der Bäcker Tittlus. Unter ihnen waren Lehrerinnen, Übersetzer, Gärtner, Architekten, Maschinenbauer.

Die Soziologin Brigitte Runge hatte in der Marktforschung gearbeitet. Sie ist heute mit 73 Jahren die älteste Kommunardin und arbeitet im Bildungswerk mit, das ein Teil der Bewohner auf dem Hof betreibt. Sie bieten Seminare über „Leben und Wirtschaften auf dem Lande“ an und lehren alte Handwerkskunst. Der Garten hinter dem Gehöft dient als Naturwerkstatt, wo Gartengestaltung und Permakultur erprobt und unterrichtet werden.



Die Hamburger Lars Gerckens, Dennis Oeffling und Kai Weise leben nicht nur in einer Wohngemeinschaft, sondern präsentieren sich damit auch

Die Hälfte ihres Nettoeinkommens, so die Übereinkunft, geben die Bewohner in die Gemeinschaftskasse. Davon werden Heizung, Strom, die Autos und die Mittagsmahlzeiten bezahlt sowie die Kredite abgetragen. Brigitte Runge, die anfänglich von so viel Solidarität irritiert war, sagt heute stolz: „Das Geld des Einzelnen entscheidet bei uns nicht über Komfort und Lebensstil. Und es gibt keinen Zwang – abgesehen von der Vereinbarung, möglichst ökologisch zu leben.“

Fritz Vilmar, der Klosterdorf inzwischen verlassen hat, weil das Projekt keinen Übervater dulden mochte, befindet: „Diese Gemeinschaft ist in 50 Jahren das einzige Stück Sozialismus, dessen ansatzweise Verwirklichung ich in Deutschland erleben konnte.“

HAMBURG: Jungs unter sich

3 Männer

Wie die Wohngemeinschaft im vierten Stock eines Backsteinblocks im Hamburger Stadtteil Harvestehude zu dem Namen „Majestic Twelve“ (www.mj12.de) gekommen ist, weiß keiner mehr so genau. Dafür hat es zu viele Bewohnerwechsel gegeben. Die Bezeichnung ist schon deshalb merkwürdig, weil die „erhabenen Zwölf“ nur zu dritt sind: Kai Weise, 27, Lars Gerckens, 26, und Dennis Oeffling, 25.

Kai Weise, der schon seit fünf Jahren dort lebt, verkörpert die Kontinuität

und auch den Stil des Hauses. Er hat als Mediengestalter für Digital- und Printmedien einen berufstypischen Karriereanfang hinter sich. Nach seiner Ausbildung betrieb er ein wenig Musikjournalismus und machte schließlich aus einer Obsession einen Beruf: Der „Aggressive Skater“ – das ist einer, der steile Rampen und Geländer in der Stadt auf zwei mal vier Rollen befährt – wurde Praktikant bei einem Magazin namens „Inline“. Kurze Zeit später war er dessen Chefredakteur.

Weil aber „Aggressive Skating“ nicht nur Sport, sondern Lebensstil ist, und weil diesen Lebensstil nur vertreten kann, wer unabhängig und risikofreudig ist, hat Weise vor kurzem eine eigene Zeitschrift gegründet: „Roll2Soul“. Nun betreibt er für das Zentralorgan



Im Internet (www.mj12.de). Die drei Mittzwanziger verbindet ihre Arbeit in Medienberufen und die gemeinsam verbrachte Freizeit

der Skater-Szene fröhlich Selbstaussbeutung.

Mitbewohner Lars Gerckens entwickelt Webseiten für Firmen und steht kurz vor dem Studienabschluss als Medieninformatiker. Auch Dennis Oeffling pendelt zwischen Ausbildung und Berufspraxis: Er studiert Illustration und Kommunikations-Design und fertigt für „Tagesschau“ und „Tagesthemen“ Grafik- und Schrifteinblendungen an, so genannte Inserts.

Die drei modernen Großstadt-Existenzen eint neben der gemeinsamen Wohnungstür ein unkomplizierter und hedonistischer Alltag. Zur Zimmereinrichtung gehören jeweils Fernsehapparat, PC, Mountainbike oder Rennrad. Von den Wänden lächeln die Mädels aus Kampagnen der Bekleidungskette

H&M, und auch der Fußboden im Flur ist mit einem eingeschweißten Werbeplakat belegt. Die Räume wirken trotz aller verstreuten Kleidung, Bücher und Zeitschriften fast kahl. Feste Regeln für das Zusammenleben haben sich die Bewohner nicht gegeben, der Kühlschrank ist dennoch gefüllt und das Geschirr meist abgewaschen.

„Es gibt immer jemanden, der für einen da ist“, benennt Kai Weise den Vorzug des Männer-WG-Lebens. „Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, will ich oft nur noch Blödsinn reden. Mit Freundinnen funktioniert das nicht. Wenn ich mit den Jungs zusammen bin, muss ich mich nicht verstellen.“

Sie haben denselben Freundeskreis, sie joggen zusammen, sie skaten ge-

meinsam. Wie sie sich ihre Zukunft vorstellen? Dennis Oeffling sagt: „Ich will Lebensqualität, nicht Geld und Karriere. Lieber einen einfachen Job machen und unabhängig sein, als sich für Kohle knechten zu lassen.“

Und ob sie mal eine eigene Familie gründen wollen? Ja schon, heißt es da bei allen dreien, aber bitte nicht so schnell. □



Sie haben die fünf vorgestellten Wohngemeinschaften ausgesucht: Der Autor **Michael Berger**, 52, und der Fotograf **Gerhard Westrich**, 40, (daneben sein Assistent **Markus Brehm**, 34), hier im Garten der Landkommune Klosterdorf. Fotografiert hat Gerhard Westrich mit einer großformatigen Panorama-Kamera mit 6 x 17 Zentimeter-Negativen.



HELGE-ULRIKE HYAMS,

62, ist Professorin für Pädagogik an der Universität Bremen. Die Mutter von vier Kindern hat das Kindheitsmuseum Marburg gegründet und ist Autorin des Buchs »Kinder wollen keine Scheidung«

REMO H. LARGO, 60,

ist Professor für Kinderheilkunde und Leiter der Abteilung Wachstum und Entwicklung am Universitäts-Kinderspital Zürich. Der Vater von drei Kindern hat die Bücher »Babyjahre«, »Kinderjahre« und »Glückliche Scheidungskinder« (mit Monika Czernin) verfasst

GEO-WISSEN-GESPRÄCH

Können Scheidungskinder glücklich werden?

FOTOS VON STEFAN VOLK

Nein, sagt die Pädagogin Helge-Ulrike Hyams: Eltern sollten daher alles tun, um eine Trennung zu vermeiden. Ja, entgegnet der Kinderarzt Remo H. Largo: Die Kinder müssen nicht unter einer Scheidung leiden – wenn die Betreuung nicht nachlässt

GEO: Herr Professor Largo, Sie haben ein Buch mit dem provozierenden Titel „Glückliche Scheidungskinder“ veröffentlicht. Kennen Sie Kinder, die eine Scheidung wirklich glücklich gemacht hat?

REMO H. LARGO: So gefragt, hätten Sie den Titel missverstanden. Man muss sich nicht scheiden lassen, um Kinder glücklich zu machen. Meine Mitautorin und ich wollten die Umstände ergründen, unter denen eine Scheidung für die Kinder einigermaßen gut ablaufen kann. Die meisten Bücher betonen vor allem das Unglück, das nach einer Trennung über die Kinder hereinbricht. Immer mehr Familien bekommen eine Scheidung jedoch erstaunlich gut hin, leben aber meist im Stillen – und sind deshalb für die Öffentlichkeit nicht interessant.

GEO: Aber hat Frau Professor Hyams nicht Recht, wenn sie schreibt, Eltern sollten alles dafür tun, zusammenzubleiben, denn – so der Titel ihres Buches – „Kinder wollen keine Scheidung“?

LARGO: Natürlich wollen sie keine Scheidung. Wenn ihnen die Eltern sagen: „Wir trennen uns!“, löst das die größte Angst aus, die Kinder haben können. Die Angst nämlich, verlassen zu werden. Alle wortreichen Erklärungsversuche können Kinder nicht beruhigen. Das Einzige, was zählt, ist die Erfahrung, dass sie nach der Scheidung nicht verlassen sind. Wenn also der Vater weggeht, die Kinder aber erleben, dass er genauso wie vorher oder vielleicht noch mehr für sie da ist, werden sie ihn nicht vermissen.

HELGE-ULRIKE HYAMS: Das Drama ist allerdings, dass die Väter meist nicht mehr verfügbar sind. Rund 90 Prozent der Scheidungskinder leben bei der Mutter. Und nach ein bis zwei Jahren hat sich be-

reits die Hälfte der dazugehörenden Väter fast vollständig aus dem Leben der Kinder verabschiedet. Manche ziehen sich zurück, andere werden von den Frauen ausgegrenzt. Sie wollen die Männer, die ihnen ursprünglich das Liebste auf der Welt waren, nicht mehr sehen. Oft baut sich unbewusst Hass in den Frauen auf, weil sie glauben, sich vor sich selbst rechtfertigen zu müssen. Der Elternteil, der die Scheidung einreicht, spürt meist insgeheim, dass es für die Kinder nicht das Beste ist.

LARGO: Was Sie beschreiben, ist eine Minderheit von Müttern, die den Vater bei ihren Kindern schlecht machen. Viel häufiger erlebe ich, dass Mütter versuchen, den Kindern ihren Vater zu erhalten. Dass tatsächlich zwei Jahre nach der Scheidung nur noch jeder zweite Vater Kontakt zu den Kindern hat, ist eine Tragödie. Man könnte nun meinen, allein die Scheidung sei die Ursache. Aber so ist es nicht. Viele Mütter haben schon seit Jahren ohne Hilfe des Partners für die Kinder gesorgt. Die Väter verlieren den Kontakt, weil die Beziehung zu den Kindern bereits vor der Trennung nicht tragfähig war.

GEO: Wie äußert sich eine gute Beziehung zu den Kindern?

LARGO: Beziehungen gründen immer auf gemeinsamen Erfahrungen. Hat der Vater vor der Scheidung Wochenenden oder auch Ferien allein mit den Kindern verbracht? Hat er die Kinder gefüttert? Hat er sie ins Bett gebracht? Ist er mit ihnen auf den Spielplatz gegangen? Wenn er das vor der Scheidung nie gemacht hat, hat er nachher kaum eine Chance. In dem Fall legt die Trennung nur offen, was schon vorher im Argen lag; die Defizite waren innerhalb einer angeblich intakten Familie verborgen.

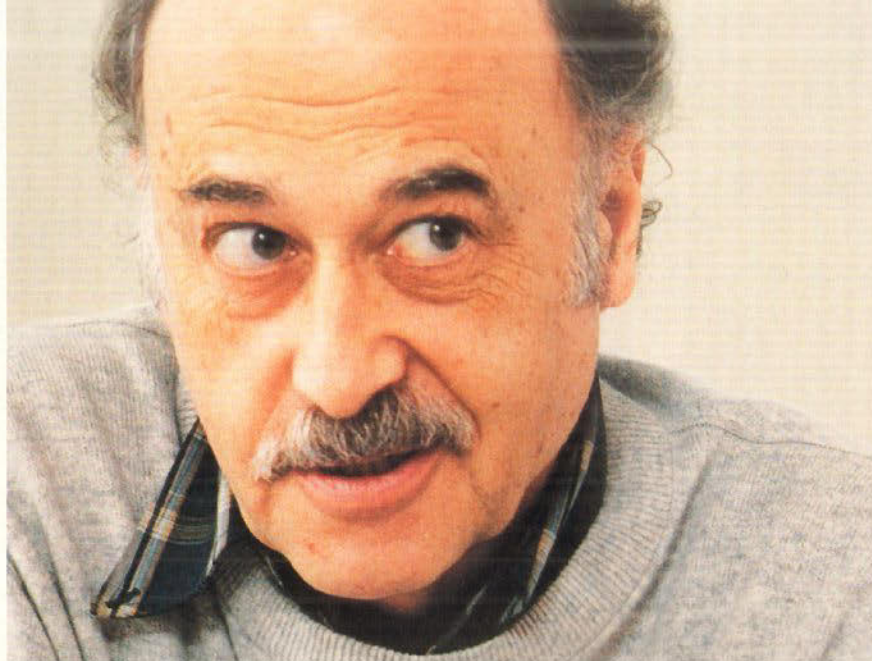
HYAMS: Es ist nicht unbedingt wichtig, wie gut der Vater ist. Entscheidend ist, dass einer da ist. Der Kinderanalytiker Donald Winnicott beschreibt das in Bezug auf die Mutter sehr treffend: Die Mutter muss nicht perfekt und großartig sein – sie muss „gut genug“ sein. Ähnliches gilt für den Vater. Was auf jeden Fall dazugehört, ist seine Präsenz. Er sollte in Notsituationen wie auch in alltäglichen Konflikten ansprechbar sein.

GEO: Sie gehen sogar noch einen Schritt weiter und sagen, selbst ein toter Vater sei im Zweifel besser als ein geschiedener Vater. Dann wisse das Kind zumindest, dass der Vater es nicht habe verlassen wollen.

HYAMS: Das mag ein bisschen hart klingen. Aber auch ein schlechter Vater sollte nicht unbedingt durch eine Scheidung verstoßen werden. Kinder können es manchmal eher verstehen und auch verkraften, wenn ein Elternteil gestorben ist, als wenn sie verlassen werden und ihr Leben allein führen müssen. Viele Eltern lassen sich einfach zu rasch, zu überstürzt, aus einem momentanen Affekt heraus scheiden – oft sogar aus vergleichsweise banalen Gründen. Dies dürfte, im Interesse der Kinder, nicht sein. In vielen Fällen könnte eine Beratung oder Paartherapie helfen – oder auch etwas mehr Toleranz den Macken des Partners gegenüber.

GEO: Wo ist denn für Sie die Toleranzgrenze erreicht? Erst bei Gewalt?

HYAMS: Im Fall von schwerer und dauernder körperlicher Gewalt ist die Grenze überschritten. Trotzdem erlebt das Kind auch in dem Fall eine Trennung als traumatisch und bedrohlich. Es sagt sich unbewusst: Was meinem Vater passiert, könnte auch mir passieren, wenn ich böse bin. Diese Ängste, die Kinder natürlich so nicht



Es gibt Familien, sagt Remo H. Largo, in denen das Kind durch die Scheidung in seinem ...

aussprechen, müssen wir als Erwachsene ernst nehmen.

LARGO: Wir haben viel über die Beziehung der Eltern gesprochen. Lassen sie uns auch über die Bedürfnisse der Kinder reden: Sie können vor allem nicht allein sein. Dieses Bedürfnis lässt sich nicht mit Worten stillen, sondern nur mit Anwesenheit. Für Kinder ist die Beziehung zu Mutter und Vater absolut und unkündbar. Das Wort Scheidung sagt Kindern bis ins Schulalter nichts. Sie verstehen nicht, wie ein Menschenleben abläuft, dass man zusammenkommt und sich dann vielleicht wieder trennt. Daher ist für Kinder die Frage entscheidend: Ist der Vater noch verfügbar? Ist die Mutter noch verfügbar? Aber auch: Wer sonst noch? Das Bedürfnis nach Geborgenheit und Zuwendung be-

was ein Kind doch spürt, was in seinem Inneren vor sich geht, was es sprachlich aber nicht ausdrücken kann. Kinder sind Meister der Verstellung und Verleugnung. Gerade solch schwerwiegende Dinge wie ihren Seelenschmerz handeln sie oft im Geheimen ab, allenfalls im Tagebuch oder mit der besten Freundin – aber nicht mit Eltern oder Kinderpsychologen.

LARGO: Ich glaube, die Wichtigkeit der Kleinfamilie für Kinder wird überbewertet. Sie ist historisch gesehen ohnehin nicht die Einrichtung, mit der die Menschheit alt geworden ist. Ein Kind allein aufzuziehen ist eine Überforderung – und selbst zu zweit gelingt es oft nicht. Ein afrikanisches Sprichwort trifft es ganz gut: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu bekommen. Viele Mütter sind

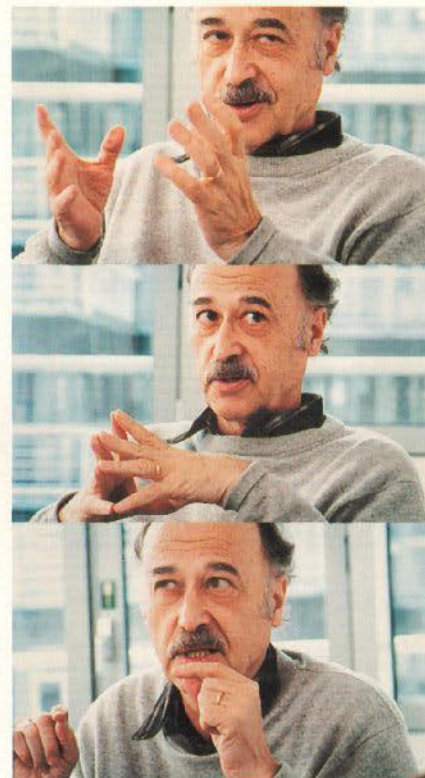
»Ein afrikanisches Sprichwort trifft es gut: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu bekommen«

friedigen nicht nur Eltern, sondern auch Großeltern oder Erzieher im Kindergarten. Dass die Betreuung des Kindes erhalten bleibt, ist die wichtigste Voraussetzung für eine gelungene Trennung. Ich kenne Familien, da war das Kind durch die Scheidung in seinem Wohlbefinden und in seiner Entwicklung überhaupt nicht beeinträchtigt.

HYAMS: Das nehmen Erwachsene vielleicht so wahr. Aber wir ahnen gar nicht,

heute permanent überfordert, weil sie nicht genug Unterstützung haben. Ob die Bedürfnisse eines Kindes abgedeckt werden oder nicht, ist jedoch nicht an ein Familienmodell gebunden.

HYAMS: Ich behaupte nicht, dass die traditionelle Familie die einzige Möglichkeit ist, ein Kind aufzuziehen. Aber ich kenne keine bessere Konstellation, aus vielerlei Gründen. Es ist zum Beispiel wichtig, dass ein Kind nicht mit einem Elternteil allein



... Wohlbefinden und seiner Entwicklung überhaupt nicht beeinträchtigt ist

ist. Dann ist es diesem ganz ausgeliefert und darf nie einen ernsthaften Konflikt riskieren, weil es von der einzigen Person abgelehnt werden könnte, die es noch hat. Das führt zu großen Verlassensängsten. Außerdem identifiziert sich ein Kind nicht nur mit einem Elternteil, sondern mit der Beziehung der Eltern zueinander. Es nimmt die Art, wie Vater und Mutter miteinander umgehen, tief in sich auf. Und dies prägt für später, wenn das Kind erwachsen ist, den Umgang mit dem eigenen Partner.

LARGO: Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die meisten Zweierbeziehungen in früheren Zeiten nicht dauerhaft waren, weil mindestens ein Elternteil früh verstarb. Unsere heutigen Vorstellungen von Partnerschaft sind mit Ansprüchen überfrachtet. So möchten wir unsere gesamten emotionalen Bedürfnisse durch eine ein-

zige Person befriedigt wissen. Aber ein einzelner Mensch kann dies nur ausnahmsweise. Nach der romantischen Phase der Beziehung kommt dann der Punkt, wo Frau oder Mann sagen: Das reicht mir nicht mehr; mal sehen, ob jemand anderes meine Bedürfnisse besser befriedigen kann. Das gelingt meist nicht, und so kommt die zweite Scheidung oft schneller als die erste. Es wundert mich daher nicht, dass heute so viele Menschen psychisch krank und nicht mehr belastbar sind. Statt Kleinfamilien bräuchten wir wieder Gemeinschaften von Erwachsenen, die zusammenhalten und gemeinsam ihre Kinder großziehen.

HYAMS: Als Hauptgrund für die zunehmende Unfähigkeit, auf Dauer in Familienverbänden zu leben, sehe ich die starke Ich-Bezogenheit und Kränkbarkeit vieler Menschen. Dieses „Ich bin so wichtig“, die übertriebene Sorge um die eigene Befindlichkeit, zerstört ganz massiv den Familienfrieden. Vielleicht ist dies auch eine Folge der Überflussgesellschaft.

GEO: Sind wir zu egoistisch geworden? Häufig trennen sich Paare schon kurz nach der Geburt des ersten Kindes.

HYAMS: Ich würde eher von Egozentrismus sprechen. Aber unabhängig davon kommt es in dieser Phase der Ehe so gut wie unweigerlich zu Partnerschaftskonflikten. Der Mann, der bis dahin Geliebter war, muss in die neue Rolle des Vaters hineinwachsen. Anfangs ist er manchmal noch ungeschickt, packt nicht richtig mit an. Und die Mutter sagt sich: Das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann, sind zwei Kinder – das Baby und den Mann. Die Mutter tut sich oft schwer damit, den Vater in die Kinderbetreuung zu integrieren.

LARGO: Das ist wirklich ein wunder Punkt. Wenn der Vater sich nicht auf eine Beziehung zu seinem Kind einlässt und wartet, bis er mit ihm Fußball spielen kann, ist der Zug längst abgefahren. Allerdings entziehen sich viele Väter den Pflegeaufgaben ganz gern. Nachts aufzustehen und zu trösten, ist anstrengend. Kürzlich habe ich es in unserer Schlafsprechstunde wieder gehört: Der Vater steckt sich Ohropax in die Ohren, streift eine Binde über

die Augen und schläft in einem separaten Zimmer – mit der Begründung, er müsse am Morgen arbeiten. Als ob die Mutter mit der Kinderbetreuung und dem Haushalt am nächsten Tag nicht auch beschäftigt wäre.

GEO: Muss man das natürlichste Erlebnis der Welt, Kinder zu bekommen und großzuziehen, heutzutage lernen?

LARGO: Es ist eben nicht mehr das Natürlichste von der Welt. Früher haben die meisten Kinder erlebt, wie Erwachsene mit Kindern umgehen. In Kleinfamilien ist es nicht mehr möglich, über Vorbilder in die

se Rolle hineinzuwachsen. Damit sind die Eltern in erzieherischen Belangen tatsächlich wieder Anfänger.

GEO: Ist es dann zur Scheidung gekommen, wird angeblich das Kind zum Problemfall. Scheidungskinder galten bislang immer als jene, die viel streiten, schlechte Leistungen bringen und Stress mit den Lehrern haben. Ist das immer noch so? Sind Scheidungskinder auf den ersten Blick zu erkennen?

LARGO: Diese Stigmatisierung war weit verbreitet, vor allem in den Köpfen der älteren Generation. Doch die Folgen einer

Scheidungskinder verbergen ihren Seelenschmerz oft, entgegnet Helge-Ulrike Hyams



ungünstig verlaufenden Scheidung zeigen sich nicht so offensichtlich und hängen sehr vom Alter ab. Kleine Kinder reagieren meist psychosomatisch, mit Schlafstörungen, Erbrechen oder Bauchweh. Kinder mittleren Alters neigen dazu, sich übermäßig anzupassen. Sie unterstützen die Mutter emotional und übernehmen deren Meinung. So fallen sie am wenigsten auf. Am deutlichsten sind die Folgen bei Pubertierenden: Jungen neigen zu Risikoverhalten, zum Beispiel zum Rasen, Mädchen zu auffälligem Beziehungsverhalten, zum Rückzug und zu Depressionen. Scheidungskinder sind jedoch auch früher selbstständig und übernehmen mehr Verantwortung. Sie definieren ihr Selbstwertgefühl mehr über sich und

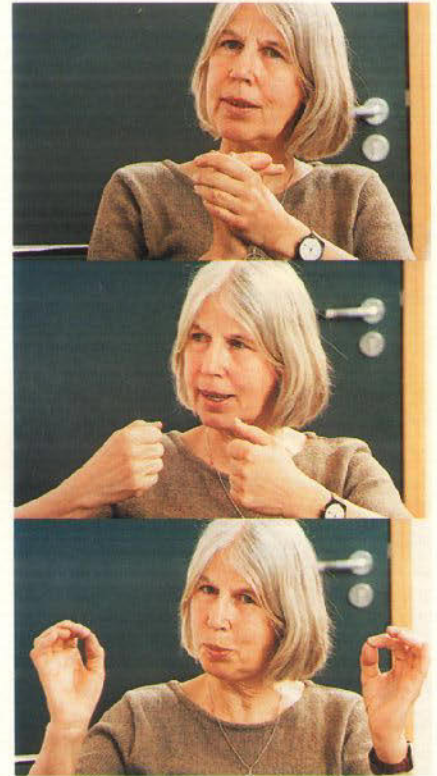
ihre Leistungen als über die Beziehung zu anderen.

GEO: Wie steht es um die viel zitierte Bindungslosigkeit von Scheidungskindern?

HYAMS: Ich glaube, dass es einen – wie Freud sagt – Wiederholungszwang gibt: den unbewussten Impuls, bestimmte Lebenssituationen zu reinszenieren. Daher werden die Scheidungszahlen nicht nur steigen, sondern geradezu galoppieren, sozusagen durch soziale Vererbung. Obwohl sie es nicht wollen, werden aus Scheidungskindern allzu oft Scheidungseltern.

LARGO: Wer herausfinden will, ob Scheidungskinder als Erwachsene beziehungsfähig werden, muss fragen: Wie waren ihre Beziehungserfahrungen? Und nicht: In welchem Familienmodell sind sie aufgewachsen?

Frau und Mann sind ganz verschieden, sagt Helge-Ulrike Hyams. Kinder haben ...



... daher immer eine große Sehnsucht nach einer Vaterfigur

wachsen? Kinder werden über Vorbilder sozialisiert. Sie können nicht irgendein Verhalten annehmen, sondern nur ein vorgelebtes. Sie kopieren die Art und Weise, wie Eltern miteinander umgehen. Und das kann gut oder schlecht sein, in einer intakten Familie oder in einer Scheidungsfamilie. Ist die Beziehung voller Ablehnung oder sind sich die Eltern zugetan und unterstützen sich gegenseitig? Das hängt nicht vom institutionellen Rahmen ab.

HYAMS: In Scheidungsfamilien kommt es meist nicht zu guten Beziehungserfahrungen. Oft werden die Kinder zwischen Vater und Mutter hin- und hergeschoben, eine Woche hier, eine Woche dort, oder nur das Wochenende beim Vater. Das sind am Leben der Erwachsenen orientierte Regelungen, die an den Bedürfnissen der Kinder vorbeigehen. Ich sehe solche Kinder oft Freitagnachmittags allein im Zug sitzen. Sie sind genau zu erkennen. Meist haben

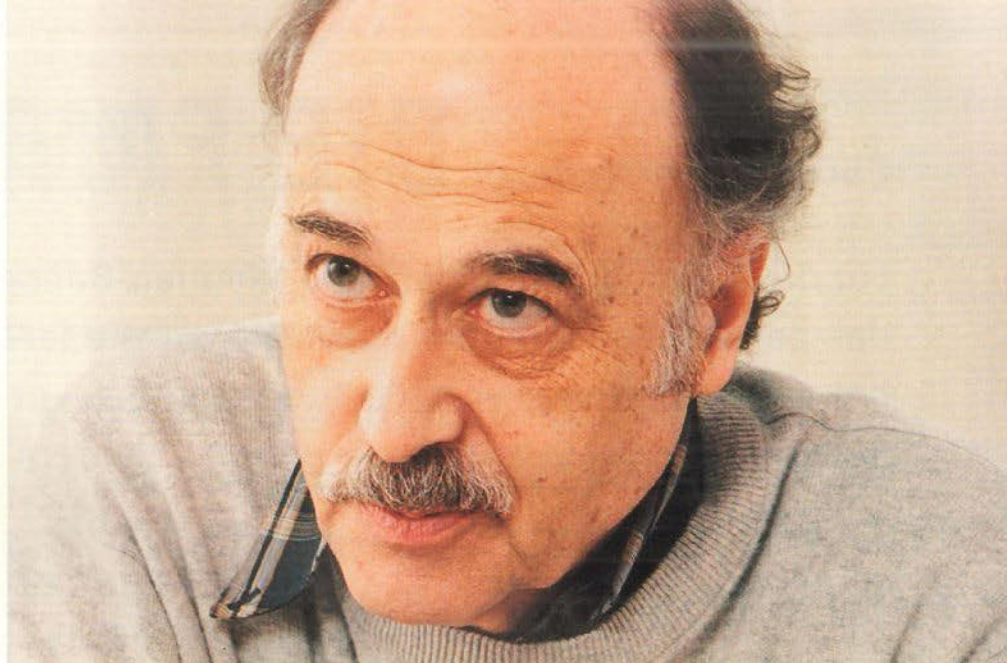
sie ein Handy dabei und rufen zwischendurch immer mal wieder an. Je klarer die Trennung zeitlich und räumlich organisiert ist, desto deutlicher werden die Eltern zweigeteilt. Sie gehören für das Kind eben nicht mehr zusammen. Wie aber soll ein Kind für später lernen, dass Vater und Mutter doch zusammengehören?

LARGO: Wir haben herausgefunden, dass sich in Scheidungsfamilien, in denen es den Kindern gut geht, die Eltern gegenseitig bei der Kinderbetreuung unterstützen. Ihnen ist es gelungen, ihre negativen Gefühle zueinander weitgehend abzubauen. Das klingt paradox. Aber solche verantwortungsvollen Eltern gibt es immer öfter. Sie instrumentalisieren die Kinder nicht, um ihren persönlichen Streit auszutragen. Frau Hyams, Sie haben so ein absolutes Bild von Mutter und Vater. Sie nehmen an, das Verinnerlichen dieser beiden Archetypen sei wesentlich für die Entwicklung des Kindes. Ich habe Mühe, die Unterschiede zu sehen in der heutigen Gesellschaft. Worin etwa unterscheiden sich Mann und Frau bei der Vermittlung von Wertvorstellungen?

HYAMS: Ich glaube wirklich, dass Mann und Frau archetypisch und ganz real verschieden sind. Und das Kind nimmt diese Andersartigkeit wahr. Diese Spannung zwischen den Polen ist für das Kind wichtig, daran kann es wachsen. Und deshalb ist auch die Vaterfigur von großer Bedeutung. Die Vatersehnsucht der Kinder, die Sehnsucht nach Spiegelung im Vater, ist tief, und sie hat immer auch eine körperliche Seite. Kinder müssen einfach die Erfahrung machen, dass sich ein Mann anders anfühlt als eine Frau – und zwar beide, Jungen und Mädchen.

LARGO: Andererseits gibt es viele Werte, die geschlechtsunabhängig sind, zum Beispiel wie man miteinander umgeht. Sie dürfen auch nicht vergessen, dass in den meisten Kulturen Frauen die Kinder aufziehen, nicht nur die Mutter, sondern verschiedene Frauen. Die Männer stehen erzieherisch am Rande.

HYAMS: Und dennoch bleibt die Sehnsucht nach dem Vater. Mädchen aus Scheidungsehen checken oft ihre Umgebung ab, seien es Lehrer, Bademeister oder Busfah-



In den meisten Kulturen, entgegnet Remo H. Largo, stehen Väter erzieherisch ohnehin am Rande

rer, ob sie als Vaterersatz infrage kommen. Bei Jungen ist es komplizierter: Sie wollen nicht unbedingt einen neuen Vater, besonders wenn sie mit der Mutter allein leben. Denn dann ist der Junge oft der kleine Prinz und darf womöglich im Bett der Mutter schlafen. In diese Liebesbeziehung soll niemand eindringen.

LARGO: Ich denke, es hängt viel mehr davon ab, wie der neue Partner die Beziehung anfängt, ob er auf das Kind zugeht.

HYAMS: Man kann schnell mit Kindern in Kontakt kommen, aber es ist nicht immer einfach. Die Schwierigkeiten fangen schon bei der Bezeichnung an. Der biologische Vater wird oft der „richtige“ Vater genannt. Das heißt für das Kind, dass der neue Partner irgendwie der „falsche“ Vater ist. Der neue Partner darf keinesfalls gleich die Vaterrolle übernehmen wollen. Probleme tauchen auch auf, wenn der Mann eigene Kinder mit in die Beziehung bringt.

»Wenn die Eltern permanent streiten, ist es für die Kinder besser, wenn sie mit Anstand auseinander gehen«

GEO: Wie sollte denn ein möglicher neuer Partner auf die Kinder zugehen?

LARGO: Eine klassische Situation ist folgende: Der neue Freund besucht zum ersten Mal Mutter und Kind. Wenn die Erwachsenen ein intensives Gespräch beginnen und das Kind sich wie das dritte Rad am Wagen fühlt, geht es wahrscheinlich schief. Wenn sich aber der Mann am Anfang dem Kind zuwendet, bekommt er seine Chance. Er sollte das Kind nicht mit Aktionen überfallen, sondern geduldig abwarten, was das Kind will. Die meisten Kinder versuchen dann herauszufinden: Wer ist das eigentlich? Sie zeigen dem Mann ihr Zimmer oder fragen einfach drauflos. Es hängt sehr viel davon ab, ob der Mann ein wirkliches Interesse an dem Kind hat.

Dann stellt sich die Frage der Hierarchie. Selbst beim besten Willen schleichen sich unbewusst subtile, aber oftmals umso heftiger aufbrechende Konflikte ein.

GEO: Wäre es angesichts dessen nicht doch besser, die Eltern blieben den Kindern zuliebe zusammen?

Largo: Wenn die Eltern es schaffen, wieder liebevoll miteinander umzugehen, ja. Aber wenn sie permanent streiten, ist es sicher keine gute Lösung. Es gibt neue Studien, die zeigen, dass ein Klima der Ablehnung die Kinder tiefgreifend emotional verunsichert. Denn Kinder können sich nicht abgrenzen: Wenn die Eltern streiten, fühlen sie sich selber abgelehnt. Dann ist es für die Kinder besser, wenn die Eltern mit Anstand auseinander gehen. □

GEO-WISSEN-Umfrage **DIE FAMILIE HÄLT**

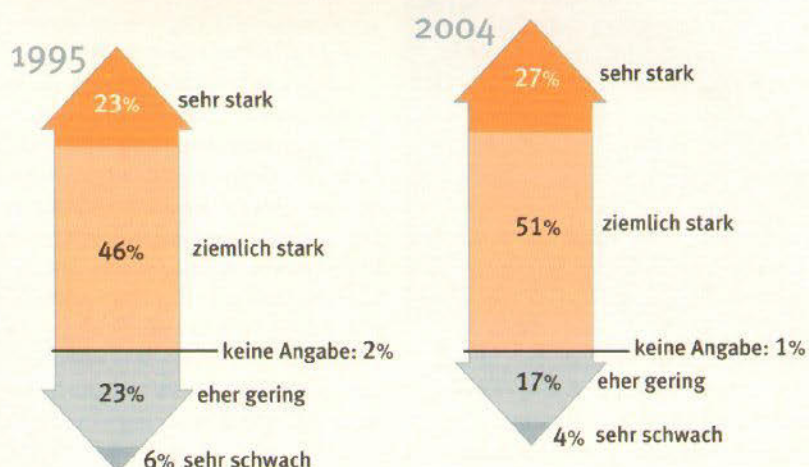
Für die meisten Deutschen sind Familien-Bande unverändert wichtig, für das persönliche Wohlbefinden ebenso wie im Notfall, bei Krankheit wie bei einer Trennung vom Partner. Und die Verwandten sind zum Glück meist nicht in alle Winde verstreut, sondern leben ganz in der Nähe

Wie verändert sich der Familienzusammenhalt in Deutschland?

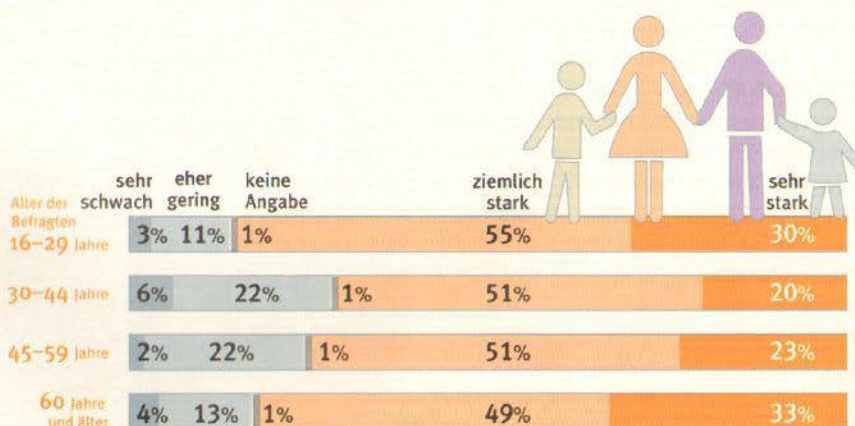


Mehr als die Hälfte der Befragten ist davon überzeugt, dass der Familienzusammenhalt in Deutschland generell schwächer wird. Was aber offenbar mehr pauschalen, oft medial verstärkten Meinungen entspricht als persönlichen Erfahrungen

Wie ist der Zusammenhalt in Ihrer Familie?



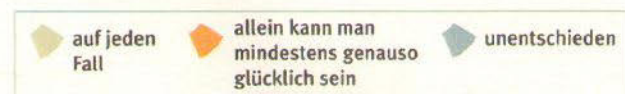
Befragt nach der eigenen Familie, fällt das Urteil hingegen weithin positiv aus: Rund drei Viertel der Deutschen, mehr als noch vor neun Jahren, beurteilen ihre verwandtschaftlichen Bindungen als stark. Die ganz Alten und die ganz Jungen halten die eigene Familie für besonders intakt



ZUSAMMEN

INFO-GRAFIKEN: FLORIAN PÖHL

Braucht der Mensch eine Familie, um glücklich zu sein?



Kein Trend zur Single-Gesellschaft: In den vergangenen zehn Jahren hat sich wenig an der Einstellung zur Familie geändert. Sie ist für das eigene Glück wichtig, sagen zwei Drittel der Befragten



auf jeden Fall



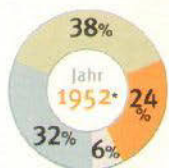
allein kann man mindestens genauso glücklich sein

unentschieden

Westdeutschland	63%	23%	14%
Ostdeutschland	77%	10%	13%
Alter der Befragten			
16-29 Jahre	57%	25%	18%
30-44 Jahre	68%	20%	12%
45-59 Jahre	63%	24%	13%
60 Jahre und älter	72%	14%	14%

In Ostdeutschland ist das Bekenntnis zur Familie deutlicher ausgeprägt als im Westen; womöglich fördert auch die Wirtschaftskrise die Hinwendung zur Verwandtschaft. Auch allein glücklich zu werden, können sich am ehesten die jüngeren Deutschen vorstellen

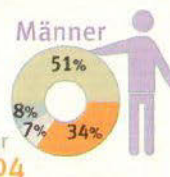
Was ist bei einer unglücklichen Ehe besser für die Kinder?



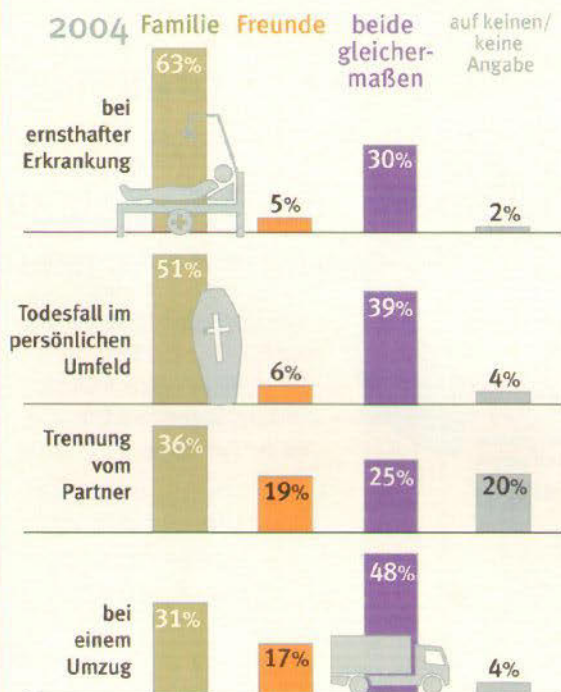
*Alte Bundesländer



Die Ansicht, dass eine unglückliche Ehe aus Rücksicht auf die Kinder bestehen bleiben sollte, nimmt seit 50 Jahren beständig ab. Etwa jeder Zweite spricht sich heute für eine Scheidung aus, darunter mehr Frauen als Männer

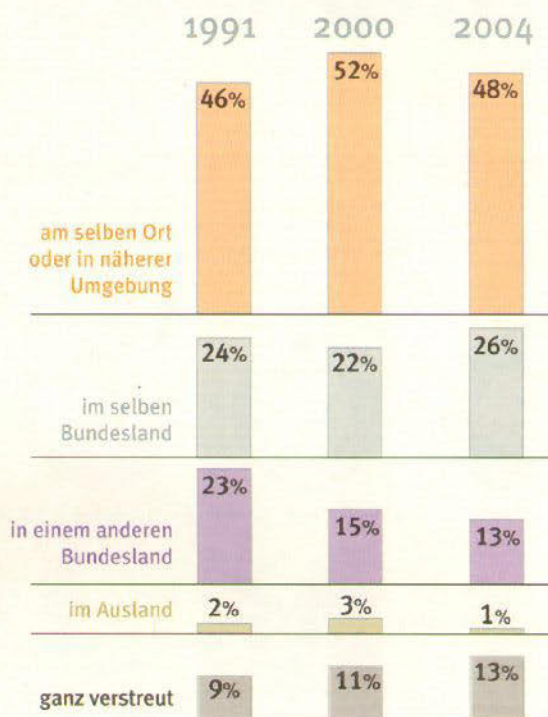


Auf wen können Sie sich verlassen?



Bei einschneidenden Lebenskrisen ist auf die Familie eher Verlass als auf Freunde, das steht für die Mehrheit der Befragten fest – vor allem, wenn es um Leben und Tod geht

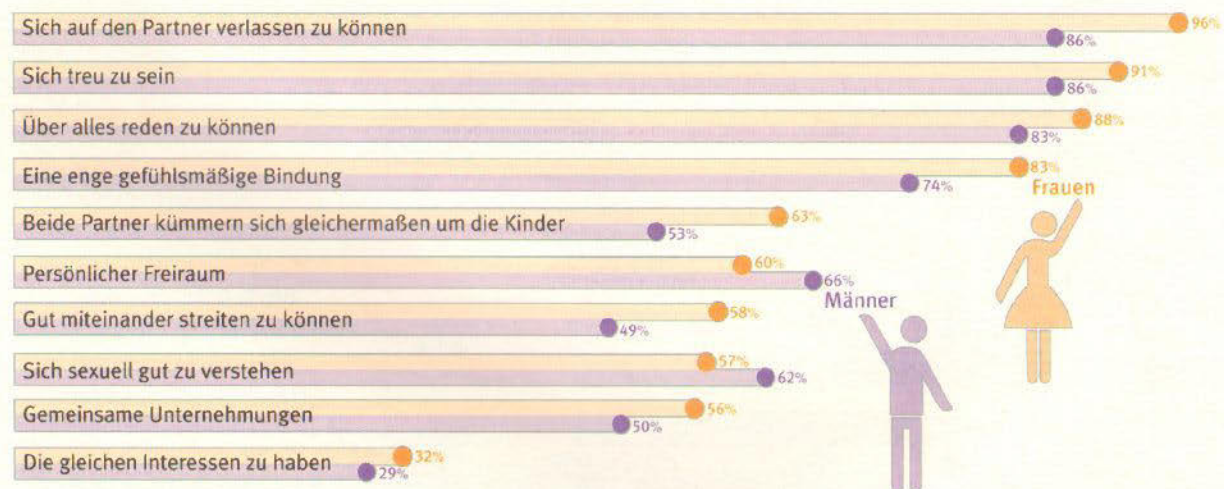
Wo leben die meisten Ihrer Verwandten?



Enge Kontakte bewahrt: Der Anteil derer, die Verwandtschaft im selben Bundesland, wenn nicht sogar am selben Ort haben, ist in den vergangenen 13 Jahren praktisch konstant geblieben

Was ist wichtig für eine Partnerschaft?

Mehrfachnennungen möglich



Männer und Frauen wollen sich auf den Partner verlassen können und schätzen Treue, gemeinsame Interessen sind ihnen nicht so wichtig. Für Männer zählt auch der persönliche Freiraum. Dafür tun sie sich mit der Kinderbetreuung schwerer



Kulturraum

Kultur verlangt ihren Platz im Leben.

USM Möbelbausysteme schaffen Raum für lebendige Kultur.

Verlangen Sie detaillierte Unterlagen.

USM U. Schärer Söhne GmbH, Postfach 1653, 77806 Bühl
Tel. (072 23) 80 94 0, Fax (072 23) 80 94 199, info@de.usm.com, www.usm.com
Schweiz: USM, Münsingen, Tel. 031 720 72 72, Fax 031 720 72 38

USM
Möbelbausysteme



GLEICHGESCHLECHTLICHE EHEN

DIE ETWAS





Hunderte gleichgeschlechtlicher Paare heirateten Mitte Februar 2004 im Rathaus von San Francisco – bis Gouverneur Arnold Schwarzenegger die Trauungen stoppen ließ



In den USA haben Tausende Lesben und Schwule den Bund fürs Leben geschlossen. Einige Bürgermeister und sogar Bundesstaaten geben dafür den amtlichen Segen – teils ohne Rechtsgrundlage und gegen den Protest der Konservativen. In Deutschland lässt das Interesse an »eingetragenen Lebenspartnerschaften« inzwischen wieder nach

ANDERE HEIRAT



Am Anfang stand ein Rechtsbruch. Gavin Newsom, 36 Jahre alt und gerade zum Bürgermeister von San Francisco gewählt, ließ am 12. Februar 2004 die Antragspapiere für Eheschließungen so umformulieren, dass sie Schwule und Lesben nicht länger von der Heirat ausschlossen. Es war eine seiner ersten Amtshandlungen – und mit der Verfassung des Bundesstaates nicht vereinbar. Denn Ehen sind in Kalifornien nur zwischen Mann und Frau erlaubt.

Wenige Tage später standen sie Schlange vor dem Rathaus: Frauen und Frauen, Männer und Männer. In Anzügen und Brautkleidern warteten sie ab vier Uhr morgens in der Winterkälte, um zu tun, was ihnen in fast allen anderen amerikanischen Bundesstaaten noch immer verboten ist: sich amtlich trauen zu lassen. Mehr als 4000 Paare gaben sich binnen weniger Wochen das Jawort – bis der Gouverneur von Kalifornien, Arnold Schwarzenegger, seinen Justizminister anwies, beim Obersten Gerichtshof des Bundesstaates Klage gegen die Stadt einzureichen. Die Richter ordneten einen sofortigen Stopp der Trauungen an.

Doch zurückdrehen lässt sich die Entwicklung wohl nicht mehr. So hat inzwischen auch der Bürgermeister des Provinzstädtchens New Paltz im Staat New York begonnen, homosexuellen Paaren Heiratsurkunden auszustellen, ohne Rechtsgrundlage. Dasselbe geschah in weiteren Klein- und sogar Großstädten, darunter Portland, Seattle und Boston. Ein landesweiter Streit entbrannte, zwischen Liberalen und Konservativen, Bürgermeistern und Gouverneuren. Sollen

Schwule und Lesben heiraten dürfen? Und vor allem: Wer entscheidet darüber? Und mit welchem Recht?

Vorausgegangen war der Diskussion eine Reihe von Gerichtsurteilen. So hatte der Supreme Court, das US-Verfassungsgericht, im Juni 2003 entschieden, dass Homosexualität nicht länger kriminalisiert werden dürfe. Den entscheidenden Anstoß für die rechtlich umstrittene Heiratswelle aber gab ein Urteil aus Massachusetts. Im November 2003 hatten die dortigen Bundesrichter dazu aufgefordert, ein neues Ehegesetz zu erlassen, das „same-sex couples“ dieselben Rechte einräumt wie Hetero-Paaren.

Die Gesetzgeber handelten schnell: Seit dem 17. Mai 2004 ist Massachusetts der erste Bundesstaat der Vereinigten Staaten, in dem sich gleichgeschlechtliche Paare legal trauen lassen können. Viele hundert Heiratswillige haben bereits am Tag danach eine Ehelizenz angefordert.

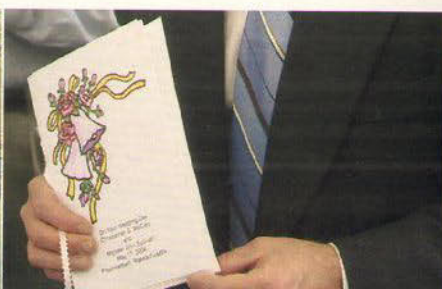
Konservative befürchten nun, dass auch andere Bundesstaaten ihre Ehegesetze liberalisieren könnten – und wie George W. Bush sehen auch sie den „heiligen Bund zwischen Mann und Frau“ in Gefahr. Anfang 2004 machte sich der US-Präsident sogar für eine Verfassungsänderung stark, die es allen Bundesstaaten verbieten sollte, Schwule und Lesben zu trauen. Der Vorschlag provozierte eine neue Debatte, denn damit wäre Bush der erste Präsident der USA, der eine Verfassungsänderung nutzt, um Rechte einzuschränken.

Bisher steht es den 50 Bundesstaaten frei, wie sie ihre Ehegesetze handhaben. Etwa ein Dutzend von ihnen erlauben gleichgeschlechtlichen Paaren bereits eheähnliche Partnerschaften, die jedoch weniger Rechte gewähren als



Der Barmann John Sullivan und der Anwalt Chris McCary (r.) waren das erste Paar, das sich Mitte Mai 2004 in Provincetown im US-Bundesstaat Massachusetts legal das Jawort gab. Von der Stadtverwaltung erhielten die seit sechs Jahren befreundeten Männer die Ehepapiere; die Trauung fand im Wald statt





die Ehe; ab 2005 wird eine solche Regelung auch für Kalifornien gelten. In den vergangenen Jahren haben einige dieser Staaten zusätzlich einen so genannten „defense of marriage act“ erlassen – ein Gesetz, das die „eigentliche“ Ehe als eine rein heterosexuelle Angelegenheit definiert. Bisher gibt es ein solches Gesetz schon in 39 Staaten.

San Franciscos Bürgermeister Gavin Newsom prophezeit gleichwohl, dass die Öffentlichkeit auf die derzeitige Auseinandersetzung künftig so befremdet zurückblicken wird wie auf jene der 1950er und 1960er Jahre: Damals hielt die Mehrheit der Bevölkerung Ehen zwischen Amerikanern weißer und schwarzer Hautfarbe für widernatürlich. Heute sprechen sich zwei Drittel der US-Amerikaner gegen die Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare aus.

In Deutschland wird um das 2001 eingeführte „Lebenspartnerschaftsgesetz“ schon lange nicht mehr gestritten. Selbst in den Bundesländern Bayern, Sachsen und Thüringen, die sich anfangs noch mit einer Verfassungsklage gegen Homo-Ehen gestemmt hatten, sind sie heute Alltag. Nach Schätzungen des Lesben- und Schwulenverbands (LSVD) haben sich im ersten Jahr des neuen Gesetzes etwa 4000 gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland trauen lassen – oder vielmehr standesamtlich „verpartnert“, wie es korrekt heißt.

Anders als in den Niederlanden und in Dänemark gibt es in Deutschland jedoch keine vollständige Gleichberechtigung gegenüber herkömmlichen Ehen. Vor allem im Steuer- und Erbrecht gelten für die „eingetragene Lebenspartnerschaft“ nicht dieselben Vorteile. Für viele Homosexuelle bedeutet allein die Tatsache, dass es ein Sondergesetz gibt, eine neue Form der Diskriminierung.

Das letzte Argument gegen die Gleichstellung gerät indes mehr und mehr ins Wanken: Die Annahme, gleichgeschlechtliche Paare würden

keine Kinder großziehen, ist längst widerlegt. Laut LSVD wachsen mehrere hunderttausend Kinder mit schwulen oder lesbischen Eltern auf – sie stammen aus früheren heterosexuellen Partnerschaften. Kinder gemeinsam zu adoptieren, ist für die neuen Eltern bislang kaum möglich. Steuerliche Vorteile für Kinder, wie sie für Ehepaare üblich sind, erhalten sie

ohnehin nicht, und der nichtleibliche Elternteil ist vom vollen Sorgerecht ausgeschlossen.

Auch das sind vermutlich Gründe dafür, dass der anfängliche Andrang auf die Standesämter schon wieder abgeflaut ist: In den Jahren 2002 und 2003 haben zusammen nur noch etwa 4000 gleichgeschlechtliche Paare den Bund fürs Leben geschlossen. □



Auf dem Christopher Street Day in Frankfurt/Main feiern Schwule im Juli 2001 die Abweisung eines Eilantrags unionsregierter Bundesländer gegen die Homo-Ehe vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe



Kaiser, Königin, Mustermann? Der neue Volkssport **Ahnenforschung.**

Die Erforschung der eigenen Familiengeschichte erlebt eine Renaissance: Kirchenarchive werden durchstöbert, Urkunden gesichtet, Stammbäume entworfen, Gen-Analysen betrieben. Die Ursachen, die Reize und die Ergebnisse der Suche nach sich selbst – jetzt in GEO.



WIE GUT IST IHRE PARTNERSCHAFT?

DER GROSSE GEO-WISSEN-TEST

Abwicklung + Copyright: Dr. Christoph von Quast (GEFOB, Gesellschaft für psychologische Forschung und Beratung)

Der auf den Folgeseiten abgedruckte Fragebogen ist kein simpler »Psychotest«. Als Teilnehmer erhalten Sie ein 15- bis 20-seitiges persönliches Gutachten einschließlich einer grafischen Veranschaulichung der Ergebnisse. Analysiert werden die Stärken, Schwächen und Risiken Ihrer Partnerschaft. Außerdem bekommen Sie Anregungen, wie Sie sich mit Ihrem Partner konstruktiv auseinander setzen können, um – falls nötig – Ihre Beziehung zu verbessern

Der Test untersucht die psychologischen Faktoren, die für eine Partnerbeziehung wichtig sind und die das komplexe Mit- und möglicherweise Neben- oder auch Gegeneinander in einer Beziehung bestimmen. Dazu zählen unter anderem Aspekte wie: Vertrauen, Eifersucht, Toleranz, Sexualität und Abhängigkeit. Außerdem werden die Art der Kommunikation und das Streitverhalten in der Beziehung analysiert. Das Testverfahren wurde mit modernen psychologischen und testtheoretischen Methoden entwickelt – auf der Grundlage einer bundesweiten Studie mit 3000 Teilnehmern.

Sie können an dem Test teilnehmen, gleichgültig, ob Sie mit Ihrem Partner verheiratet sind oder nicht, ob Sie getrennt oder zusammenleben. Auch wenn Sie sich kürzlich von Ihrem Partner getrennt haben und eine nachträgliche Analyse dieser Partnerschaft wünschen, ist eine Teilnahme möglich. In diesem Fall beantworten Sie bitte den Fragebogen so, wie Sie Ihre Partnerschaft in Erinnerung haben. Für GEO-WISSEN-Leser wird das Gutachten zu einem Sonderpreis von 21 Euro erstellt (Normalpreis: 26 Euro); GEO- und GEO-WISSEN-Abonnenten zahlen lediglich 15 Euro.

Hier geht's zum Test!

Bitte beachten Sie: Zur sprachlichen Vereinfachung verwenden wir im folgenden „Partner“ als geschlechtsunspezifischen Begriff.

Geben Sie bei den folgenden Aussagen an, wie sehr diese auf Sie zutreffen. Denken Sie nicht zu lange über eine Antwort nach, sondern kreuzen Sie an, was Ihnen spontan in den Sinn kommt. Bitte füllen Sie den Test unbedingt vollständig und wahrheitsgetreu aus. Nur so kann ein zutreffendes Gutachten für Sie erstellt werden.

1 = stimmt gar nicht 3 = stimmt weitgehend
2 = stimmt ein wenig 4 = stimmt vollkommen

- | | 1 | 2 | 3 | 4 |
|--|--------------------------|-------------------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 1. Mein Partner vereinnahmt mich zu sehr | <input type="checkbox"/> | <input checked="" type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 2. Es beunruhigt mich, wenn mein Partner mit anderen flirte | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 3. Mein Partner beklagt sich, dass ich nicht mehr so zärtlich bin wie früher | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 4. Ich kann Schwächen zeigen, ohne dass ich ausgelacht werde | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 5. Wenn ich wütend bin, schreie ich schon mal | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 6. Wenn ich einen Rat brauche, frage ich zuerst meinen Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 7. Manche Dinge kann ich einfach nicht verzeihen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 8. Mein Partner geht liebevoll auf meine sexuellen Wünsche/Bedürfnisse ein | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 9. Vor dem Einschlafen kuscheln wir uns eng aneinander | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 10. Mein Partner hat Schwierigkeiten, Gefühle auszudrücken | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 11. Bei einem Streit gebe ich viel häufiger nach als mein Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 12. Ich erwarte vom Partner, dass er mich so liebt wie am ersten Tag | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 13. Wenn mein Partner Probleme hat, bespricht er sie zuerst mit mir | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 14. Ich habe manchmal Angst, dass mein Partner fremdgeht | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 15. Manchmal fühle ich mich ausgenutzt | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 16. Ich sehne mich nach mehr Zärtlichkeit | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 17. Ohne meinen Partner fühle ich mich den Anforderungen des Alltags nicht gewachsen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 18. Mein Partner spricht mit mir über alles, was ihn bedrückt | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 19. Ich erwarte, dass mein Partner mich immer versteht | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 20. Ich kann mir sehr gut auch ein Leben ohne meinen Partner vorstellen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 21. Ich möchte wissen, was mein Partner in seiner Freizeit macht | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

- | | 1 | 2 | 3 | 4 |
|---|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 22. Ich habe Schwierigkeiten, meine Gefühle auszudrücken | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 23. Mein Partner zieht mich sexuell sehr an | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 24. Mein Partner erdrückt mich mit seinem Zärtlichkeitsbedürfnis | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 25. Bei Meinungsverschiedenheiten gibt mein Partner keinen Zentimeter nach | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 26. Wir haben sehr ähnliche Interessen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 27. Manchmal fühle ich mich im Stich gelassen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 28. Mein Partner liebt mich | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 29. Mein Partner findet mich „sexy“ | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 30. Ich finde, dass meine Meinung zu wenig ernst genommen wird | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 31. Wenn meinen Partner etwas stört, bringt er es mir schonend bei | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 32. Ich streichle meinen Partner gerne | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 33. Ohne die Hilfe meines Partners kann ich keine wichtige Entscheidung treffen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 34. Mein Partner lässt nur seinen Standpunkt gelten | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 35. Mein Partner bekommt im Streit von mir alles zurück | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 36. Bezüglich unserer Zukunft haben wir die gleichen Ziele | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 37. Ich kontrolliere heimlich die Taschen meines Partners | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 38. Im Streit werde ich manchmal verletzend | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 39. Wenn mein Partner Probleme hat, bin ich immer für ihn da | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 40. Meinen Partner stört es sehr, wenn ich mit anderen flirte | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 41. Ich fühle mich im Bett oft nur benutzt | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 42. Wenn es mir schlecht geht, ist mein Partner immer für mich da | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 43. Ohne einen starken Partner, auf den ich mich verlassen kann, fühle ich mich hilflos | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 44. Mein Partner ist manchmal grundlos eifersüchtig | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 45. Auf der Straße gehen wir Arm in Arm | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 46. Ohne den Partner in den Urlaub zu fahren, könnte ich mir nicht vorstellen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 47. Wir küssen uns oft | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 48. Mein Partner hat Charaktereigenschaften, die ich wenig schätze | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 49. Ich glaube, dass mein Partner ehrlich zu mir ist | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 50. Mein Partner will über jede freie Minute von mir Bescheid wissen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 51. Nachdem wir zusammen geschlafen haben, sind wir noch zärtlich miteinander | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 52. Sobald ein Problem auftaucht, spreche ich darüber | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

	1	2	3	4
53. Ich erwarte, dass mir mein Partner absolute Sicherheit bietet	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
54. Ich zahle meinem Partner bei Gelegenheit alles heim	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
55. Ich kann meine geheimsten Wünsche mitteilen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
56. Mein Partner kontrolliert schon mal nach, was ich in meiner Freizeit gemacht habe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
57. Über größere Anschaffungen entscheiden wir gemeinsam	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
58. Wir können über unsere sexuellen Wünsche und Bedürfnisse offen reden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
59. Mein Partner vermisst in unserer Beziehung die Zärtlichkeit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
60. Ich gebe bei Auseinandersetzungen als Erster nach	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
61. Ich würde meinen Partner in jeder Situation verteidigen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
62. Mein Partner weiß, dass ich immer offen zu ihm bin	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
63. Unsere Meinungen haben auch in kleinen Dingen gleiches Gewicht	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
64. Wir berühren uns häufig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
65. Ich wünsche mir, dass mein Partner Probleme offener anspricht	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
66. Ich erwarte von meinem Partner, dass er mir die Sorgen des Alltags abnimmt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
67. Manchmal geht mir mein Partner auf die Nerven	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
68. Wir treffen alle wichtigen Entscheidungen gemeinsam	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
69. Wir haben ein erfülltes Sexualleben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
70. Freunde sagen, dass mein Partner von mir unterdrückt wird	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
71. Mein Partner meint: „Wenn wir miteinander schlafen, ist alles wieder in Ordnung“	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
72. Ich erwarte, dass mein Partner die Verantwortung für mich übernimmt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
73. Ich würde alles für das Fortbestehen unserer Partnerschaft tun	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
74. Mein Partner hat sexuelle Wünsche, die ich nicht erfüllen kann	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
75. In unserer Partnerschaft hat jeder die gleichen Rechte und Pflichten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
76. Ich hätte mehr Achtung verdient	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
77. Ich habe zu wenig Zeit für mich allein	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
78. Probleme werden in unserer Beziehung nie richtig ausdiskutiert	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
79. Ich bin oft unhöflich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
80. Bei manchen Entscheidungen merke ich selbst, dass ich die Wünsche meines Partners zu wenig berücksichtigt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
81. Mein Partner hat ein viel geringeres Bedürfnis nach Zärtlichkeit als ich	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
82. Mein Partner versucht, Auseinandersetzungen möglichst aus dem Weg zu gehen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	1	2	3	4
83. Ich erwarte von meinem Partner, dass er mir alle meine Fehler verzeiht	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
84. Ich kann auch in schwierigen Situationen auf meinen Partner zählen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
85. Ich lasse die Meinung meines Partners oft zu wenig gelten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
86. Mit einigen Gewohnheiten meines Partners kann ich mich einfach nicht abfinden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
87. In sexueller Hinsicht fühle ich mich zu häufig bedrängt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
88. Mein Partner hat große Schwierigkeiten, zärtliche Gefühle zu zeigen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
89. Es fällt mir schwer, sexuelle Probleme anzusprechen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
90. Auch wenn ich Fehler mache, steht mein Partner zu mir	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
91. Ich schlucke meinen Ärger oft herunter, weil ich mit meinem Partner nicht darüber sprechen kann	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
92. Ich fühle mich den sexuellen Anforderungen meines Partners nicht gewachsen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
93. Mein Partner lässt mir zu wenig Freiraum	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
94. Wir halten zusammen wie Pech und Schwefel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
95. Mein Partner erwartet, dass ich immer die gleiche Meinung habe wie er	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
96. Um eine Auseinandersetzung zu vermeiden, spreche ich manche Probleme erst gar nicht an	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
97. Wir hängen sehr aneinander	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
98. Mein Partner kritisiert mich häufig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
99. Mein Partner ist froh, wenn ich ihm möglichst viele Entscheidungen abnehme	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
100. Über manche mir wichtige Themen kann ich mit meinem Partner überhaupt nicht sprechen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
101. Mein Partner versucht oft, mir Vorschriften zu machen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
102. Mein Partner hat volles Vertrauen zu mir	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
103. Wir schlafen nicht mehr so häufig zusammen wie früher	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
104. Mein Partner hat Eigenarten, die mich immer wieder stören	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
105. Unsere sexuelle Beziehung wird immer schöner	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
106. Mein Partner zweifelt oft an meiner Ehrlichkeit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
107. Mein Partner kann mich auf meine Fehler ansprechen, ohne mich zu verletzen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
108. In unserer Beziehung bin ich der „Chef“	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
109. Meinem Partner ist mein Zärtlichkeitsbedürfnis oft lästig	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
110. Mein Partner ist sehr taktvoll, wenn er etwas an mir auszusetzen hat	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
111. Mein Partner spricht offen über seine Gefühle	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

- | | 1 | 2 | 3 | 4 |
|---|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 112. Ich kann bei Auseinandersetzungen einfach nicht sachlich bleiben | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 113. Ich kann meinem Partner nur schwer verzeihen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 114. In einer Auseinandersetzung kann mein Partner auch eigene Fehler zugeben | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 115. Ich habe schon häufig daran gedacht, die Beziehung zu beenden | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 116. Eigentlich bin ich nur noch aus Gewohnheit mit meinem Partner zusammen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

Wir haben in unserer Beziehung Probleme wegen ...

1 = ständig 2 = oft 3 = manchmal 4 = nie

- | | 1 | 2 | 3 | 4 |
|---|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 1. der Aufgabenverteilung im Haushalt | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 2. persönlicher Eigenarten und Gewohnheiten | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 3. der Sexualität/Zärtlichkeit | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 4. Alkohol-/Zigarettenkonsums | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 5. Unpünktlichkeit/Unordnung | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 6. Eifersucht | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

Wie wichtig sind Ihnen folgende Bereiche für Ihre Partnerschaft?

1 = sehr wichtig 2 = ziemlich wichtig 3 = etwas wichtig 4 = nicht wichtig

- | | 1 | 2 | 3 | 4 |
|---|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| 1. Gegenseitiges Vertrauen | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 2. Möglichst enger Zusammenhalt mit dem Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 3. Möglichst viel Gemeinsamkeit mit dem Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 4. Wertschätzung durch den Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 5. Gegenseitige Toleranz | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 6. Gleichberechtigung | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 7. Sexualität | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 8. Zärtlichkeit | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| 9. Unabhängigkeit vom Partner | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

Angaben zu Ihrer Partnerschaft

Die folgenden Fragen beziehen sich ausschließlich auf die Partnerschaft, für die Sie diesen Fragebogen ausgefüllt haben. Falls Sie von diesem Partner getrennt/geschieden sein sollten, beantworten Sie die Fragen 1. bis 6. bitte so, wie die Situation während Ihres Zusammenseins war.

- Wie lange sind Sie schon mit diesem Partner zusammen?
(Bitte ungefähr in Monaten angeben) Monate
- Wie viel Zeit verbringen Sie in etwa mit ihm pro Woche?
(Bitte die geschätzte Stundenzahl angeben) Stunden
- Leben Sie mit Ihrem Partner zusammen? ☐ ja ☐ nein
- Bestehen sexuelle Kontakte? ☐ ja ☐ nein

5. Sind Sie mit diesem Partner verheiratet? ☐ ja ☐ nein

6. Wie beurteilen Sie die Beziehung zu diesem Partner insgesamt?

- sehr gut ☐
gut ☐
mittelmäßig ☐
schlecht ☐
sehr schlecht ☐

7. Falls Sie inzwischen von diesem Partner getrennt/ geschieden sind: Wie lange schon?
(Bitte ungefähr in Monaten angeben)

Monate

Bitte beachten Sie: Nur wenn Sie auch die persönlichen Angaben richtig und vollständig beantworten, können wir ein sinnvolles Gutachten für Sie erstellen! Wir versichern Ihnen, dass wir alle Ihre Angaben streng vertraulich behandeln. Ihr Name und Ihre Anschrift werden nach Abschluss der Gutachtenerstellung gelöscht.

Persönliche Angaben

Alter (Jahre)

Geschlecht

männlich ☐

weiblich ☐

Familienstand

ledig ☐

verheiratet ☐

geschieden/
getrennt lebend ☐

verwitwet ☐

Berufsausbildung

nicht abgeschlossen ☐

abgeschlossen ☐

(Fach-)Hochschulab-
schluss ☐

derzeitige Tätigkeit

teilzeitbeschäftigt ☐

voll berufstätig ☐

in Ausbildung ☐

Hausfrau/-mann ☐

arbeitslos ☐

im Ruhestand ☐

derzeitige Position

selbstständig ☐

Angest./Beamter (leitend) ☐

Angest./Beamter
(nicht leitend) ☐

Arbeiter ☐

Anzahl der Kinder

Beruf

(Höchster) Schulabschluss

Volks-/Hauptschulab-
schluss ☐

Mittlere Reife ☐

Hochschulreife ☐

Teilnahme-Bedingungen bitte umblättern



BITTE DEUTLICH IN DRUCKSCHRIFT SCHREIBEN:

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ/Wohnort _____

☐ Bitte senden Sie mir das Gutachten per Post zu.

☐ Bitte senden Sie mir das Gutachten per E-Mail an:

E-Mail-Adresse: _____

TEILNAHME

Der Test wird in Zusammenarbeit mit Dr. Christoph von Quast (GEFOB, Gesellschaft für psychologische Forschung und Beratung) durchgeführt. Teilnehmen können alle Leserinnen und Leser von GEO WISSEN. Der Fragebogen kann auch vervielfältigt und als Fotokopie eingesandt werden.

AUSWERTUNG/DATENSCHUTZ

Ihr Fragebogen wird von Mitarbeitern des GEFOB-Instituts sorgfältig ausgewertet. Ihre Daten werden absolut vertraulich behandelt und nicht weitergegeben. Alle personenbezogenen Daten werden nach Abschluss der Aktion vernichtet.

GUTACHTEN/TEILNAHMEGEBÜHR

Sie erhalten etwa drei bis sechs Wochen nach Einsendung Ihres vollständig ausgefüllten Fragebogens ein 15- bis 20-seitiges persönliches Gutachten einschließlich einer grafischen Veranschaulichung der Testergebnisse, in denen Ihnen die Qualität Ihrer Partnerschaft aufgezeigt wird.

GEO-WISSEN-Leser erhalten die Erstellung des Gutachtens zum Sonderpreis von 21 Euro (normal 26 Euro); Abonnenten von GEO und GEO-WISSEN zahlen nur 15 Euro. Unter www.geo.de/Partnerschaftstest kann der Test auch im Internet durchgeführt werden (zum Preis von 18 Euro).

ZAHLUNGSWEISE

☐ Ich zahle per Überweisung und lege einen Einzahlungsbeleg bei.

Überweisungen aus dem Inland:

von Quast, GEFOB

Dresdner Bank München, Konto-Nr. 722 034 019

BLZ 700 800 00 – Stichwort „GEO WISSEN“

Für Überweisungen aus dem Ausland:

IBAN: DE91700800000722034019

SWIFT-BIC: DRES DE FF 701

☐ Ich lege einen Scheck bei.

(Bei Auslandsschecks kommen wegen der hohen Buchungsgebühren 7,50 Euro hinzu.)

☐ Ich zahle per einmaliger Einzugsermächtigung (bei Auslandskonten nicht möglich) und ermächtige die Fa. GEFOB, von Quast, mein Konto für die Gutachten-erstellung einmalig zu belasten mit dem Betrag:

☐ 15 Euro (Abonnenten)

☐ 21 Euro (Nicht-Abonnenten)

Name _____

Kreditinstitut _____

Konto-Nr. _____

BLZ _____

Datum _____

Unterschrift _____

Wenn Sie Abonnent sind, bitte unbedingt Ihre Abo-Nr. eintragen (nur dann können wir den Abonnenten-Preis gewähren):

Abo-Nr.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

... UND AB DIE POST

Legen Sie dem vollständig ausgefüllten Fragebogen dann entweder die Bankeinzugserklärung, den Einzahlungsbeleg oder den Scheck bei und schicken ihn in einem ausreichend frankierten und fest verschlossenen Umschlag an:

GEO WISSEN
Partnerschaftstest
20444 Hamburg



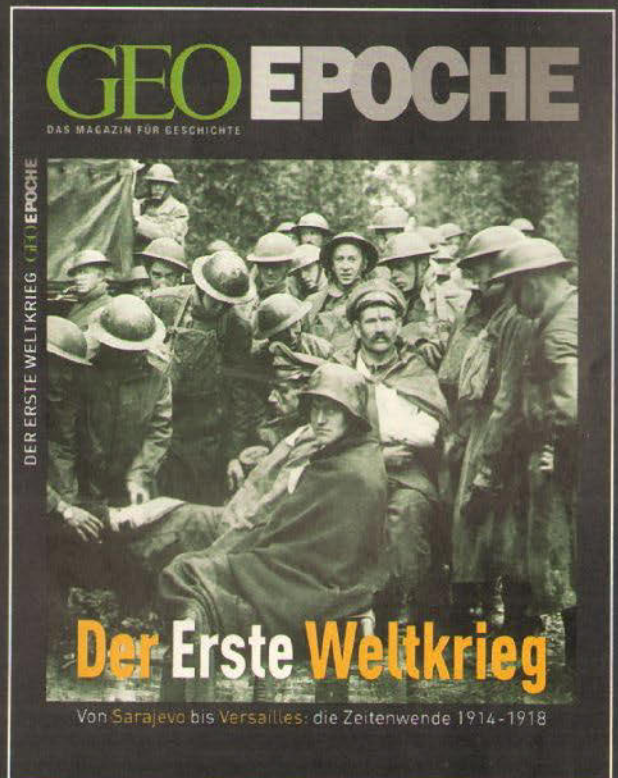
Jetzt im Handel



Ein Schuss – Millionen Tote. Auslöser für das Jahrhundert der Kriege.

In einem abgelegenen Winkel Europas löst ein Attentat den ersten globalen Waffengang aus. Einen Krieg, der die Welt verändert. Der Ursachen für den Zweiten Weltkrieg schafft. Und der bis in die heutige Zeit für Konflikte sorgt. Die große Zeitenwende: jetzt in GEO EPOCHE.

Kollektive



Nomaden der Großstadt lieben das kühle
Ambiente von Internet-Cafés – alt werden möchte
in solch einer Umgebung aber niemand



SINGLES DAS PARADOX DES SCHÖNEN

Was sind sie denn nun, die Alleinstehenden? Selbstverliebte Einzelgänger, die ihr Leben kompromisslos auskosten wollen? Oder tragische Gestalten, einsam, bindungsunfähig? Wie immer, wenn es um Menschen geht, ist die Antwort kompliziert. Die Wissenschaft meint inzwischen: Stabile Beziehungen sucht jeder



SCHEINS

VON ANKE SPARMANN

Singles wird eine bemerkenswerte Fülle von Eigenschaften zugeschrieben: frei, gesellig, lebenslustig, promiskuitiv, einkommensstark seien sie. Aber auch: egoistisch, einsam, verzweifelt, suchend, die Liebe allenfalls als Strohfeuer erfahrend.

Für den Mainzer Soziologie-Professor Stefan Hradil rücken Singles derzeit von der Gewinner- auf die Verliererseite der Gesellschaft – zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung. „Das Leitbild, der Großstadtsingle, in den 1990er Jahren noch Speerspitze der Individualisierung, wird zum ‚Leidbild‘“, sagt Hradil.

Man muss nur einmal das Fernsehgerät einschalten. Es ist noch nicht lange her, da waren Werbespots bevölkert von alleinlebenden, glücklichen Menschen, die aus ihrem Penthouse stolz hinunter auf ihr Cabrio blickten. Inzwischen begegnen einem Singles vor allem als Suchende, die ihrem Traumpartner hinterherhetzen – meist vergeblich. Die Gewinnertypen sind neuerdings jene, die einen Bausparvertrag abgeschlossen haben und am Eigenheim basteln. Die gewandelten Zuschreibungen in der Werbewelt, so Hradil, seien eine Art „gesellschaftliches Frühwarnsystem“.

Doch wer ist eigentlich gemeint, wenn über Singles geredet wird? Etwa all jene, die in Ein-Personen-Haushalten leben? Rund 13 Millionen Menschen sind es nach Angaben des Statistischen Bundesamtes derzeit in

Deutschland. Doch jeder dritte von ihnen hat eine feste Beziehung – lebt aber mit dem Partner nicht im gleichen Haushalt. Und was ist mit den vielen verwitweten Menschen? Zählen sie zu den Singles im engeren Sinne? Sind dies nicht nur Frauen und Männer im mittleren Alter, die – über einen längeren Zeitraum hinweg – ohne festen Partner leben? In dem Fall geht es um gerade noch vier Millionen Menschen, nur etwa fünf Prozent der Bevölkerung.

DER BEGRIFF „SINGLE“ kam in den 1970er Jahren aus den USA nach Deutschland. Und mit dem Begriff zog ein neues Image der Partnerlosigkeit ins Bewusstsein: Das Alleinleben war nicht mehr schicksalhaft, sondern selbst gewählt. Zu einer zunehmenden Vereinzelung hat dies aber nicht geführt. Die Zahl der Singles ist seit Mitte der 1990er Jahre nicht weiter gestiegen. „Wir leben heute wie in der Vergangenheit in einer paarorientierten Gesellschaft“, sagt der Soziologe Norbert Schneider.

Wenn aber eine Zweierbeziehung weiterhin das vorherrschende Lebensmodell ist, heißt dies für Singles: Ihr Lebensstil war und ist die Ausnahme, das Besondere. Zwar durchlebt jeder Mensch Zeiten der Partnerlosigkeit – in der Jugend, im Alter, nach Scheidungen oder Trennungen. Solo zu sein in einer Lebensphase, in der andere zu Paaren zusammenfinden, vielleicht heiraten und Kinder bekommen, wirft die Frage nach dem Warum auf. Einem Erklä-



Der »männliche Frustsingle« ernährt sich falsch, geht bei Krankheiten zu spät zum Arzt – und ist für die meisten Frauen nicht interessant

rungs-, ja sogar Rechtfertigungsdruck sehen sich vor allem alleinlebende Frauen ausgesetzt. Stärker als Männer begleitet sie das Rollenklischee, Partnerin und Mutter werden zu müssen – und scheinbar erst damit eine vollständige Persönlichkeit.

Der Trendforscher Matthias Horx spricht daher von „weiblichen Panik-singles“, die hektisch-verkrampft auf Partnersuche sind und prototypisch in TV-Serien wie „Ally McBeal“ oder „Sex and the City“ verkörpert werden. Dass auch in medialen Zerrbildern eine Portion Wahrheit stecken kann, bestätigen Lebensverlaufsstudien: Single-Frauen haben tatsächlich mehrheitlich eine gute Ausbildung und sind erfolgreich im Job. Eckdaten, an denen auch vage Erklärungsversuche für Partnerlosigkeit anknüpfen. „Beruflich erfolgreiche Frauen finden nicht so leicht einen Lebensgefährten“, sagt Norbert Schneider, „denn wenn es nichts zu versorgen gibt, tun sich Männer immer noch schwer.“

Während die Single-Frau für den Partnermarkt fast überqualifiziert zu sein scheint, trifft dies auf ihr männliches Pendant eher selten zu. Single-Männer sind häufig gering verdienend oder arbeitslos und haben allein deshalb schlechte Karten auf dem Partnermarkt. Horx bezeichnet sie als „männliche Frustsingles“ – eine Schicht von mindergebildeten Männern, für die sich die meisten Frauen nicht interessieren. Diese „New Spinsters“ (Neue

Jungfern) bildeten in Ländern wie Großbritannien bereits eine eigene Schicht, mit speziellen Medien und Macho-Ritualen.

Das Alleinleben wirkt sich bei Männern, statistisch betrachtet, sogar negativ auf die Lebenserwartung aus. Sie sterben zwei, drei Jahre früher als Geschlechtsgenossen in festen Partnerschaften. Besonders Männern, deren Partnerin sich getrennt hat oder gestorben ist, scheint das Alleinsein nicht gut zu bekommen. Sie verfallen häufig dem Alkohol oder erleiden einen Herzinfarkt. Zudem ernähren sich alleinstehende Männer schlechter, gehen bei Krankheiten spät zum Arzt und werden weniger umsorgt.

DIE VORLIEGENDEN DATEN zeichnen allenfalls ein schemenhaftes Bild der Singles in der Gesellschaft. Aber wie ist es um die Psyche der Menschen bestellt? Gibt es so etwas wie eine Single-Persönlichkeit?

Auch die wissenschaftlichen Erkenntnisse über das Seelenleben von

Unter ihnen war niemand, der angab, auf immer alleinbleiben zu wollen. „Das Single-Dasein ist offensichtlich keine auf Dauer angelegte Lebensform, sondern eine Lebensphase“, sagt Beate Küpper. Weder in ihrem Hang zur Romantik noch in dem Wunsch, Kinder zu bekommen, unterscheiden sich Singles nennenswert von den Nicht-Singles, ergab die Untersuchung.

Auffällig war jedoch, dass Singles sich schlechter an jemand anderen binden können. Ein Teil der Befragten war bindungsängstlich. Sie wünschen sich zwar eine Beziehung, haben aber Angst, einen möglichen Partner nahe an sich heranzulassen, aus Furcht, verletzt zu werden – oder sie neigen zum Klammern. Eine andere Gruppe ist eher bindungsvermeidend. Diese Menschen fühlen sich allein durchaus wohl und wollen ungern auf jemand anderen angewiesen sein – was die Sehnsucht nach einem Partner nicht ausschließt.

Zu dem bindungsängstlichen Typus zählen unfreiwillige Singles – Geschiedene und Verwitwete etwa – und sol-

Gleichgültig, ob jemand freiwillig oder unfreiwillig solo lebt –

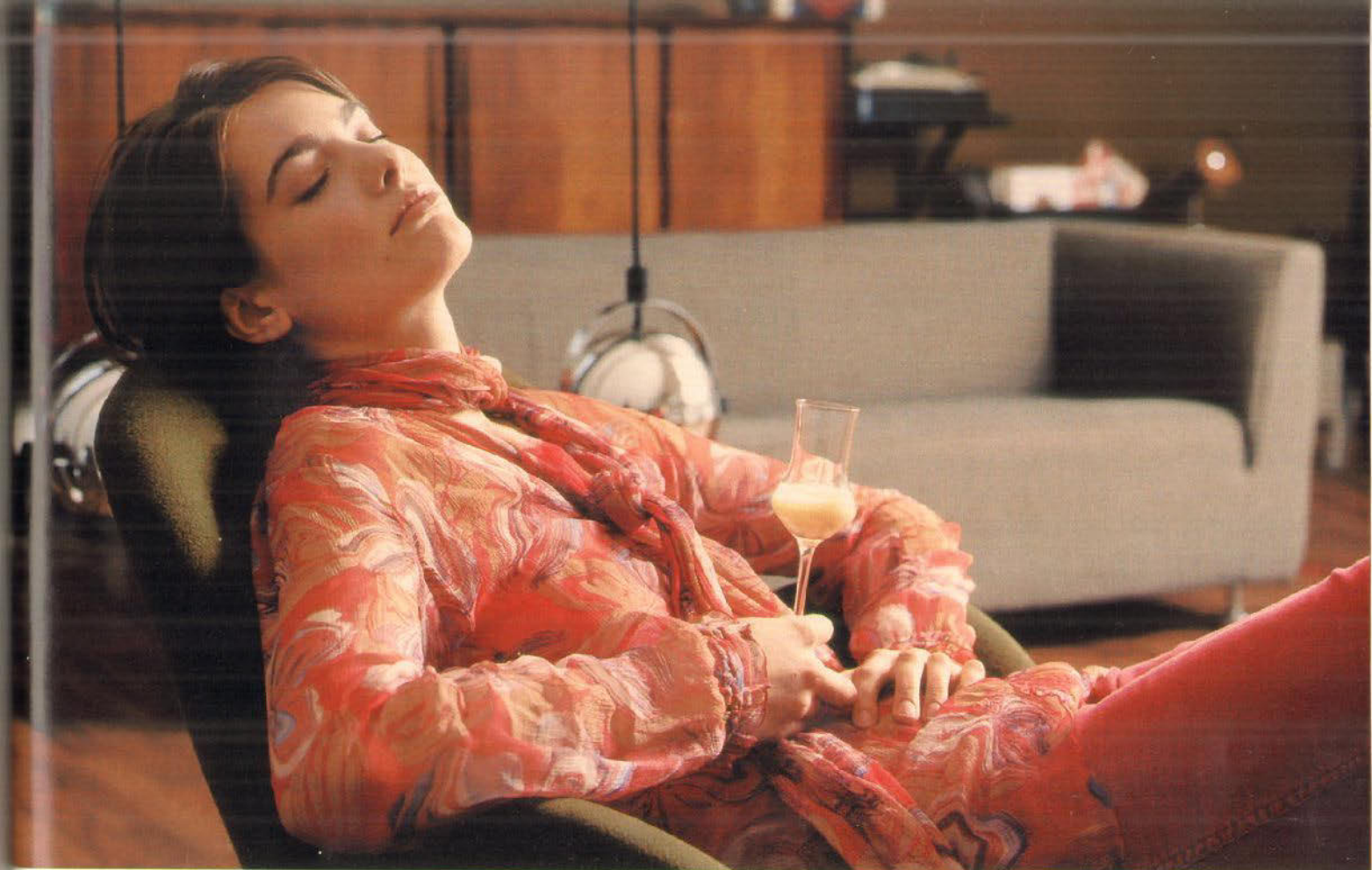
Bindungsprobleme nehmen mit der Dauer des Alleinlebens eher zu

Singles sind merkwürdig mager. So existieren kaum Studien zu alleinlebenden Menschen im beziehungsfähigen Alter. Gründe dafür seien in der amerikanisch geprägten Forschungstradition des Faches zu finden, vermutet die Psychologin Beate Küpper, die an der Universität Bielefeld lehrt. Wissenschaftler in den USA interessierten sich vor allem für Familien- und Partnerschaften.

Die Sozialpsychologin hat für Deutschland ein erstes Bild zum Innenleben von Singles erstellt und dazu untersucht, ob sie sich in ihrem Liebes- und Bindungsvermögen von Menschen in Partnerschaften unterscheiden? Dafür hat Küpper 167 Frauen und Männer mit und ohne Partner im Alter zwischen 21 und 49 Jahren befragt.

che, die von sich aus den Partner verlassen haben und gerne einen neuen hätten. Unter ihnen finden sich auch jene, die am unzufriedensten mit ihrem Leben sind, die angeben, sich oft einsam und isoliert zu fühlen. „Ein Bruch in der Biografie ist schwer zu verarbeiten“, sagt die Psychologin Janine Hertel von der TU Chemnitz. Die Selbstwertschätzung müsse nun aus anderen Quellen gezogen werden als aus der Partnerschaft. Gelingt dies nicht, wird ein Single schnell zur tragischen Figur.

Der bindungsvermeidende Typus ist besonders häufig unter den freiwilligen Singles anzutreffen. Sie sind mit ihrem Leben nicht generell unzufriedener als Menschen in Partnerschaften und verfügen über ein Netzwerk von Freunden. Anders als das Klischee unterstellt,



Selbst wenn das Alleinleben auch unbestritten angenehme Seiten hat, bleibt meist doch der Traum vom Partner

sind es nicht vor allem alleinlebende Frauen, denen es gelingt, Bekanntschaften zu pflegen. Freiwillige Single-Männer haben ebenfalls viele Freunde und häufige Verabredungen.

Für den freiwilligen wie den unfreiwilligen Single scheint das Bindungsproblem mit der Dauer des Alleinlebens allerdings zuzunehmen. Zum einen sinkt mit wachsendem Alter die Zahl möglicher Partner. Zum anderen hadern unfreiwillige Singles mit ihrem Schicksal, leiden am Alleinsein, aber gehen nicht aktiv auf Partnersuche.

Bei den freiwilligen Singles steigen mit der Zeit die Ansprüche, die jemand erfüllen muss, um eine Alternative für das Leben zu bieten, in dem sie sich den eigenen Vorstellungen entsprechend eingerichtet haben. Bei Single-Frauen kommt zuweilen ein Phänomen hinzu, das der französische

Soziologe Jean-Claude Kaufmann „das Paradox des schönen Scheins“ nennt: Sie zeigen sich nach außen hin strahlend, ausgeglichen, perfekt. Irgendwann beherrschen sie diese Rolle so gut, dass sie zu einschüchternd auf Männer wirken, um als Partnerinnen begehrt zu werden.

Wenn tatsächlich der unsichere Bindungsstil eine Erklärung für das Single-Dasein ist – könnte Partnerlosigkeit demnach nicht bereits durch Bindungsstörungen in der Kindheit angelegt sein? Beate Küpper hält das nicht für ausgeschlossen: „Aber der Bindungsstil ist durchaus veränderbar“, sagt sie. „Es ist möglich, dass Singles gerade deshalb bindungsunsicher sind, weil sie keinen festen Partner haben – während Personen in einer stabilen Beziehung einen immer sichereren Bindungsstil ausprägen.“

OB SINGLES KÜNFTIG als Menschen gesehen werden, die den Generationenvertrag nicht erfüllen, oder ob sie gleichberechtigt neben Paaren und Familien stehen, vermag der Soziologe Stefan Hradil nicht vorherzusagen. Das Bild der Singles, glaubt er, könne auch von einem ökonomischen Trend geprägt werden, von der zunehmenden Kluft zwischen Arm und Reich. So könnten auch im Jahr 2020 Gespräche über Singles mit der Frage beginnen: Über wen reden wir eigentlich? Über jene, die sich ein Leben allein finanziell leisten können? Oder über Menschen, die am unteren Rand der Gesellschaft leben, jenseits des Partnermarktes? □



Die GEO-Autorin Anke Sparmann, 40, lebt nach mehrjährigem Single-Dasein wieder in einer festen Beziehung – und ist aus der Großstadt aufs Land gezogen.

**»Ob er mich tagtäglich
ertragen hätte...?«**

Die Ex-Verfassungsrichterin
Jutta Limbach, 70, und ihr Mann Peter, 69,
schwören auf getrenntes Wohnen

DAS GEHEIMNIS LANGER EHEN

Beziehungen, die vier, fünf oder gar sechs Jahrzehnte lang halten, sind dank der höheren Lebenserwartung heute keine Seltenheit. Doch wie können sich Frauen und Männer derart lange ihr Glück bewahren, ohne dass sie ein Fall für den Scheidungsrichter werden? GEO-WISSEN-Autorin Martina Keller hat vier Ehepaare besucht und sich ihre Liebesgeschichten erzählen lassen





ZWEI WOCHEN LANG sind sie nun schon zusammen in ihrer Berliner Wohnung – für Jutta und Peter Limbach eine lange Zeit. In ihren drei Domizilen in Deutschland leben sie meist getrennt voneinander. So ganz freiwillig sind sie diesmal allerdings nicht vereint. Jutta Limbachs Fuß steckt nach einer Operation in Gips. Dadurch ist sie zur Muße gezwungen, ein Zustand, den sie nur begrenzt erträgt, während er ihn seit seiner Pensionierung vor vier Jahren genießt.

Seit über 40 Jahren sind die beiden ein Paar, aber wirklich miteinander verbracht – so ihre eigene Berechnung – haben sie kaum mehr als zehn Jahre. Fast von Beginn an führten sie eine „ambulante Ehe“, wie sie es nennen: Er arbeitete im Bonner Innenministerium und betreute nach Dienstschluss den tagsüber vom Kindermädchen gehüteten Nachwuchs, sie war Hochschullehrerin in Berlin und verbrachte nur verlängerte Wochenenden und die Semesterferien mit der Familie. Über Jahre an einem Ort waren die beiden eigentlich nur, als sie sich kennen lernten. Das war während des gemeinsamen Jura-Studiums Ende der 1950er Jahre in Berlin.

Jutta Limbach, die damals noch Ryn-eck hieß, fiel ihr späterer Mann beim Repetitor auf: „Hinter mir meldete sich wiederholt ein Jüngling zu Wort und hatte eine so wunderschöne Stimme“, sagt sie. „Als ich mich umdrehte, sah ich: Augen, die mich ansprechen, hatte der junge Mann auch.“ Er hingegen erinnert sich an ihre muntere Art, sich an Diskussionen zu beteiligen: „Meine

Frau war gern die Erste, die ihre Meinung äußerte.“

Vornweg war Jutta Limbach auch im Beruf. Nach fast zwei Jahrzehnten als Professorin für Rechtswissenschaft übernahm sie 1989 das Justizressort des rot-grünen Senats in Berlin. 1994 wurde sie als erste Frau an die Spitze des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe berufen, in der Protokoll-Hierarchie die Nummer fünf im Staate.

Dass die Limbachs nicht lange nach der Hochzeit getrennt voneinander lebten, war zunächst keine bewusste Entscheidung. Es ergab sich so, weil sie an verschiedenen Orten eine Stelle fanden. Die Geburt der drei Kinder, jeweils ungeplant, jeweils zum unpassenden Zeitpunkt und dennoch immer willkommen, erschien ihnen kein zwingender Grund, zusammen zu ziehen. Dass er den größeren Teil der Familienarbeit übernahm, lag für sie nahe: „Er war der Ruhigere und Stetigere.“

Im Rückblick bezeichnen sie den getrennten Alltag als Erfolgsgeheimnis ihrer Verbindung. „Eine zu lang andauernde räumliche Nähe ist der Tod einer jeden intimen Beziehung“, sagt Jutta Limbach. Im übrigen sei sie keine ganz einfache Frau: „Ob er mich tagtäglich ertragen hätte...?“ – „Ich glaube nicht“, sagt Peter Limbach.

Was er an ihr schwierig findet, ist ihre Neigung zum exzessiven Arbeiten. „Ich kann nicht stillsitzen. Ich muss immer etwas tun, mich mit irgendwas auseinander setzen“, sagt die 70-Jährige. Zwar hat ihr Mann sie als ehrgeizigen Menschen kennen gelernt und ihren Berufsweg stets unterstützt. Wenn sie allerdings den geplanten Familienurlaub infrage stellte, war bei ihm die Grenze erreicht. Dreimal griff er zum Äußersten – und schrieb ihr einen Brief: „Ich habe ihr klar gemacht, wie wichtig die Sache sei, und dass ich Familiendisziplin erwartete“, sagt er.

Mit Erfolg. „Mir wurde klar, dass ich dabei war, sozial zu verwaahrlosen“, sagt sie. Bei allem beruflichen Engagement – er hatte es im Innenministerium zum Ministerialdirigenten gebracht – waren sich die Limbachs über den Stellenwert der Familie einig. Als die Kinder noch

klein waren, verbrachten die Eltern gemeinsame Abende fast ohne Ausnahme mit dem Nachwuchs. Der Vater kochte, dann wurde stundenlang vorgelesen – ein Fernsehgerät gibt es in der Bonner Familienwohnung bis heute nicht. Sobald die Kinder Rucksäcke tragen konnten, reisten die Limbachs im Sommer für mindestens vier Wochen durch Spanien oder Frankreich, mit Bus, Bahn und Taxi. Ein Auto besaßen sie nie, ebenso wenig ein Haus. „Das sind Plagen, die wir beide nicht kennen gelernt haben“, sagt Jutta Limbach.

Trotz der Trennungen bleiben sie immer eng verbunden. Wenn sie in verschiedenen Städten leben, telefonieren sie täglich. Das berufliche Milieu zu teilen, sei eine günstige Voraussetzung für eine glückliche Ehe, findet Jutta Limbach. Was sie an ihrem Mann besonders liebt, ist ausgerechnet seine Ironie ihr gegenüber: Er rückt die Relationen zu recht, wenn sie die Berufswelt mal wieder zu wichtig nimmt.

Der 69-Jährige hätte mitunter gern mehr von ihr, gibt er zu. Wenn sie ihr Ehrenamt als Präsidentin des Goethe-Instituts in München mal wieder wie einen Vollzeit-Job betreibt, verweist er warnend auf die Geschichte des Sexualforscher-Ehepaars William Masters und Virginia Johnson: Die beiden trennten sich nach über 30 Jahren Ehe im Rentenalter, weil sie ein anderes Leben wollte, während er weitermachte wie bisher.

Nach Ablauf ihrer Amtszeit wollen die Limbachs den Lebensmittelpunkt vielleicht nach Berlin verlagern. Für diesen Fall denken sie allerdings an zwei Wohnungen, mit mindestens 30 Kilometer Abstand dazwischen. Keine Sehnsucht, endlich mal zusammenzuwohnen? „Ich bitte Sie“, sagt Peter Limbach, „wir sind 35 Jahre getrennt gewesen. Hätten Sie da keine Angst, plötzlich zusammenzuziehen?“

ALS MONIKA KOCH ihren späteren Mann Jürgen Brocks kennen lernte, war sie zwölf und er 17. Sie trafen sich in einem Erholungsheim im Teutoburger Wald, während eines Ferienaufenthalts. Seine Familie war aus Kiel angereist,

»Der eine ist ohne den anderen nichts«

Monika Brocks, 59, und
Jürgen Brocks, 64, fühlen sich wie
zusammengewachsen





**»Wir haben gelernt,
Probleme vor Gott zu bringen«**

Ihr gemeinsamer Glaube hat
Günther, 75, und Angelica Holst, 73, durch
bewegte Zeiten geholfen



ihre aus Bochum. Die Fotos von damals, von Jürgen Brocks per Selbstauslöser geschossen, zeigen Jugendliche beim Karten spielen. Monika ist das einzige Mädchen, ein hübsches Kind mit Kurzharschnitt. Jürgen trug Tolle und sah ein bisschen aus wie James Dean.

Nach dem Urlaub schickte er ihr die Fotos und schlug vor, in Briefkontakt zu bleiben. Sie war stolz, einen so großen Brieffreund zu haben. Zwei Jahre schrieben sie einander nur, dann kam er erstmals zu Besuch. Schließlich fuhr er die 400 Kilometer von Kiel nach Bochum alle 14 Tage. Als sie 1965 heirateten, acht Jahre nach ihrer ersten Begegnung, hatte er eine Strecke zurückgelegt, die ihn auch viermal um die Welt geführt hätte.

Nach der Annäherung aus der Ferne sind die beiden buchstäblich nicht mehr auseinander gegangen. Fast 40 Jahre sind sie mittlerweile verheiratet und haben – bis auf Krankenhausaufenthalte – beinahe jeden Tag miteinander verbracht. Sie sind in ihrer Freizeit zusammen gesegelt, haben nur gemeinsame Freunde und ein Vierteljahrhundert auch am gleichen Arbeitsplatz gearbeitet: Der Feinmechanikermeister Jürgen Brocks besaß ein Unternehmen für Kunststoffverarbeitung. Die Steuergehilfin Monika kümmerte sich, nach einigen Jahren als Hausfrau, um die Buchhaltung der Firma.

Ernsthafte Krisen haben sie bislang nicht miteinander erlebt, schwierige Zeiten schon. Im Alltag mussten sie erst zueinander finden. Sie war es gewohnt, bei Streitigkeiten zu „muckschen“, wie sie das nennt: Sie sprach einfach nicht mehr mit ihm, mehrere Tage lang. Er, obwohl kein Mann der vielen Worte, hat das nie lange ausgehalten und das Gespräch wieder angeknüpft.

Auseinandersetzungen gab es auch um die Erziehung des einzigen Sohnes. Sie hatte zwei Fehlgeburten hinter sich, bevor sie ihn zur Welt brachte, und war dem Kind gegenüber nachgiebig, verwöhnte es auch während der Schulzeit sehr. Er wünschte sich mehr Konsequenz, war aber die meiste Zeit in der Firma und konnte sich nicht durchsetzen. Doch statt sich in Konflikten über

unterschiedliche Erziehungsstile aufzureiben, holten sie sich Unterstützung bei einer Erziehungsberatungsstelle. „Wir haben zusammengearbeitet, weil wir wussten: Alleine schaffen wir das nicht“, sagt Monika Brocks.

Was sie eint, ist das Gefühl, zueinander zu gehören. Keiner von beiden hat das je infrage gestellt. Als ihre Tochter im achten Monat tot zur Welt kam, redete Monika Brocks fast jeden Abend darüber, viele Monate lang. Da waren keine Freundinnen an ihrer Seite, war keine Mutter oder Schwester, sondern er: „Jürgen hat nie gesagt, jetzt hör endlich auf, es ist genug.“ Sie wiederum fing ihn auf, als er, der Halbweise, von seinem Onkel enttäuscht wurde, der sein Kompagnon und Vaterersatz war.

Meinungsverschiedenheiten sind bei den Brocks im Laufe der Jahrzehnte selten geworden. „Man wird sich mit den Jahren ähnlicher“, sagt sie. „Kaum erzählt er etwas, denke ich, das habe ich gerade auch gedacht.“ Ein Leben ohne den Anderen ist für beide nicht vorstellbar. „Wir sind wie zusammengewachsen“, sagt Jürgen Brocks. „Der eine ist ohne den anderen nichts“, sagt seine Frau. Als ihre Mutter erkrankte und Hilfe brauchte, musste Monika Brocks sich regelrecht überwinden, ohne ihren Mann für eine Woche in die Heimatstadt zu fahren.

Der Gedanke, einer von ihnen könnte einmal nicht mehr für den anderen da sein, ist für beide bedrohlich. Monika Brocks hat für den Fall schon vorausgedacht: „Wenn ich vor Jürgen sterbe, soll er sich eine neue Partnerin suchen. Er ist kein Typ, der gut allein sein kann.“

ES IST RUHIG geworden im Leben von Günther und Angelica Holst – verglichen mit früher jedenfalls. In ihrer 110-Quadratmeter-Wohnung leben außer ihnen nur noch zwei Studenten, einer aus Deutschland und ein vierteljährlich wechselnder Berufspraktikant aus Osteuropa, mal aus Ungarn, mal aus Estland, Lettland, Litauen, Bulgarien oder Rumänien. Pateneltern sind sie kürzlich auch noch geworden, für

die Tochter eines Flugzeugingenieurs aus der ehemaligen Sowjetunion, der einmal bei ihnen gewohnt hat.

Es gab Zeiten, da waren sie mindestens doppelt so viele: neben den Eltern vier leibliche Kinder, ein Adoptivkind und wechselnde Gaststudenten. Außerdem war das Ehepaar Holst beim Bezirksamt des Hamburger Stadtteils Bergedorf als „Feuerwehr“ bekannt, nahm mehrmals Pflegekinder für einige Wochen in seiner Mietwohnung auf.

Schon in den 1950er Jahren, als sie mit ihren damals zwei Kindern in einer Zweizimmerwohnung lebten, hatten Angelica und Günther Holst für vier Jahre ein Mädchen aus der Verwandtschaft bei sich, das in der Schule nicht zurechtgekommen war. Um die Enge erträglich zu machen, beauftragte Günther Holst einen Schreiner: Der baute einen flachen Schrank, auf dem das Kind schlafen konnte. „Wir hatten eben immer ein Haus der offenen Tür“, sagt Angelica Holst, „das ist Teil unseres Familienlebens.“

Zu ihrem Leben als Christen passt es auch. Aufgewachsen sind sie in einer unabhängigen evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde, der sie noch heute angehören. Ihr Vater war Pastor, seiner Tischler, und sie kannten sich von klein auf aus dem Gottesdienst und der Kinderbibelstunde. Das Jahr 1943, sie war damals 13, ist Angelica Holst in besonderer Erinnerung: „Er wurde 15 und lud mich zum Geburtstag in seine Familie ein – da fing ich an, mich für ihn zu interessieren.“

Zunächst aber wurden die beiden getrennt. Er musste mit einer Gruppe von Halbwüchsigen Verschüttete ausgraben, kam dann zum Arbeitsdienst und wurde kurz vor Kriegsende noch Soldat. Erst 1945 trafen sie sich wieder, da lag ihre Kirche in Trümmern und sollte wieder aufgebaut werden. Die Jugendlichen halfen, den Schutt beiseite zu räumen, sammelten Steine und hielten Nachtwache an der Baustelle. Der Jugendkreis der Gemeinde löste sich am Ende in Paare auf.

Auch sie und Günther Holst kamen sich näher. Wenn die Gemeinde sonntags mit dem Vorortzug zum Gottes-

dienst in die Vier- und Marschlande südöstlich von Hamburg fuhr, nutzten sie jede Gelegenheit, um im Abteil miteinander allein zu sein.

Waren sie damals richtig verliebt? „Ja“, sagt sie und wendet sich an ihn: „Warst du das?“ – „Habe ich vergessen“, knurrt er. „Doch!“, sagt sie. „Warst du!“ Reibung und bisweilen heftiger Krach sind den Eheleuten Holst nicht unbekannt, früher flogen auch mal die Tassen. Beide sind temperamentvoll, beide sind laut. An Trennung dachten sie trotz des gelegentlichen Streits nie, die gemeinsame Religiosität war ihr Fundament. „Wir haben von unseren Eltern gelernt, Probleme ins Gebet und vor Gott zu bringen“, sagt Angelica Holst. „Da staunt man, wie sich manches glättet.“

Das Familienleben war auch ohne Auseinandersetzungen turbulent. Günther Holst, von Beruf technischer Kaufmann, fotografiert leidenschaftlich und organisierte jahrelang einen familieninternen Fotowettbewerb, zu dem selbst die erwachsenen Kinder noch anreisten. Sie, gelernte Hauswirtschafterin, lud einmal in der Woche Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft zu Bibelstunden ein, mit Vorlesen, Singen und Beten.

Die eigenen Kinder entdeckten schon früh die Welt und brachten viele Freunde mit nach Hause. „Dafür haben wir uns Zeit genommen“, sagt Angelica Holst, „das erweitert den Horizont.“ Später reisten sie auf den Spuren ihrer Kinder mehrfach nach Israel, wo zwei Töchter zeitweise im Kibbuz lebten; sie besuchten ihre Zweitjüngste in Dubai, wo deren irakischer Ehemann ein Engagement als Musiker hatte; sie durchquerten die USA mit einem ehemaligen Gaststudenten, der mittlerweile Priester in Cincinnati ist und mit ihnen schon mehrere Urlaube auf Amrum verbrachte.

Als Günther Holst 1991 in Rente ging, hatte seine Frau schon lange vorher für ein erfülltes Rentnerleben gebetet. Es scheint geholfen zu haben. Sie haben für sich die richtige Mischung aus Nähe und Distanz gefunden. Er, mittlerweile 75, verbringt viel Zeit im

Schreibergarten und kümmert sich um Reparaturen in der Wohnung oder bei den Kindern. Sie gibt mit 73 Jahren noch Klavierunterricht, organisiert Bibelstunden für Kinder im Hamburger Marienkrankenhaus und verabredet sich mit Freundinnen.

Beide genießen aber auch die Zeit zu zweit, etwa die tägliche Teestunde, zu der sie ihm vorliest. Gemeinsam engagieren sie sich in der Gemeinde – er als Küster, sie als Organistin, beide in einem Hausbibelkreis. Und weil sie Hunde mögen, nehmen sie Tiere anderer Hundehalter in Pension, wenn die Besitzer in Urlaub fahren.

Still wird es bei den Eheleuten Holst also nie. Zumal sie die Anregungen durch Menschen anderer Kulturen schätzen – und mit ihren Gästen die Küche und das Bad teilen. Über die Reaktionen im Bekanntenkreis wundern sie sich anhaltend. „Das ist eine grauenhafte Vorstellung für viele, auch junge Menschen“, sagt Günther Holst. „Bloß keine Fremden in der Wohnung!“

KLAUS UND ERIKA BREUSTEDT kannten einander nur oberflächlich, als sie 1947 in der Kleinstadt Wernigerode heirateten. Er war damals 30 Jahre und fast schon „ein Hagestolz“, wie seine Frau sagt. Zwar hatte er vor ihr andere Freundinnen, aber als Soldat hatte er sich während des Krieges nicht binden mögen.

Nun wurde es nach damaligen Maßstäben Zeit für ihn. Und auch wenn die beiden nicht viel voneinander wussten, so kannten sie doch die Familienverhältnisse des anderen und Menschen, die beiden etwas bedeuteten: Ihr Vater war sein Lateinlehrer und hatte ihn als klugen Schüler des öfteren zu Hause erwähnt, was bei ihr Eindruck machte. Und Klaus Breusteds jüngerer Bruder war mit Erika Steinmüllers bester Freundin liiert.

Auf deren Verlobungsfeier funkte es zwischen Erika und Klaus. Er nahm auf dem Nachhauseweg ihre Hand, und sie fand den sieben Jahre älteren Mann auf einmal gar nicht mehr so

Fairness und Optimismus sind gefragt

Alte Ehepaare werden mit den Jahren nicht unbedingt glücklicher. Zwar glaubten Psychologen lange, dass es in der typischen Ehe nach einer Talfahrt in den ersten Jahren wieder langsam aufwärts gehe. Doch neue Studien widerlegen diese Sicht. Während der Jahrzehnte erodiert der Bund fürs Leben oft weiter.

Gibt es sie tatsächlich, die langen, glücklichen Ehen und Partnerschaften? Und was ist deren Geheimnis? Wer, wie Forscher der Universität München, die Eheleute befragt, bekommt zu hören: Toleranz, Vertrauen, Liebe, gemeinsame Interessen, Treue. Doch die 1326 Eheleute, die im Durchschnitt 27 Ehejahre miteinander verbracht hatten, priesen immer wieder unterschiedliche Tugenden. Selbst beim häufigst genannten Aspekt – „den anderen so nehmen, wie er ist“ – stimmte nur ein Drittel der Befragten überein.

Die Wissenschaftler um Psychologieprofessor Klaus Schneewind wollten aber herausfinden, welche Merkmale bei den glücklichen Paaren tatsächlich häufiger anzutreffen sind als bei den unglücklichen. Einer ähnlichen Fragestellung gingen Professor Jochen Brandtstädter von der Universität Trier und Georg Felser von der Hochschule Harz nach. Für ihr vom Bundesfamilienministerium gefördertes Projekt „Entwicklung und

Stabilität in Partnerschaften“ (ESP) verfolgten sie über 14 Jahre das Schicksal von 408 Ehepaaren.

Übereinstimmendes Ergebnis ihrer Untersuchungen: Die äußeren Umstände spielen für das Glück keine große Rolle. Ob reich oder arm, Hauptschulabgänger oder Hochschulabsolventin – der Ehesegen hängt nicht davon ab. Es hat auch keinen bedeutenden Einfluss, ob eine große Wohnung den Partnern Rückzugsmöglichkeiten bietet oder wie sehr der Beruf belastet.

Eine weitere Überraschung hält die Münchner

tinnen auf den Fotos im Jahrbuch ihres College fröhliche Gesichter zur Schau trugen oder nicht. Etwa 30 Jahre nach den Aufnahmen führten die Frohnaturen meist glücklichere Ehen als die anderen Frauen. Neben einem optimistischen Naturell hilft offenbar ebenso die Fähigkeit sich an den Anderen anpassen und von Zielen lösen zu können, wenn sie in der Partnerschaft nur schwer zu verwirklichen sind.

Größeren Einfluss auf das Eheglück als all diese Startbedingungen hat aber, wie die Partner in der Beziehung miteinander umgehen. Be-

jedoch seltener ein: Verheiratete in Deutschland sehen sich meist als benachteiligt in ihrer Ehe an. Das gilt besonders für Frauen. Männer sollten die Ungerechtigkeit dann wenigstens eingestehen, legt die ESP-Studie nahe, denn Leugnen strapaziert die Beziehung zusätzlich.

Und wo bleibt bei all dem die Liebe? Auch sie entscheidet über das Eheglück mit, doch es muss die richtige Art der Liebe sein. Welche für das Glück alter Ehepaare wichtig ist, zeigte Helga Hammerschmidt in ihrer Dissertation an der Universität München. Sie untersuchte

Ob reich oder arm – von äußerlichen Umständen hängt dauerhaftes Eheglück nicht ab

Studie für die vielen Psychotherapeuten bereit, die Eheschwierigkeiten vorzugsweise den Elternhäusern der Partner anlasten. Ob dort ein strenges oder laxes Regime herrschte, eine enge oder lockere Beziehung zu Vater und Mutter bestand, erwies sich als allenfalls mäßig wichtig.

Dennoch ist über einen Teil des Eheglücks bereits entschieden, bevor die Brautleute sich begegnen. Vor allem die Persönlichkeitsmerkmale der Partner sind laut der Münchner Studie ein wichtiger Faktor. Ausländische Arbeiten unterstreichen dies, etwa eine Studie der University of California in Berkeley. Psychologen analysierten, ob Studen-

ders wichtig ist die gegenseitige Fairness – in der ESP-Studie steht sie vor allem anderen. Zur Fairness zählt auch die gerechte Aufteilung der Hausarbeit: Weil die Männer sich heutzutage daheim nützlicher machen, ist das Glück der Frauen gestiegen, so das Ergebnis eines Vergleichs über 20 Jahre, den die amerikanischen Beziehungsexperten Paul Amato und Alan Booth 2003 veröffentlichten. Die Männer litten zwar etwas unter diesem Trend, würden sich aber noch daran gewöhnen, glaubt Soziologieprofessor Booth.

Ehepartner sind mit ihrer Beziehung sogar dann unzufrieden, wenn sie sich als unfair bevorzugt betrachten, so die ESP-Studie. Der Fall tritt

die Liebesstile von 167 älteren Paaren, die mindestens 15 Jahre verheiratet waren.

Zufriedener mit der Ehe als andere sind sowohl Männer als auch Frauen, wenn sie einem von zwei Liebestilen zuneigen: Eros, der romantischen, sexuellen Liebe, oder Agape, der durch Selbstlosigkeit und Pflichterfüllung bestimmten Liebe. Frauen schätzen sich glücklicher, wenn ihr Partner nicht dem Liebestil Ludus zuneigt – der spielerischen, herausfordernden, nicht bindungsbereiten Art von Liebe. Diese spaßbetonte Liebe ist bei Männern als einzige stärker ausgeprägt als bei Frauen – aber auch beim Mann senkt sie die Freude in der Ehe. *Jochen Paulus*



»Warum ich dich gern habe? Weil du da bist«

Nach fast sechs Jahrzehnten Ehe
ist für Erika, 80, und Klaus Breustedt, 87, die Liebe
zueinander bedingungslos

spröde. Sie verliebten sich, begannen einander zu schreiben, und bald fragte er sie, ob sie „Marlis Schwägerin“ werden wolle. „Hinterher fanden wir, dass es ein Risiko war, weil wir uns kaum kannten“, sagt Klaus Breustedt. „Aber unsere Milieus waren ähnlich, das schafft ein Gefühl von Zusammengehörigkeit.“

Es war also nicht schicksalhafte Liebe, die Klaus und Erika Breustedt zusammenbrachte. Wenn sie von ihrer Anfangszeit erzählen, klingt es, als sei ihre Verbindung vor allem naheliegend gewesen, vielleicht ein wenig wie bei arrangierten Ehen, die, wie man weiß, manchmal nicht die schlechtesten sind. Eine Portion Glück war auch dabei, denn wie gut sie harmonierten, stellte sich erst im Laufe der Zeit heraus: Beide gingen gern ins Konzert, ins Theater und Museum, beide liebten es, im Urlaub zu wandern oder auf Bus-touren Europa zu entdecken. Beide legten Wert auf gemeinsame Freunde.

Und während andere Paare durch Nachwuchs an ihre Grenzen kommen, galten ihnen die Tochter und der Sohn als „ein wesentlicher Kitt für die Ehe“, wie Klaus Breustedt sagt: „Die gemeinsame Liebe und Sorge schweißen zusammen.“ Das galt auch für jene Jahre, als ihre Tochter sich in der 68er-Bewegung engagierte und zeitweilig vom Berufsverbot betroffen war, gegen das sie sich schließlich erfolgreich zur Wehr setzte.

Der größte Einschnitt in ihrem Leben war der Weggang aus Wernigerode in den Westen. 1957 war das, vier Jahre vor dem Bau der Mauer. Er hatte die Entwicklung kommen sehen. Doch der Neuanfang in Westdeutschland fiel ihm schwer, weil er zunächst, getrennt von der Familie, beim Autohersteller Borgward in Bremen arbeitete. Sie lebte mit den Kindern in Essen, bei Schwager und Schwägerin. Als er sich einsam fühlte und an der gemeinsamen Entscheidung zweifelte, ermunterte sie ihn zum Durchhalten.

Das zeichnet die Breustedts aus: Sie sind beweglich und wagen gemeinsam Neues. Selbst mit mehr als 70 Jahren trauten sie sich noch einen Stadtwech-

sel zu. Um ihren Kindern und Enkeln näher zu sein, zogen sie von Salzgit-ter nach Hamburg. Die unbekannte Umgebung haben sie sich systematisch erschlossen, mit Kulturführer und Stadtplan.

Krisen, Streitigkeiten, Konflikte? Die Breustedts müssen lange nachdenken, bevor ihnen etwas einfällt: „Autofahren war ein Grund, sich zu krachen“, sagt er schließlich, vor allem beim Parken konnte seine Frau es ihm nie recht machen. „Klaus muss alles aufheben und kann nichts wegwerfen“, sagt sie. Aber das seien Lappalien, finden beide, und der richtige Umgang mit solchen Spannungen war auch eine Voraussetzung für das Glück zu zweit: „Wenn man sich kracht, dann sollte man abends versöhnt ins Bett gehen.“

Die Breustedts sind ein eingespieltes Team, gleich lebhaft, gleich selbstbe-wusst, mit einer ähnlichen Sicht auf die Dinge – mal führt er ihren Satz fort, mal sie seinen. Seit beide nicht mehr arbeiten – er war zuletzt leiten-der Angestellter im Hüttenwerk Salz-gitter, sie Apothekerin –, verbringen sie ihren Alltag meist gemeinsam. „Ei-gentlich kleben wir nicht aneinander“, sagt er. „Andererseits, je älter man wird, und wenn die Kinder nicht mehr da sind, klebt man doch.“

57 Jahre sind sie mittlerweile verhei-ratet, und ihre Verbindung, so empfin-den es beide, ist im Laufe der Jahre immer tiefer geworden. Dies auszu-drücken, fällt ihm nicht leicht. „War-um ich dich gern habe?“ Klaus Breu-stedt sucht sichtlich nach Worten, während seine Frau ihn erwartungs-voll anschaut. Schließlich sagt er: „Weil du da bist.“ □



Martina Keller, 44, arbeitet als freie Journalistin in Hamburg. Aus den Ge-sprächen für diesen Beitrag hat sie gelernt, dass jedes Paar offenbar sein ganz eigenes Geheimnis braucht, um glück-lich alt zu werden.



Der Hamburger Fotograf **Walter Schels, 68,** ist bekannt für sensible Menschen- und Tierporträts. Hauptschwierigkeit dieser Arbeit war – man ahnt es –, das Ehepaar Limbach ge-meinsam vor die Kamera zu bekommen.

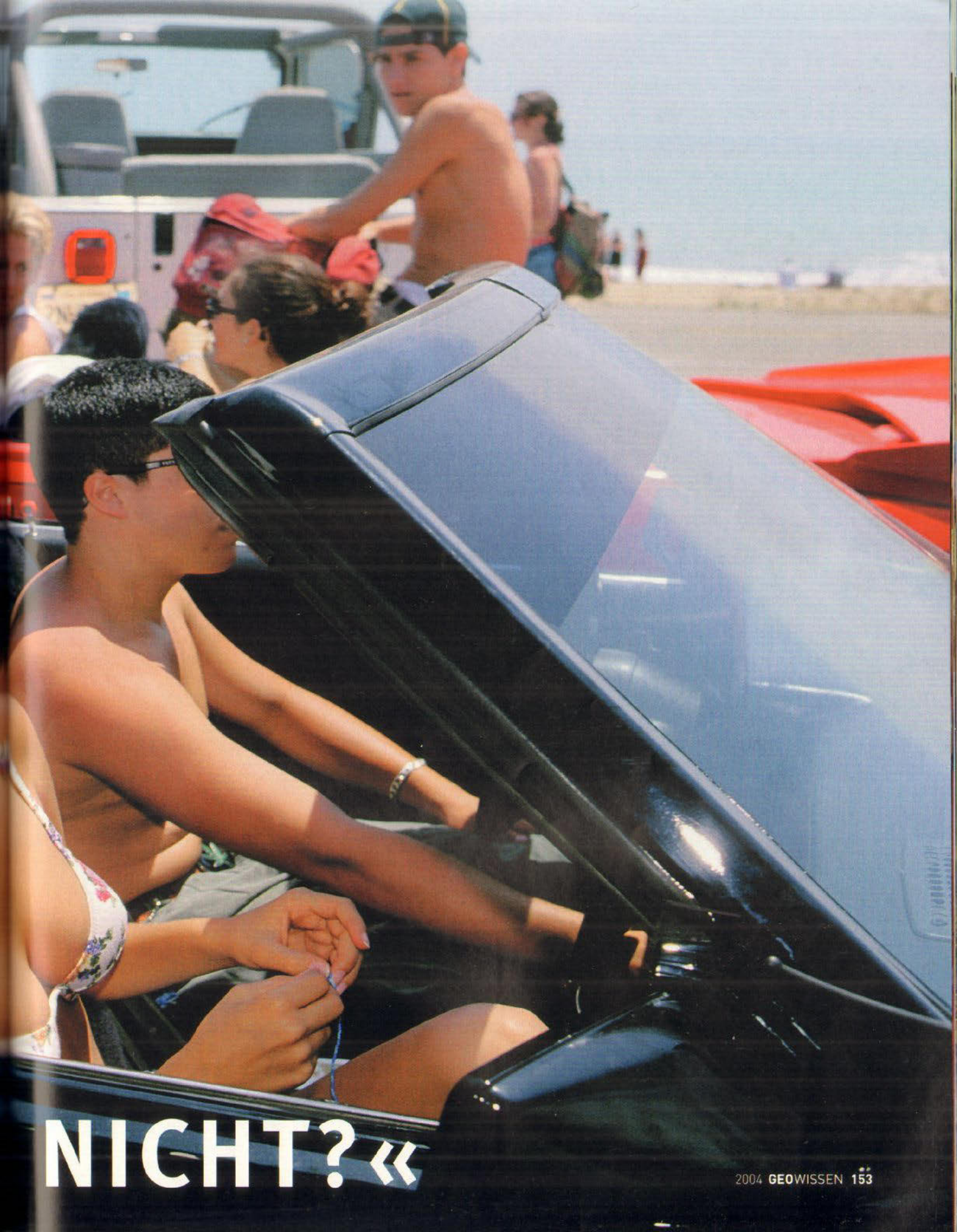
Immer schön cool bleiben.
Im Cabrio eine Promenade
am Strand von Los Angeles
auf und ab, sehen und
gesehen werden, zeigen,
was man hat – gewandelte
Rituale mit dem gleichen
alten Kern: Beziehungssuche



BEZIEHUNGSRITUALE

Vom Minnesang zum Mail-Kontakt: Das umständliche Liebeswerben alter Zeit ist passé. Befreit von häuslicher Überwachung, gehen junge Männer und Frauen unbeschwert miteinander um. Doch der Kampf um Aufmerksamkeit ist hart – und manchmal erfolglos

»KENNEN WIR UNS



NICHT? «

Tim hat eine feste Freundin, zum ersten Mal in seinem Leben. Er ist 17. Tim hatte schon einmal einem Mädchen nach dem Training am Rand des Fußballplatzes die Hand gehalten und es später scheu geküsst. Aber diesmal ist es ihm ernst. Denn Tim hat Lena mit nach Hause gebracht und dem Vater im Wohnzimmer vorgestellt. „Dasislena“, hat er in Richtung Teppich genuschelt. Das Mädchen zeigte kaum ihr blasses Gesicht zwischen den langen schwarzen Haaren; es sonderte etwas ab, das nach „Hai“ klang – und gleich darauf waren sie in Tims Zimmer verschwunden.

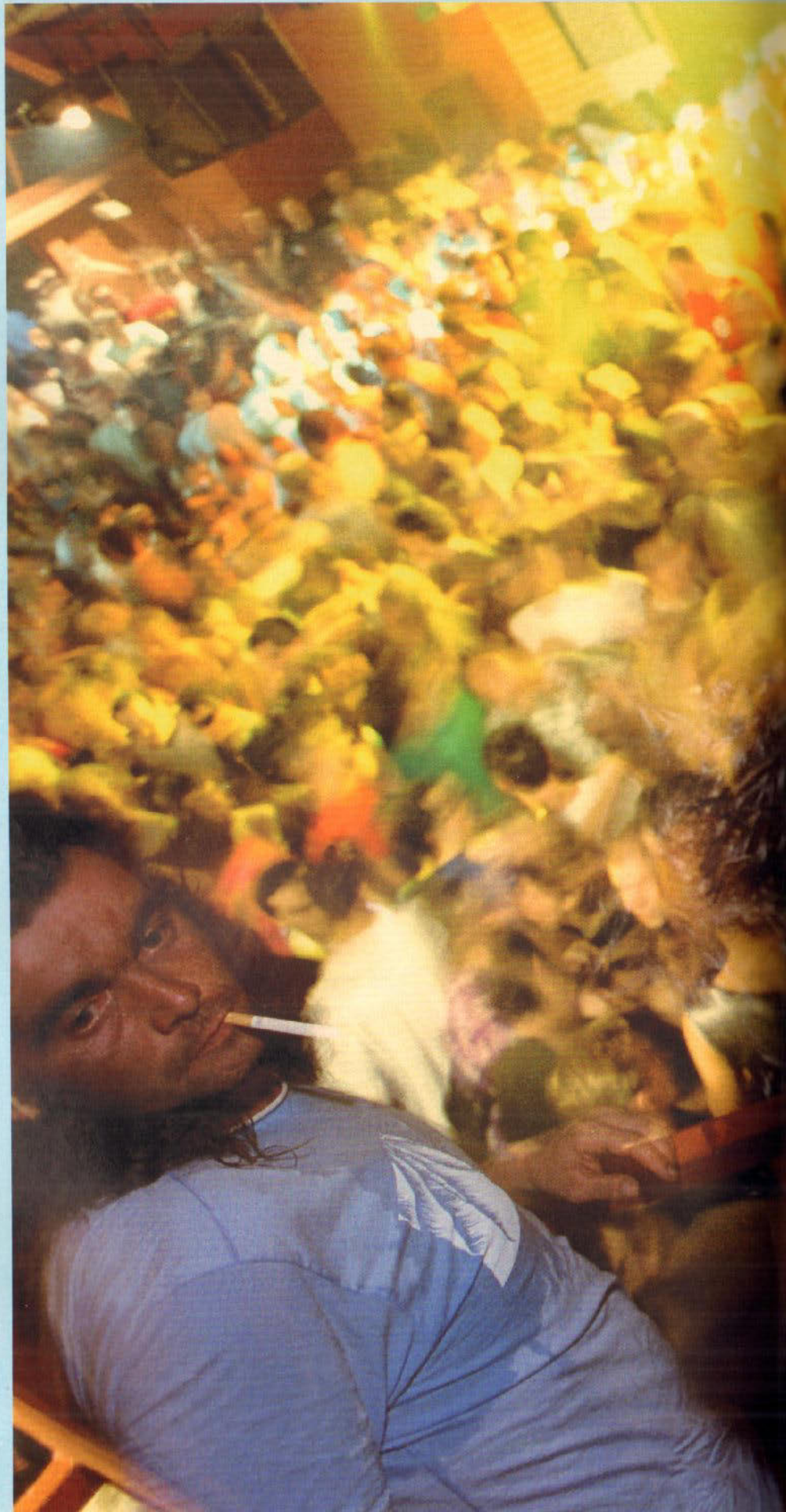
Was machen die da? Tims Vater, Walter Krohn*, brachte es nicht fertig, nachzusehen. Aber am nächsten Tag hat der Vater, er ist 50 Jahre alt, das Gespräch gesucht. „Peinlich“ fand Tim das.

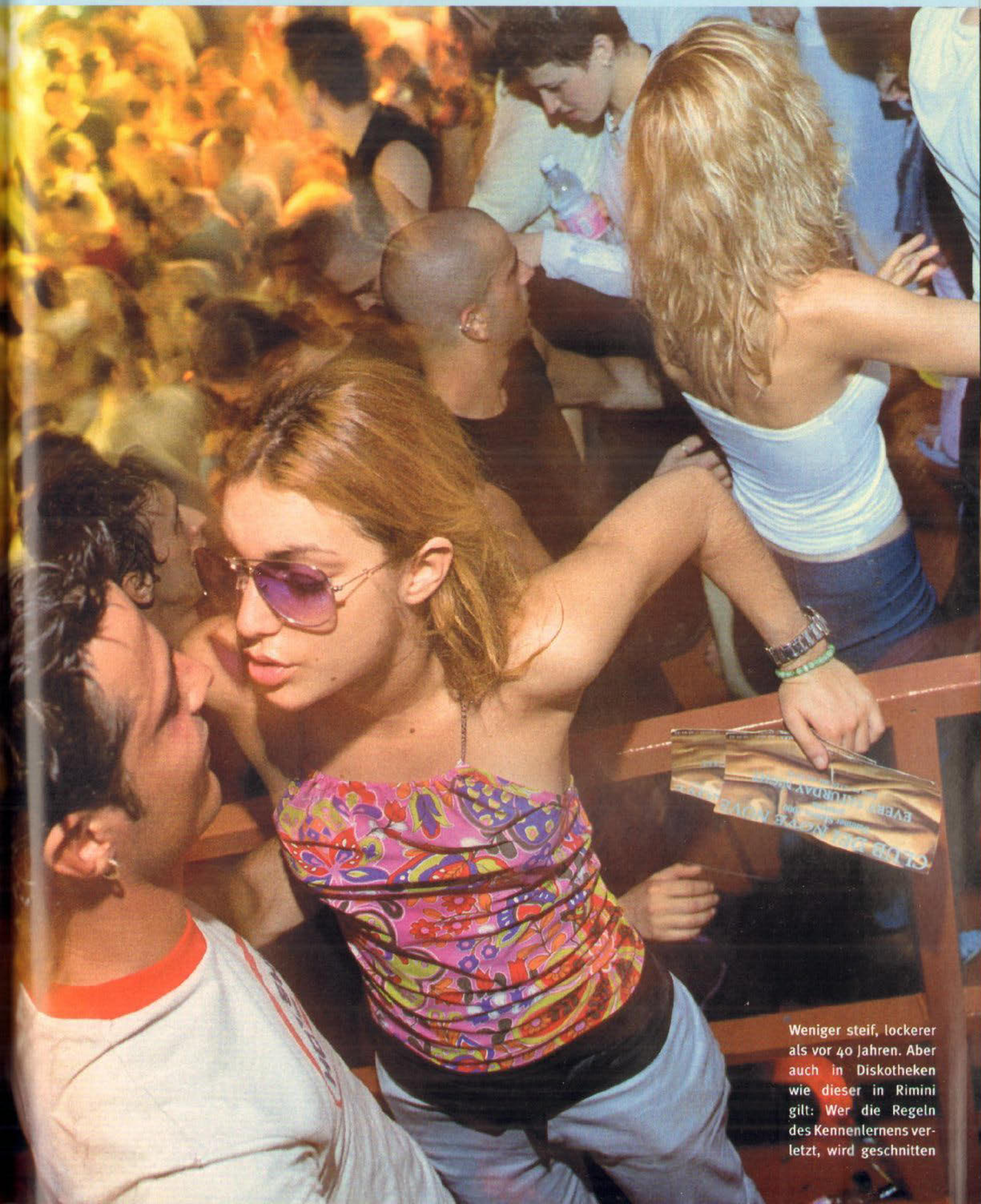
Aber erzählt hat er trotzdem: „Jaaa, nix Besonderes. Die Lena geht in die Parallelklasse. Sie ist 16. Sie hat mich zum Eis eingeladen vor zwei Wochen. Sie wollte die Matheaufgaben mit mir besprechen. Gestern war ich bei ihr daheim; die Eltern sind nie da. Ich hab gar nichts gemacht; ich hätt mich nicht getraut, sie anzusprechen. Aber ich hab mich oft in ihrer Nähe aufgehalten, damit sie es tut. Sie weiß ja, dass ich in Mathe gut bin.“

* Name geändert



»Darf ich bitten?« In den Tanzschulen der 1960er Jahre wurde höfliches Benehmen geübt; die Damen sahen es mit Vergnügen





Weniger steif, lockerer
als vor 40 Jahren. Aber
auch in Diskotheken
wie dieser in Rimini
gilt: Wer die Regeln
des Kennenlernens ver-
letzt, wird geschnitten

TIM IST, WIE ALLE jungen und weniger jungen Männer, vermutlich nicht Herr des Verfahrens, wenn es ums Kennenlernen geht. Evolutionsbiologen und Verhaltensforscher glauben zu wissen, dass Beziehungen, ihre Anbahnung und Gestaltung anthropologischen Konstanten unterliegen.

Wenn die Geschlechter aufeinander treffen, „spielt im Hintergrund die Biologie ihr listiges Spiel“, sagt Karl Grammer, im deutschen Sprachraum einer der renommiertesten Erforscher der Partnerschaft und Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Stadtethologie in Wien. „Die äußeren Bedingungen für die Partnerwahl haben sich seit der Urzeit zwar gewandelt, aber es finden nach wie vor die gleichen sexuellen Strategien mit unverminderter Heftigkeit Anwendung.“

Dass Tim seine Partnerin nicht aktiv ausgesucht hat, entspricht den Erkenntnissen der Verhaltensforscher. „Wir Männer glauben zwar, wir hielten das Heft in der Hand“, sagt Grammer, „doch in Wirklichkeit steuern Frauen das Verhalten der Männer, und zwar durch Gestik und Mimik.“ Durch das Heben der Augenbrauen und lautes Lachen zum Beispiel. Sobald eine Frau ihr erotisches Interesse bekundet hat, versucht der Mann sie durch Reden zu beeindrucken.



Beziehungskiste auf vier Rädern: Eine eigene Wohnung hatten junge Leute in den 1950er Jahren meist nicht – doch Papas Auto bot Platz für ein Date



Öffentlichkeit und Intimität werden, wie in dieser Diskothek im westenglischen New Brighton, vielfach nicht mehr als Gegensatz erlebt. Schon einige Zentimeter Distanz zum Nachbarn genügen – und man fühlt sich ganz allein mit der Liebsten



Pures Imponiergehabe. Der amerikanische Evolutionspsychologe Geoffrey F. Miller zählt dazu auch die kulturellen Leistungen der Zivilisation: Bildende Kunst, Musik, Literatur und Humor seien einzig dazu da, damit Männer – unkultiviert ausgedrückt – die Weiber rumkriegen. Jeder Künstler ist mithin ein Minnesänger, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht.

DIE HOHE MINNE war im 12. und 13. Jahrhundert allerdings Ausdruck zägenden Sehns nach der Erkorenen – ein höfisches Ritual, kein triebhaftes Nachstellen. Dass junge Leute selbst entscheiden, wen sie zum Partner nehmen, ist vergleichsweise neu. Schon deshalb kann gar nicht die Rede davon sein, dass Männer und Frauen allein dem „biologischen Imperativ“ unterworfen sind.

Beim Hochadel vergangener Jahrhunderte war die Verkupplung des Nachwuchses Mittel der Politik. Legendar die Geschichte der Maria Theresia (1717–1780), römisch-deutsche Kaiserin durch ihre Ehe mit Franz Stephan

von Lothringen (Franz I.). Als sie gerade mal vier Jahre alt war, bestimmte ihr Vater, Karl VI., ihren zukünftigen Ehemann. Sie heiratete ihn mit 19 Jahren und gebar elf Töchter und fünf Söhne. Durch geschickte Verheiratung der Kinder gewann sie Einfluss auf andere europäische Großmächte, was ihr den Beinamen „Schwiegermutter Europas“ einbrachte. Als Programm der Dynastie gilt ein zuvor auf die Habsburger umgemünzter Vers des Ovid: „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!“ (Mögen andere Krieg führen, du, glückliches Österreich, heirate!)

Auch abseits der Herrscherhäuser regelte meist die Sippe die Partnersuche für die Nachkommen. Mädchen aus so genanntem besseren Hause hatten ohnehin keine Chance, einem Mann zu begegnen und eine eigene Wahl zu treffen, da sie streng unter Aufsicht gehalten wurden. Und junge Männer wussten, dass nur ein hartnäckiges Brautwerben mit den Ritualen des Vorsprechens, Beschenkens und um die Hand Anhaltens als ehrenhaft galt. Zusammenkommen sollten nur diejeni-

gen, die nach Vermögen und kulturellem Erbe zusammengehörten.

Der Berliner Kulturwissenschaftler Dietrich Mühlberg merkt zu den Usancen im vormodernen Europa an: „Auch wenn den jungen Leuten das Ausprobieren vor der Ehe gestattet ist, regeln das die Alten. Beim alpenländischen Fensterln hat der Vater für die Leiter zu sorgen, und wer nächtens in die Mädchenkammer steigen darf, steht schon fest.“ Der Brauch ist eine Probe darauf, ob die junge Frau für die ehelichen Pflichten bereit ist. „Da darf nichts dem Zufall überlassen werden, denn über den Sex werden – neben dem genetischen Material – Besitz und Einfluss weitergegeben und auf diese Weise gesichert.“

Im städtischen Bürgertum bewegten sich Männer und Frauen – vor allem vor der Ehe – in getrennten Lebensbereichen. Sie trafen allenfalls beim Kirchgang oder zu festlichen Anlässen aufeinander, kontrolliert von Eltern, Meister und Klerus.

Allein unter den niederen Ständen, etwa bei Landarbeitern und in der städtischen Unterschicht, galten Ausschweifungen und sexuelle Begegnungen vor der Ehe als weniger anstößig.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts, zu Beginn der Industrialisierung, zeigt das Bürgertum für die angebliche Schamlosigkeit der Proleten nur noch Abscheu. Schon dass die beiden Geschlechter den Arbeitsplatz in der Fabrik teilten, erschien ungeheuerlich. Das empfand selbst die deutsche Sozialpolitikerin Marie Bernays so, die 1910 die Zustände in der Textilindustrie untersuchte: „Die Vereinigung junger Männer und Frauen in demselben Betrieb, oft in denselben lärmgefüllten überhitzten Sälen bei eintöniger und doch nervenerregender Arbeit – ist es verwunderlich, dass sexuelle Interessen und Gespräche innerhalb der Arbeiterschaft vorherrschend waren?“

Tatsächlich bieten bis ins 20. Jahrhundert hinein Fabrik und Tanzboden neben der freien Natur die einzigen Gelegenheiten, wo Männer und Frauen der nichtbürgerlichen Schichten unreglementiert zusammenkommen



Spiel mit Hintergedanken: Wie sich junge Damen und Herren auf einem Ball im französischen Seebad Biarritz zu Anfang der 1950er Jahre körperlich nahe kamen, wurde als charmanter Zufall verpackt



Alte Formen, neue Sitten: Mit großer Polonaise und im Walzertakt werden Debütantinnen und Debütanten auf dem Wiener Opernball auch heute noch in die Gesellschaft eingeführt. Und da hilft manchmal Paffen gegen die Nervosität

konnten. „Von den Besitzern wird Klage geführt, dass die Kornfelder an den Fabrikwegen regelmäßig niedergedrückt oder verwüstet sind“, berichtet der Kulturwissenschaftler Mühlberg.

WALTER KROHN, DER VATER von Tim, war kein hemmungsloser Verführer. Als Jugendlicher sang er den Mädchen, die zu Besuch kamen, bei Kerzenlicht und Rauchte Leonard Cohens Lied von „Suzanne“ zur Gitarre vor („And you want to travel with her...“).

Mit Grausen erinnert er sich, wie sein eigener Vater, es war in den frühen 1970er Jahren, an der von innen verschlossenen Zimmertür rüttelte und schrie: „Mein Haus ist kein Puff! Ihr Schweine!“ Drinnen hatte sich Walter

mit seiner ersten Freundin verschanzt. Sie sollte über Nacht bleiben. Er wollte dem Mädchen imponieren, ihr zeigen, wie mutig er die häusliche Autorität unterlaufen könne.

Seine spätere Frau lernte Walter Krohn erst Mitte der 1980er Jahre kennen, da war er Geschäftsführer eines kleinen Verlags. Sie hatte gerade Abitur gemacht, wollte irgendwann Jura studieren und arbeitete in der Zwischenzeit im Vertrieb der Firma. Walter Krohn war ihr Chef. An ihrem 19. Geburtstag spendierte die junge Frau den Kollegen eine Flasche Schampus, man stand nach der Arbeit im Lager und wurde privat. Walter Krohn erklärte ihr erst den Buchmarkt, dann sein Leben, dann die ganze Welt.

Die folgende Nacht verbrachten die beiden zusammen. Sie war die treibende Kraft, nahm ihn für sich ein, hatte wohl auch als Erste eine Berührung gewagt. „Ich hätte mich nie getraut, sie anzumachen“, sagt Walter Krohn heute. Denn erstens war sie strahlend schön, zweitens viel zu jung, drittens eine abhängige Mitarbeiterin. Fast 20 Jahre hielt die Verbindung.

VOM AUSGEHENDEN 19. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre quälten sich die jungen Menschen der besseren Kreise noch mit den sperrigen Ritualen des Kennenlernens unter familiärer Kontrolle im Salon. Der junge Mann hatte bei den Eltern des Mädchens vorzusprechen. Von freier, individueller Part-

nerwahl kann noch immer nicht gesprochen werden, auch nicht bei den festlichen Bällen, die dazu dienten, Debütantinnen und Debütanten unter Aufsicht und dem Diktat der Etikette in die Gesellschaft einzuführen.

Doch es keimt Hoffnung – im Gewand der Unterhaltungsindustrie. Sie diszipliniert das junge Proletariat, schickt es in ihre Säle mit Verzehrzwang und befreit bald auch die Mittelschicht von häuslicher Überwachung. Man geht miteinander aus! Junge Menschen verbringen ihre Wochenenden in Varietés, in Theatern, in Vergnügungsparks, Kinos und Tanzsälen. Das Rendezvous ersetzt das traditionelle Brautwerben. „Gleichzeitig machten diese Umstände den Konsum zu einem integralen Bestandteil jeder romantischen Verabredung“, schreibt die israelische Soziologin Eva Illouz in ihrem Buch „Der Konsum der Romantik“.

Der Drang nach draußen, ins erotische Abenteuer, wurde befördert von den neuen Verkehrsmitteln. Dietrich Mühlberg spricht der Bahn für jene Zeit „erotisches Flair“ zu, „nicht nur, weil sich hier fremde Menschen lange Zeit eingeschlossen gegenüberstehen, sondern auch, weil die Bahn zu den Umschlagplätzen des nationalen Heiratsmarktes und Amusements führt. Damen, die mit ihren Töchtern nach Baden-Baden reisen, wollen sie dort an

den Mann bringen; Damen, die ohne Tochter reisen, suchen eine Affäre.“

Und auch das Automobil stand bald im Verdacht, mehr zu sein als ein Mittel der Fortbewegung. Der amerikanische Autor E. S. Turner schrieb 1954: „Sobald die Arbeiter damit begonnen hatten, dem Autofahrer ein Dach über den Kopf zu schrauben, in der unschuldigen Vorstellung, ihn damit besser vor dem Wetter zu schützen, kamen ganz andere Dinge ins Spiel. Das Auto wurde (...) zu einer intimen und erregenden kleinen Schachtel, und es ist ein grundlegendes menschliches Gesetz (...), dass man Männer und Frauen nicht Seite an Seite in solch eine gemütliche kleine Schachtel stecken kann, ohne dass ihnen bestimmte Vorstellungen durch den Kopf gehen.“

Auch wenn die Realität meist anders aussieht – die „romantische Liebe“ ist in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts längst als Ideal vorhanden: dass die Beteiligten frei über ihre Beziehung entscheiden können; dass sie persönliches Glück bedeutet; dass die Partnerwahl emotional motiviert ist und nicht materiell.

WENN WALTER KROHN an die Ehe seiner Eltern denkt, kommt ihm nie der Begriff „Romanze“ oder gar „Hingabe“ in den Sinn. Eher „Schicksalsgemeinschaft“ oder „friedliche Koexistenz“. Zu Hause wurde nicht über Liebesdinge gesprochen. Er konnte sich nie vorstellen, dass – oder gar wie – die Eltern Sex hatten. So gut wie nichts wusste er über deren Beziehung. Immerhin bekam er über Verwandte heraus, dass sich Vater und Mutter an einem Faschingswochenende in den 1950er Jahren kennen gelernt hatten.

Der Vater war erst spät aus dem Krieg heimgekehrt, ein scheuer Mann in mittlerer Beamtenlaufbahn; die Mutter war Wirtschafterin im Haus eines Oberförsters. Es muss gleich bei der ersten Begegnung an Fastnacht passiert sein, denn Ende November desselben Jahres kam Walter zur Welt. Zuvor, im August, hatten sie geheiratet, die Braut ging in Weiß zur Kirche. Später, da war seine Frau schon tot, gestand der Vater:

»Du bist mein!« **Besitzergreifende Geste** aus einer Zeit, als das Synonym für Verliebtheit der Satz war »Ich gehe mit jemandem«

Auf der Piste: Das raue Pflaster und der lässige Chic in den Altstadtgassen von Lissabon dürfen nicht täuschen. Hier wird um Aufmerksamkeit gekämpft, und das Schlimmste, was einem passieren kann, ist, übersehen zu werden







»Ja, bitte?« Das Ballhaus »Resi« in Berlin mit seinen Tischtelefonen galt lange als erste Adresse für ein Techtelmechtel

„Ich hätte nie den ersten Schritt gemacht. Ich war ja nicht in der Lage, enthemmt Fasching zu feiern. Da war eure Mutter ganz anders. Sie sang und tanzte und machte die Männer nährisch. Warum es mich traf, habe ich nie verstanden.“

ZU EINEM RADIKALEN Umbruch kommt es in den westlichen Industriegesellschaften erst Ende der 1960er Jahre, mit der „sexuellen Revolution“. „Freigesetzt wurde die Sexualität nun endgültig von der Institution Ehe“, attestiert der Hamburger Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt jener Epoche. Aus einer seiner Untersuchungen geht hervor, dass von Studierenden, die 1950 geboren wurden, weniger als 20

Prozent ihren ersten Koitus früher als mit 19 Jahren hatten; heute haben knapp 60 Prozent der 18-Jährigen schon Geschlechtsverkehr gehabt; und Mädchen früher als die Jungen.

Für Schmidt sind das Anzeichen eines neuen Codex, mit mehr Freiheiten für die Frauen. Wer heute eine Beziehung beginnt, muss zuvor nicht mehr ein Eheversprechen ablegen; weder Frau noch Mann brauchen die Heirat, um im Leben zurechtzukommen.

Damit sei, so Schmidt in Anlehnung an einen Begriff des britischen Soziologen Anthony Giddens, die „reine Beziehung“ geschaffen, die weder der Reproduktion noch anderen materiellen Zwecken diene. Sie wird um ihrer selbst willen eingegangen und von beiden Partnern gepflegt. Menschen, die in solch einer „reinen Beziehung“ leben, sind meistens aus Überzeugung treu, und der Verbindung wird ein großer Stellenwert zugesprochen. Hohen Ansprüchen wohnt jedoch ein hohes Risiko des Scheiterns inne.

So viel Scheitern wie heute war nie. Aber auch: So viel Kennenlernen war nie. Denn fast jeder Partnerlose ist zugleich ein Beziehungsuchender. Deshalb entstand in den vergangenen Jahren neben den Single-Partys ein neuer, grenzenloser Kontaktbereich: „Massenhaft verlieben sich Internetnutzerinnen und -nutzer ineinander“, sagt die Psychologin und Sozialwissenschaftlerin Nicola Döring, die seit Jahren die Online-Kommunikation erforscht.

Diejenigen, die im Internet auf Partnersuche gehen, galten als kontaktgestörte Wesen, die in eine Traumwelt flüchten. Inzwischen, so Döring, sei ihre Zahl so groß, dass Online-Kontaktbörsen „neben dem Arbeitsplatz heute bereits zu den wichtigsten Orten für Paare zählen, um sich kennen zu lernen“.

Die Psychologin sieht nur Vorteile in diesem Partnermarkt: Er sei „rund um die Uhr aktiv und lasse sich niederschwellig nutzen – Anfahrts- und Rückfahrtswege entfallen ebenso wie Ausgaben für Eintrittskarten oder Getränke. Besonderes Styling ist nicht erforderlich, stattdessen können die Interessierten vom Arbeitsplatz, von einem Internet-Café oder von zu Hause aus anonymisiert auf Kontaktsuche gehen, wobei soziale und körperliche Risiken reduziert beziehungsweise ausgeschlossen sind.“

Was Döring preist, ist zugleich der Pferdefuß dieser Art des Kennenlernens: Es gibt zunächst keine Möglichkeit, zu überprüfen, ob ein potenzieller Partner seriös ist. Auch fehlt dem virtuellen Kontakt jede sinnliche Qualität – kein Geruch, keine Stimme, keine Ahnung von Gestik und Mimik.

Selbst wenn es bisher keine verlässlichen Untersuchungen gibt: Die Zahl der Internet-Nutzer, die solche körperlosen Beziehungen eingehen, scheint weltweit sehr groß zu sein. Der unbefangene Austausch auch von sehr intimen Informationen ist dabei keine Seltenheit. Die mediale Distanz ermutigt zur Selbstoffenbarung.

Ob diese Erweiterung der Privatsphäre ins Netz hinein irgendwann von der virtuellen zur wirklichen Begegnung führt, oder ob vielen der erotische Chat als Erfahrung genügt – darüber gibt es nur Vermutungen. Der anonyme Kontakt, abgekoppelt vom Alltag, erfüllt zumindest eine Sehnsucht der postmodernen Liebesideologie: Es ist die absolut „reine Beziehung“. So rein, reiner geht's nicht. □

Michael Berger, 52, hat – wie jeder zehnte Deutsche – seine Lebensgefährtin am Arbeitsplatz kennen gelernt. Seine Partnerschaft ist weder Versorgung- noch Elterngemeinschaft (beide sind berufstätig, keine Kinder), sondern, nach der Bewertung von Sexualwissenschaftlern, eine „reine Beziehung“.

Internet statt Telefon: Im »Easy Everything«-Café auf dem Berliner Kurfürstendamm findet der Surfer leicht Kontakte in aller Welt – und übersieht oft die Chancen in der Nähe



WIE ERZIEHT MAN KINDER RICHTIG?



Grenzen setzen, aber nicht zu streng sein. Nicht verwöhnen,
aber auch nicht zu viel fordern. Schützen, aber nicht überbehüten.

Eltern und Erzieher haben eine schwierige Aufgabe zu meistern.

Psychologie Heute-compact hilft ihnen dabei

Sie können dieses Heft ab 13. Oktober auch direkt bei uns beziehen:

Psychologie Heute, Postfach 100565, 69441 Weinheim, Telefon 06201/703-210

Fax 06201/703-201, E-Mail: medienservice@beltz.de

www.psychologie-heute.de

FREUNDE

Sehnsucht nach Beständigkeit

»Freundschaften ersetzen zunehmend die Familie« – seit Jahren macht diese These immer wieder die Runde. Doch Wissenschaftler zweifeln sie an: Nicht die biologisch vorgegebenen Beziehungen seien in der Krise, sondern eher die selbst gewählten

Was ist das Wichtigste im Leben? Freunde, antworteten 95 Prozent der Befragten in einer Untersuchung des BAT-Freizeit-Forschungsinstituts aus dem Jahr 2000. Partnerschaft und Familie belegten mit 90 und 88 Prozent die folgenden Plätze.

Seit Juli 2002 versuchen auch Soziologen, Historiker, Ethnologen und Biologen, das Phänomen Freundschaft in einem von der Volkswagen-Stiftung finanzierten Forschungsprojekt zu ergründen. Erste Vermutungen legen nahe, dass Freunde die

Bedeutung der Familie jedoch keineswegs mindern. Und dass die Diskussion um das Thema nicht neu ist.

Gründeten sich Freundschaften zur Zeit Homers vor allem auf Beziehungen zu Verwandten, so bemerkte bereits um 450 v. Chr. der griechische Dramatiker Euripides: „Ein loyaler Freund ist so viel wert wie zehntausend Verwandte.“ Ähnliche Lobpreisungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die abendländische Kulturgeschichte. Ihren Höhepunkt erlebte die Idealisierung der Freundschaft in der Romantik. „Toleranz und Freundschaft ist oft alles, und bei weitem das Wichtigste, was wir einander geben können“, schrieb Novalis.

Ursache des Freundschaftskults waren die gesellschaftlichen Veränderungen im 18. Jahrhundert. Hatten zuvor verbindliche Strukturen den Lebensweg bestimmt, sahen sich die Menschen nun verstärkt auf sich selbst zurückgeworfen. Viele bewegten sich erstmals über den traditionellen Familienrahmen hinaus – Freundschaften gewannen an Bedeutung.

„Noch heute zehren wir vom Vokabular der Romantik, wenn es darum geht, Freundschaft zu beschreiben“, sagt der am Projekt der VW-Stiftung beteiligte Soziologe Rudolf Stichweh von der Universität Luzern. Das romantische Pathos hält der Forscher jedoch für überholt. An die Stelle tief gehender Seelenverwandtschaft seien heute oft variable Netzwerk-Beziehungen getreten – Bekanntschaften etwa, auch übers Internet, die sich rasch knüpfen und lösen ließen.

Ein Blick in Zeitschriften und die Ratgeber-Literatur stützt diese These. Längst wird dort für ein zweckorientiertes „Net-Working“ geworben. Lebenshilfe-Bücher raten: „Suche dir Freunde, bevor du sie brauchst.“ Ent-

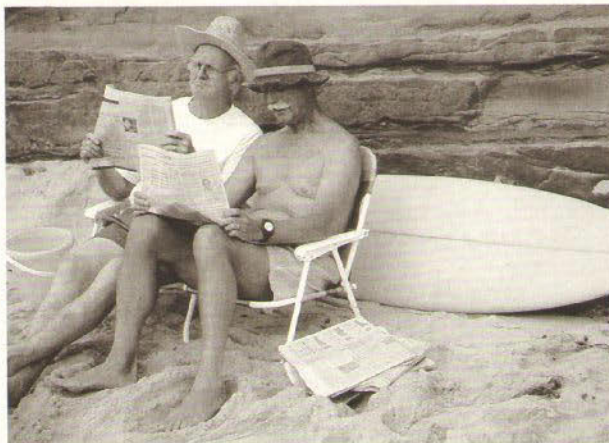
sprechend steht neben den Beschwörungen der Freundschaft die Klage, diese Art von Beziehungen sei oberflächlicher geworden.

„Die Erwartung, Freunde könnten die neuen Verwandten sein, ist völlig überhöht“, findet der Soziologe Johannes Schmidt, ein Mitarbeiter aus Stichwehs Forschungsteam. Freunden werde beinahe Unmögliches abverlangt. In einer als unberechenbar empfundenen Welt sollen sie einerseits Anker sein, sich andererseits aber allen Wendungen eines auf Selbstverwirklichung gerichteten Lebens anpassen.

Eine paradoxe Situation, die der Systemtheoretiker Niklas Luhmann schon in den 1980er Jahren als Kennzeichen moderner Gesellschaften beschrieb. Diese eröffneten zwar mehr Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen, erschwerten aber das wechselseitige Verstehen, weil die Menschen individualistischer würden.

In einer Untersuchung des Wissenschaftszentrums Berlin von 2001 ga-

Männer leben ihre Freundschaften angeblich gern auch schweigend aus. Ein Klischee?





ben 83 Prozent der Deutschen an, enge Freunde zu haben, durchschnittlich seien es 3,3. Doch ob dies viel oder wenig ist, welche Qualität diese Freundschaften haben und ob die Antworten ehrlich waren, ist fraglich.

Ann Elisabeth Auhagen, Privatdozentin für Psychologie an der Freien Universität Berlin, sieht keinen Grund zur Sorge. Dass es nach wie vor tiefe, lebenslange Freundschaften gebe, sei durch zahlreiche Untersuchungen erwiesen. Rudolf Stichweh registriert hingegen einen neuen Trend zur Familie: Sie gewinne gerade in unsicheren Zeiten wieder an Attraktivität.

Eine Studie des BAT-Freizeit-Forschungsinstituts vom August 2003 bestätigt die These. Demnach wenden sich die jungen Menschen wieder verstärkt Familie und Verwandten zu. „Im Vergleich zur Freundschaft hat die Familie in vieler Hinsicht Vorteile“, sagt Stichweh. Ihr größter ist ihre „Unkündbarkeit“. Verwandte bleiben Verwandte, auch wenn der Kontakt

jahrelang gekappt ist oder man sich streitet oder sogar hasst.

Familie und Freunde erfüllen letztlich sehr unterschiedliche Aufgaben: „Freunde sind oft eine Stütze bei emotionalen Problemen, und meist springen sie ein, solange es relativ unaufwendig ist“, sagt Johannes Schmidt. „Auf Verwandte wird in der Regel zurückgegriffen, wenn es hart auf hart kommt, in existenziellen Krisen wie bei schweren Krankheiten oder auch in Geldfragen.“

Dem Lob der Freundschaft und der Angst um den Verlust familiärer Bindung scheint zumindest dieselbe Ursache zugrunde zu liegen: die Sehnsucht nach Rückhalt und Beständigkeit. Unter dem Druck der Erwartung erscheint dabei bald das eine, bald das andere Beziehungssystem gefährdet. Was die Freundschaft betrifft, hatte offenbar schon Aristoteles Zweifel. „Oh, meine Freunde, es gibt keine Freunde!“, soll er ausgerufen haben.

Christian Staas

UNTREUE

Volkssport Seitensprung?

Das Sexualleben der meisten Deutschen ist, was Affären betrifft, eher unspektakulär, und in den meisten Beziehungen sind beide Partner treu. Daran hat sich über drei Generationen nicht viel geändert

Was sagen Menschen, wenn sie aufgefordert werden, ihre „sexuellen Außenbeziehungen“ in drei Begriffen zu beschreiben? „Dumm – unbefriedigend – unüberlegt“; „Betriebsfeier – gewisser Stolz, noch Chancen zu haben – der schöne Sex“; „es war schön – es war so, wie ich es mir immer gewünscht habe – doch er war leider zu jung“; „Schnaps – ergibt sich so – nach jedem Bier wird die Frau schöner“; „knackiger Arsch – sympathisch – guter Sex“. Die Zitate sind

Für Frauen besteht Freundschaft angeblich vor allem im gesprächsintensiven Austausch. Unverändert?

Liebe spielt beim Seitensprung kaum eine Rolle, sondern vor allem der Reiz des Neuen – und natürlich der Sex

Auszüge aus 776 Interviews, die Sexualwissenschaftler im Jahr 2002 mit Frauen und Männern aus drei Generationen geführt haben: 30-, 45- und 60-Jährigen aus Hamburg und Leipzig. Die Erhebung über Treue und Untreue ist Teil des an der Universität Hamburg angesiedelten Forschungsprojekts „Beziehungsbiografien im sozialen Wandel“. Die Studie beschreibt nicht nur das aktuelle Sexualverhalten der Deutschen; sie versucht auch, den Verlauf von Sexual- und Partnerschaftsbeziehungen in verschiedenen Generationen nachzuvollziehen.

Die Forscher charakterisierten zunächst grob die Jahrgänge: Die 1942 geborene „vorliberale Generation“; die 1957 geborene „Generation der sexuellen Revolution“; die 1972 geborene „Generation der sexuellen Selbstbestimmung“. Die Zuschreibungen ließen große Unterschiede im Sexualverhalten vermuten – doch die Befragungsergebnisse offenbarten das Gegenteil.

Genau die Hälfte aller Männer und Frauen sind nach eigener Aussage in all ihren Beziehungen treu gewesen. Die Wissenschaftler gehen davon aus,

ziehung aktiv – wobei, wie bei allen Altersgruppen, nicht ausdrücklich unterschieden wurde, ob die Befragten auch Sex mit Prostituierten als Untreue gewertet haben.

- So ausschweifend wie angenommen ging es in den angeblich wilden 1970er Jahren wohl doch nicht zu: 47 Prozent der heute 45-Jährigen teilten in einer Beziehung das Bett immer nur mit derselben Person.

- Die jüngsten Teilnehmer der Studie sind nicht unbedingt die untreuesten: Zwar ist der Anteil der Fremdgeher genauso hoch wie bei 45-Jährigen. Das liegt jedoch daran, dass sie im Schnitt mehr und kürzere Beziehungen hatten als die Älteren. Betrachtet man allein die Befragten mit nur einer Beziehung, so erweisen sich die 30-Jährigen mit 92 Prozent sogar als Treue-Spitzenreiter.

- Der Osten war lange nicht so promiskuitiv, wie ihn der Westen gern gesehen hat: Der sexuell freizügige „Ossi“, der sich in Ermangelung kommerzieller Ablenkungen gewissermaßen notgedrungen erotisch vergnügte, kommt in den Studienergebnissen nicht vor. Die Leipziger waren in früheren Beziehungen sogar etwas treuer als die Hamburger.

- Lange Beziehungen führen nicht per se zur Untreue: Es gibt keinen Zusammenhang zwischen der Dauer einer Partnerschaft und der Häufigkeit von Seitensprüngen.

- Wer treu ist, gehört nicht zu einer altmodischen und langweiligen Minderheit. Nur etwa jeder vierte Befragte räumt ein, dass er beziehungsweise sie in der aktuellen Beziehung mindestens einmal fremd gegangen ist.

Das Fazit der Forscher lautet: Sexuelle Treue ist in festen Beziehungen der Normalfall. Allerdings ist sie heute weniger an die Institution der Ehe gebunden, sondern an eine Liebes-Beziehung, an ein Liebes-Ideal, sagt der Sexualwissenschaftler Kurt Starke, der die Untersuchung in Leipzig geleitet hat: „Wenn wir uns lieben, müssen wir uns auch treu sein“, sagen sich die Partner. Das ist wie ein Versprechen. Wird die Treue gebrochen, wird auch dieses Versprechen gebrochen.“

Mark Kuntz



Begründungen fürs Fremdgehen



Quelle: Kurt Starke, Universität Leipzig

dass die Befragten ehrlich geantwortet haben, denn sie nahmen freiwillig an der Studie teil. Die drei Generationen unterscheiden sich in ihrem Verhalten nur unwesentlich. Damit entlarven die Ergebnisse gängige Ansichten über die Treue älterer Menschen und den heutigen „Volkssport Seitensprung“ als Klischee:

- Verklemmt war auch die vorliberale Generation nicht: 57 Prozent der Befragten waren zwar immer treu, doch 43 Prozent auch außerhalb der Be-

EVOLUTION

Der Oma-Effekt

Dass Frauen ihre Menopause oft noch Jahrzehnte überleben, müsste nach klassischer Evolutionslehre eigentlich erstaunen. Doch Anthropologen meinen, den Grund zu kennen

Niemand erzählt schönere Geschichten, hat mehr Geduld und tröstet besser. Sie verwöhnen, wo gestresste Eltern schlicht erziehen. Großmütter sind einfach unersetzlich. Doch warum gibt es sie überhaupt, warum leben sie mitunter noch Jahrzehnte, ohne sich fortpflanzen zu können? Bei nahen Verwandten des Menschen, den Schimpansenweibchen, ist es ganz anders. Zwar sind auch sie bis ins Alter von 45 Jahren gebärfähig, aber weniger als drei Prozent der Tiere werden tatsächlich älter.

Ist das lange Leben der Großmütter nur ein „Irrtum“ der Natur, gar ein „Fehler“ der Evolution? Unwahrscheinlich. Nach gängiger Meinung werden die Menschen immer älter, weil man sich um sie kümmert, sie medizinisch und hygienisch besser versorgt werden. Das sei allenfalls die halbe Wahrheit und gelte nur für das Individuum, sagen Anthropologen. Stammesgeschichtlich betrachtet würden Großmütter nach der Menopause weiterleben, weil sie sich kümmern – um ihre Enkel nämlich.

Bereits 1957 hatte der amerikanische Zoologe George Williams spekuliert, dass die Menopause eine biologische Anpassung sei. Mit steigendem Alter würden Geburten riskanter, sodass es ab einem bestimmten Zeitpunkt lohnender sei, sich auf bereits vorhandene Kinder und deren Nachwuchs zu konzentrieren. Diese so genannte Großmutter-Hypothese bestätigen jüngste Studien von Mirkka Lahdenperä von der Universität im finnischen Turku, die Familienverhältnisse in Finnland und Kanada zum Gegenstand hatten.

Anhand von evangelischen Kirchenbüchern verfolgte sie das Familienleben von 537 finnischen Frauen,

die zwischen 1702 und 1823 geboren wurden. Demographische Daten der Universität Quebec gaben Aufschluss über 3290 kanadische Frauen, geboren zwischen 1850 und 1879.

Die Auswertung ergab bei allen sozialen und kulturellen Unterschieden der Länder auffällige Übereinstimmungen: Je älter die Großmütter, desto mehr Enkel. Eltern bekamen früher und mehr Kinder, wenn die Oma bei der Betreuung half. Großmütter erhöhen dadurch ihre „Fitness“ – womit nicht ihr körperlicher Zustand gemeint ist. Fitness ist die „Währung“, mit der evolutionärer Erfolg von Individuen gemessen wird. Fit ist, wer überlebt und sich fortpflanzt. Noch fitter, wer das Überleben seiner Kindeskinder sichert.

Die lange Lebensspanne nach der Reproduktion ist offenbar eine Besonderheit des *Homo sapiens*, meint die US-Anthropologin Kristen Hawkes von der Universität Utah. Menschenkinde sind die einzigen Primaten, die nach der Entwöhnung von der Muttermilch nicht in der Lage sind, sich selbst „Futter zu suchen“. Dann kommt es auf Hilfe anderer an. Entsprechend mehr Enkel überlebten laut der finnischen Studie in Familien, in denen die Oma beim „Füttern“ half.

Segensreich wirkt vor allem die Großmutter der mütterlichen Linie. Lebte hingegen die Schwiegermutter der Frau im Haus, erhöhte sich im ersten Monat nach der Geburt sogar die Kindersterblichkeit. Das ergab eine Untersuchung von Eckart Voland von der Universität Gießen und Jan Beise vom Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock. Die Forscher studierten anhand von Kirchenregistern die Familien von Krummhörn in Ostfriesland zwischen 1720 und 1874.

Die rund 23 000 Einzelschicksale lassen vermuten, dass die römische Rechtsweisheit *mater semper certa, pater incertus* („Die Mutter ist gewiss, der Vater immer ungewiss“) die Zeiten überdauert hat und die „böse Schwiegermutter“ mitunter doch mehr als ein Klischee sein könnte. Für sie konnte es keine Gewissheit geben,

dass das Enkelkind von ihrem Sohn stammte. Also gab es auch weniger Grund, die schwangere Schwiegertochter zu schonen. Mit dieser war die Großmutter schließlich nicht blutsverwandt, sie war ersetzbar. In solchen Familienkonstellationen kam es zu mehr Spannungen und zu überdurchschnittlich vielen Totgeburten.

Ein derart evolutionär geprägtes Verhalten hat nach Ansicht von Harald Euler und Barbara Weitzel von der Universität Kassel Auswirkungen, die bis in die Gegenwart zu beobachten sind. Die Psychologen befragten Enkel über ihr Verhältnis zu den Großeltern. Die Oma mütterlicherseits war ihnen die liebste Person – gefolgt von deren Mann.

Bleibt die Frage nach den Großvätern; schließlich überleben auch sie Schimpanse, Gorilla & Co. bei weitem. Die Antwort Lahdenperäs ist einfach und ernüchternd zugleich: „Für das Überleben von Enkeln spielen Großväter offenbar keine große Rolle. Über das Warum lässt sich nur spekulieren: Vielleicht versuchen alte Männer lieber, weitere Kinder in die Welt zu setzen, als sich um den Reproduktionserfolg ihres Nachwuchses zu kümmern.“

Catarina Pietschmann

Die Fürsorge von Großmüttern äußert sich heutzutage vor allem in der emotionalen Nähe zu den Enkelkindern



RISIKO SCHEIDUNG

Der beste Kitt sind Haus und Glaube

Mit statistischen und medizinischen Untersuchungen versuchen Wissenschaftler zu ergründen, was Ehen so zerbrechlich macht. Die Ergebnisse dürften vor allem konservative Einstellungen bestätigen

Lange bevor die Jungvermählten es bemerkten, verrieten ihre Körper, dass etwas mit der Ehe nicht stimmte. Als die 90 Paare im Forschungslabor über ein heikles Thema wie die Schwiegereltern oder die Finanzen diskutierten, zirkulierten im Blut der später Geschiedenen ein Drittel mehr Stresshormone als bei jenen, die zehn Jahre später immer noch verheiratet waren. Wurden die Partner hingegen nach ihrem Eheglück befragt, gab es keine Hinweise auf Unterschiede. Diese Ergebnisse veröffentlichte die Psychologie-Professorin Janice Kiecolt-Glaser von der Ohio State University im Jahr 2003.

Forscher kennen inzwischen viele Anzeichen, die früh darauf hindeuten, ob eine Verbindung halten oder zerbrechen wird. Es sind jedoch nicht immer die gleichen Faktoren, die auch für eine glückliche oder unglückliche Ehe sorgen.

Die Geburt eines Kindes beispielsweise kann das Eheglück zumeist für etliche Jahre ganz empfindlich stören. Doch das Scheidungsrisiko sinkt gleichzeitig um fast die Hälfte. Das haben der Soziologe Michael Wagner und sein Mitarbeiter Bernd Weiß von der Universität Köln kürzlich errechnet. Die beiden Wissenschaftler fassten für eine Studie die Daten sieben deutscher Forschungsprojekte zusammen. Wagner und Weiß operierten am Ende mit fast 2000 Bedingungen, die zum Erfolg oder Misserfolg einer Ehe beitragen können.

Einige sind nicht sonderlich überraschend. Beispielsweise liegt die Scheidungsrate bei Katholiken um 34 Prozent niedriger als bei religiös Ungebundenen und Protestanten. Noch stärker als der Glaube scheint allerdings gemeinsames Wohneigentum zu verbinden. Bei solchen Ehen sinkt das Scheidungsrisiko gleich um die Hälfte. Soziologen interpretieren Immobilien – ähnlich wie Kinder – als eine Art Investition in die Zukunft, die nur ungern abgeschlossen wird. Eine andere Erklärung könnte sein, dass Menschen in kriselnden Ehen erst gar kein Haus bauen.

Dass Sprichwörter des öfteren einen wahren Kern haben, konnten die Forscher zumindest im Falle von „Jung gefreit hat nie gereut“ widerlegen. Früh geschlossene Ehen gehen besonders oft schief. Für Frauen beispielsweise sinkt das Scheidungsrisiko mit jedem Jahr, das sie sich für eine Heirat länger Zeit lassen. Auch trägt die Hoffnung, aus einer gescheiterten Verbindung viel für die folgende gelernt zu haben: Zweit-Ehen zerbrechen um 23 Prozent häufiger als Erst-Ehen.

Anders als Soziologen richten Psychologen ihr Augenmerk weniger auf die Lebensumstände als auf die beteiligten Menschen. Entsprechende Untersuchungen wurden vor allem in

den USA angestellt – mit oft frappierenden Ergebnissen. So zeigte eine große Zwillingsstudie: Etwa ein Viertel des Scheidungsrisikos geht auf das Konto der Persönlichkeit der Partner. Die wiederum ist zum Großteil genetisch festgelegt, weshalb das Persönlichkeitsprofil eines eineiigen Zwillings das Scheidungsrisiko des anderen fast ebenso gut vorhersagt wie dessen eigenes.

Als besonders problematisch erwies sich in vielen Untersuchungen mangelnde emotionale Stabilität. Wer sich viele Sorgen macht sowie zu Angst und Stress neigt, hat ein höheres Risiko. Doch auch fröhliche, extrovertierte Naturen kommen ihrem Partner leicht abhanden, vor allem, wenn es Männer sind. Möglicherweise gehen sie schneller andere Beziehungen ein. Umgekehrt macht eine gewisse Gemühtheit, wie sie sich vor allem bei konservativ eingestellten Menschen findet, die Ehe stabiler.

Oft äußert sich ein die Ehe gefährdendes Temperament sehr früh. Im kalifornischen Berkeley verfolgten Forscher 40 Jahre lang das Leben von 200 Neugeborenen. Ein gutes Drittel fiel im Grundschulalter durch Wutausbrüche auf. Die Kinder schlugen, traten und warfen mit Gegenständen. Mit Mitte 40 waren die Unbeherrschten doppelt so häufig geschieden wie die unauffälligen Probanden.

Ein Wunder ist das nicht. Denn gute Kommunikation ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine stabile Beziehung. Paarforscher analysieren zumeist Videobänder von ehelichen Diskussionen. Dabei achten sie beispielsweise auf Zeichen von Kritik, Verachtung, Abschottung und einer defensiven Haltung. Derartige Indizien ermöglichen eine ziemlich verlässliche Prognose, welche Ehe halten wird.

Gemeinsame Interessen der Ehepartner sind dagegen eher unwichtig. Den hartnäckigen Glauben an sie kritisierte ein Forscher schon vor fast 50 Jahren als „Mythos“. Gleiche Ziele können sogar schaden – wenn nämlich beiden die Karriere sehr wichtig ist, verträgt die Ehe das oft schlecht.

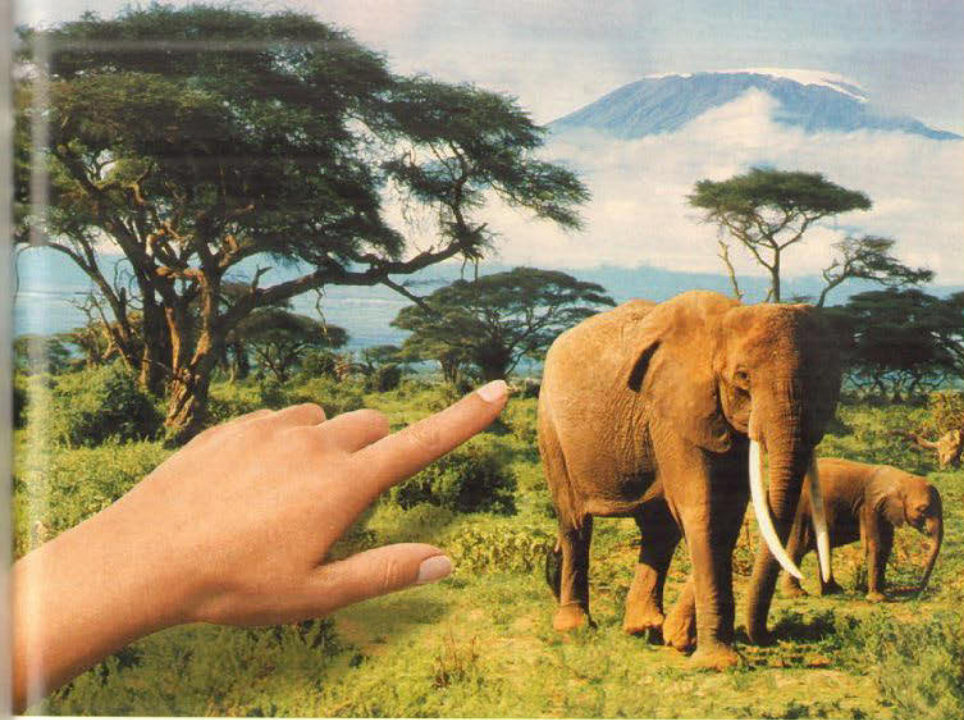
Jochen Paulus

Was das Scheidungsrisiko beeinflusst



Quelle: Michael Wagner, Universität Köln

Jetzt im Handel

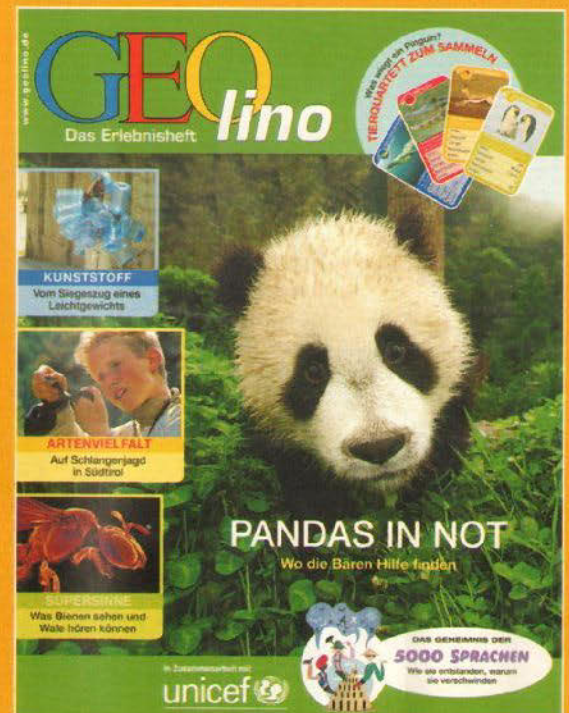


Sie zeigen Ihren Kindern die Welt. GEOlino zeigt, wie sie funktioniert.

8- bis 14-Jährige wollen alles ganz genau wissen. Wie gut, dass es Eltern gibt – und ein Heft, das die Interessen zusätzlich fördert. Mit spannenden Themen aus der Welt des Wissens sorgt GEOlino jeden Monat für Lust am Lernen – ganz ohne erhobenen Zeigefinger.

Karin Böhm

www.geolino.de



GEOlino. WISSEN MACHT SPASS

RATGEBER

Mars und Venus in der Buchhandlung

Weshalb Psycho-Ratgeber Weltbestseller sind und Wissenschaftler manchmal schweigen sollten

Die endgültigen Worte zur Geschlechterkrise schienen gesprochen. Von Woody Allen: „Die Ehe ist der Versuch, zu zweit mit den Problemen fertig zu werden, die man alleine nie gehabt hätte.“ Noch lapidarer Lorient: „Männer und Frauen passen einfach nicht zueinander.“

Weitergehende Literatur zum Thema könnte sich nach diesen Analysen erübrigen. Dennoch wagt nur ein Drittel aller Ehepaare den Schritt vor das Scheidungsgericht. Die anderen blicken melancholisch auf Gold- und Platin-Ringe, seufzen – und lesen millionenfach Bücher, deren Titel so eigentümliche Vokabeln wie „einparken“, „lügen“ und „Schuhe kaufen“ enthalten. Und die erfolgreich Geschiedenen? Sind unglücklicher als je zuvor und blättern in schlaflosen Nächten gleichfalls in Ratgebern wie „Mars und Venus neu verliebt“, „...im siebten Himmel“, „...im Büro“.

Wer hat das Talent, mit solchen Büchern reich zu werden?

Beispiel eins: John Gray, der mit 15 Büchern in 40 Sprachen mehr als 30 Millionen Auflage erreicht hat, seit sein Hauptwerk „Men are from Mars, Women are from Venus“ (deutsche Ausgabe: „Männer sind anders, Frauen auch“) auf den Markt kam. Er entzog sich zunächst den irdischen Realitäten – erst mit psychedelischen Drogen, dann per Zölibat. Neun Jahre lang begleitete der gebürtige Texaner den weißbärtigen Maharishi Mahesh Yogi durch die Welt, als Assistent im Mönchsgewand. Die „Maharishi European Research University“ in der Schweiz verlieh ihm daraufhin ein Diplom in „kreativer Intelligenz“.

Derart spirituell und mental gerüstet, verließ Gray seinen Meister, um Frauen en gros ins Bett zu locken, laut „Sunday Times“ mit dem Spruch: „Ich habe neun Jahre keinen Sex gehabt. Bitte bring mir was bei!“ Von einer dubiosen kalifornischen Universität erwarb er nebenbei einen Dokortitel, heiratete die heute ebenfalls berühmte Ratgeber-Autorin Barbara DeAngelis und leitete mit ihr Kurse zu „erleuchteter Sexualität“. Sie ließ ihn dennoch sitzen. Er tröstete sich mit einer anderen und baute sein Mars-Venus-Imperium auf.

Die zugrunde liegende Fabel der Mars-Venus-Metaphorik ist schlicht – und genial erfunden: Männer und Frauen hätten einst auf verschiedenen Planeten gelebt. Als sie endlich zueinander fanden, seien sie begeistert über ihre Unterschiede gewesen. Dann lief einiges schief. Man landete gemeinsam auf der Erde, vergaß die Vorgeschichte und fand sich in einem Reich der Missverständnisse wieder. Doch Rettung steht bereit: durch Grays Bücher, CDs, Websites, Kolumnen und Auftritte. Und durch eigene „Counselors“ (Berater) und „Facilitators“ (Moderatoren), die vom „Beziehungs-Guru“ Gray für Tausende Dollars die Lizenz erhalten haben, seine Mars-und-Venus-Weisheiten zu verbreiten.

Beispiel zwei lebt in Australien: Allan Pease, der seine Laufbahn mit dem Verkauf von Töpfen und Pfannen begann. Mit 21 Jahren war er erfolgreicher Vertreter für Lebensversicherungen, später beliebter Kommunikationstrainer und als „Mr. Body Language“ Experte für Körpersprache. In zweiter Ehe heiratete er die blonde Barbara. Von ihr weiß man, dass sie elf Jahre jünger ist und ihm einmal einen Stadtplan an den Kopf knallte, nachdem er ihren Mangel an räumlicher Vorstellung kritisiert hatte. Eine Epi-

Beziehungsratgeber sind – viele Buchhändler können das bestätigen – vor allem Frauenliteratur. Der Mann zeigt sich gemeinhin beratungsresistent



sode mit Folgen: Statt Kartenlesen und höfliche Umgangsformen zu üben, verarbeitet das Paar Beziehungskonflikte zu Welt-Bestsellern.

Die Hoffnung auf dauerhafte Erlösung aus dem Partnerschafts-Blues enttäuschen Ratgeber regelmäßig; sonst müsste alles Liebesleid längst abgeschafft und weitere Literatur unnötig sein. Trost spenden die Bücher dennoch, denn sie sind unterhaltsam und lenken vom eigenen Malheur ab. Beziehungsdramen entfalten Komik – wenn andere sie erleben. Wer bei Gray liest, wie hilflos hartnäckig sich auch Tom und Mary, Jim und Susan, Jeff und Maggie im banalen Alltags-Clinch verbeißen, fühlt sich zumindest erleichtert. Zumal der Autor als Erklärung eine Art Naturgesetz präsentiert: Männer, die Marsianer, zögen sich bei Problemen gern stumm in ihre Höhlen zurück, während Venusianerinnen dauernd alles bereden wollten. Er dagegen rät, Unterschiede zu akzeptieren. Oder lyrischer: „Wenn Herzen sich öffnen, wird Verzeihen möglich.“

Und was, wenn es nach 318 Seiten Gray nicht gelungen ist, „aggressiven Geschlechterkampf in eine kreative Partnerschaft umzuwandeln“? Barbara und Allan Pease legen – ganz auf der Linie von Woody Allen – dar, dass Frauen und Männer „keine nennenswerten Gemeinsamkeiten“ haben, außer der Tatsache, derselben Spezies anzugehören. Als Ursache haben sie nicht eine interplanetarische Verwirrung, sondern die Urzeit-Biologie ausgemacht: fatale Unterschiede in Hirnverdrahtung und Hormonhaushalt. Belege liefern bei ihnen Anekdoten, außerdem Studien, Statistiken, Tests, Cartoons und Witze.

Leser lernen nebenbei, dass Frauen im Gegensatz zu Männern beim Zähneputzen reden können. Dass 37 Prozent aller Männer, aber nur elf Prozent aller Frauen jede halbe Stunde einmal an Sex denken. Dass aus einer Durchschnittsfrau täglich 20 000 Wörter herausprudeln, während ein Mann mit 7000 auskommt.

„Treffend“, „amüsant“, „einfach genial“, jubeln die Fans. „Uralte Klischees“, „heiße Luft“, „Sexismus“,

stöhnen die Gegner. In dem Buch „Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben“ mühen sich die Psychologin Claudia Quaiser-Pohl und die Neurobiologin Kirsten Jordan von der Universität Magdeburg mit der Widerlegung des Werks ab.

Eine Streitmacht von 15 Ko-Autoren mit zwei Professoren- und sieben Dokortiteln attackiert die Selfmade-Experten und verstrickt sich dabei in einen kuriosen Wettstreit. Wo die Australier behaupten, „neueste Erkenntnisse der Humanevolution“ heranzuziehen, berufen sich die Deutschen auf „brandneue wissenschaftliche Befunde aus Psychologie und Neurowissenschaften“. Das Ehepaar Pease bietet 136 Literaturhinweise, Quaiser-Pohl & Co. trumpfen mit 179 auf. Ein beteiligter Ordinarius mit den Forschungsgebieten „der multimedialen Diagnostik, der Wohlbefindensforschung und der Hautkrebsprävention“ outet sich sogar als schlechter Einparker.

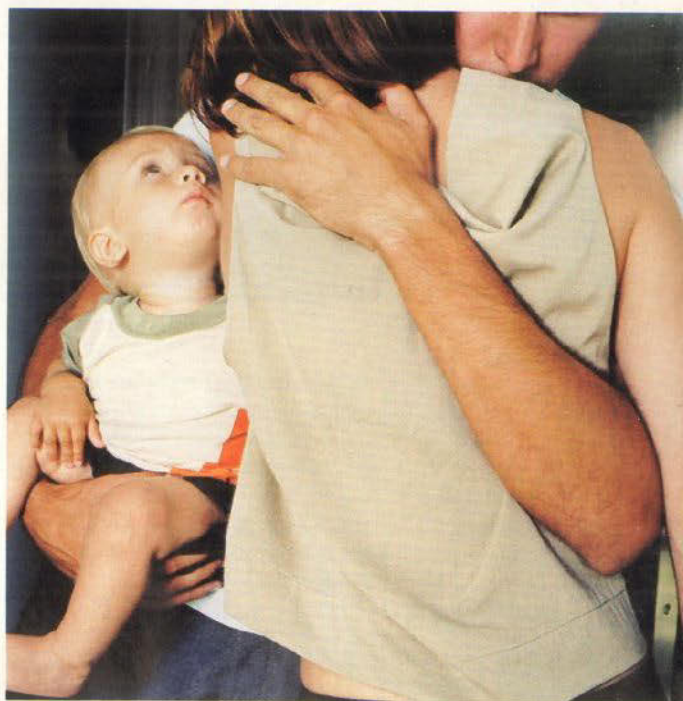
Das 192-seitige Schriftwerk hat tragikomische Elemente. Es gleicht der Idee, Lorient mit einer Statistik zu konfrontieren, wonach es tatsächlich glückliche Paare gibt. Die Autoren scheinen nicht zu begreifen, dass die beim Ehepaar Pease eingestreuten Forschungsbrocken kein ernsthafter Beitrag zur Geschlechterdebatte sind, sondern Garnitur. Denn diese wissen: Mars und Venus suchen in der Buchhandlung keine Fach-, sondern Unterhaltungsliteratur.

Bleibt die Frage, ob noch mehr Tränen vergossen, noch mehr Rosenkriege angezettelt würden, wenn es weniger Mars-Venus- und Einparkliteratur gäbe. Zweifel sind angebracht. Fremder Rat hilft meist nicht einmal, wenn er von gründlich geschulten Psychologen kommt. Das musste der Amerikaner John Gottman feststellen, der als führender Partnerschafts-Konfliktforscher gilt. Von den Paaren, die er vier Jahre nach dem Erstkontakt noch einmal in sein Labor bat, hatten mehr als zwei Drittel „dieselben Probleme, dieselben Themen und redeten darüber in derselben Art und Weise“. Hanne Tügel

ELTERN SCHAFT

Gefahr für die Liebe

Mit der Geburt eines Kindes geht für viele Eltern ein Traum in Erfüllung. Und insgesamt verringert sich durch Nachwuchs das Scheidungsrisiko. Doch es beginnt auch die Zeit der Krisen, auf die ein Paar vorbereitet sein sollte



Ist erst das Kind geboren, bleibt zwischen vielen Eltern die Zärtlichkeit auf der Strecke

Väter werfen ausgelassen ihren Kleinen in die Luft, Mütter wiegen zärtlich ein Baby im Arm, Pärchen schieben ihren Nachwuchs im Kinderwagen stolz durch die Stadt. In der Werbung erscheint das Glück vollkommen, wenn Paare Eltern werden. Welcher Albtraum manchmal damit verbunden ist, beschreibt der Münchner Familienforscher und Entwicklungspsychologe Wassilios Fthenakis in seiner Mitte der 1990er Jahre begonnenen Studie „Übergang zur Elternschaft“. Dazu werden 175 Paare über die Entwicklung ihrer Beziehung befragt – einige Wochen vor der Geburt ihres Kindes bis neun Jahre danach.



Virtuelle Elternschaft: In dieser Schule im US-Bundesstaat Wisconsin lernen Jugendliche, was es heißt, Nachwuchs zu bekommen. Die Roboter-Puppen schreien, müssen gefüttert werden und machen in die Windeln

Die bisherigen Ergebnisse lesen sich über weite Strecken wie eine „Warnung vor dem Kinde“. Vor der Geburt des ersten Kindes haben die Paare meist eine gleichberechtigte Beziehung geführt. Frauen wie Männer arbeiteten durchschnittlich etwa 30 Stunden in der Woche.

Nach der Geburt des Nachwuchses fallen die Partner jedoch in fast allen Fällen in traditionelle Rollenmuster zurück. Es kommt zu typischen Beziehungskrisen: Die Frauen kümmern sich um Kind und Haushalt, und sie werden unzufriedener. Die Männer arbeiten, weil sie nun die Haupternährer sind, zunehmend mehr: Nach vier Jahren sind es schon 43 Stunden pro Woche.

Als Folge dieser neuen Verhältnisse wird die Kommunikation zwischen den Partnern schlechter, bleiben Zärtlichkeit und Sexualität auf der Strecke, steigen Unzufriedenheit und Streithäufigkeit. Beide Seiten beharren oft selbstgerecht auf ihren Standpunkten. Die Ursache für Probleme sehen sie nicht bei sich, sondern beim Partner. Erinnern sich die Befragten in einer ruhigen Minute an die Zeit vor der Geburt, fällt für sie der Ver-

gleich zur aktuellen Situation wenig erfreulich aus.

Doch eine solche Entwicklung ist vermeidbar. Aus Fthenakis Analyse lassen sich eine Reihe von – mitunter simpel erscheinenden – Einsichten ableiten, die helfen können, Partnerschaftskrisen zu vermeiden:

- Ein Kind verändert das Leben von Grund auf, daher sollten sich Eltern frühzeitig mit der neuen Rolle und ihren Lebenszielen auseinander setzen.
- Beide sollten auch die Interessen des Partners im Blick behalten, um Lösungen für Konflikte zu finden – denn die Zeit nach der Geburt lässt sich nur gemeinsam bewältigen.
- Egal, wer zu Hause bleibt und wer arbeiten geht: Beide Jobs sind gleich hart und gleich wichtig.
- Wenn es am Ende eines Streits einen Gewinner und einen Verlierer gibt, war es kein guter Streit – denn langfristig reden die Partner dann weniger miteinander und sehen nicht mehr ihre Gemeinsamkeiten.
- Auch wenn es heftigen Streit gibt: Ursache ist meist die neue Lebenssituation und nicht die Beziehung.

Selbst wenn sich die Partner vor der Geburt sehr gut verstanden haben, so

erlaubt dies nach Ansicht US-amerikanischer Forscher keine Voraussage über ihre gemeinsame Zukunft als Familie. Viel bedeutsamer für eine langfristig glückliche Beziehung seien die ersten Monate nach der Geburt.

Wissenschaftler von drei US-Universitäten hatten Paare mit sechs Monate alten Babys beobachtet und befragt – und dies nach zweieinhalb Jahren wiederholt. Vor allem interessierte sie, ob sich die Partner im Haushalt und beim Spielen mit den Kindern unterstützten. Das Ergebnis: Eltern, die von Anfang an eine gute Beziehung zu ihrem Baby hatten, sich gegenseitig beim Umgang mit dem Kind halfen und vor allem Aufgaben gerecht untereinander aufgeteilt hatten, waren später vergleichsweise glücklich in ihrer Liebesbeziehung.

Nicht nur in den USA, auch in Deutschland können sich Paare inzwischen auf ihr Leben als Eltern vorbereiten. An der Universität Heidelberg ist ein Pilotprojekt unter der Leitung von Manfred Cierpka, ärztlicher Direktor am dortigen Universitätsklinikum, gestartet worden. „Wenn Paare Eltern werden, sind sie zunächst absolut auf die Geburt fixiert“, hat der Familientherapeut festgestellt. „Über die Zeit danach machen sie sich überhaupt keine Gedanken.“

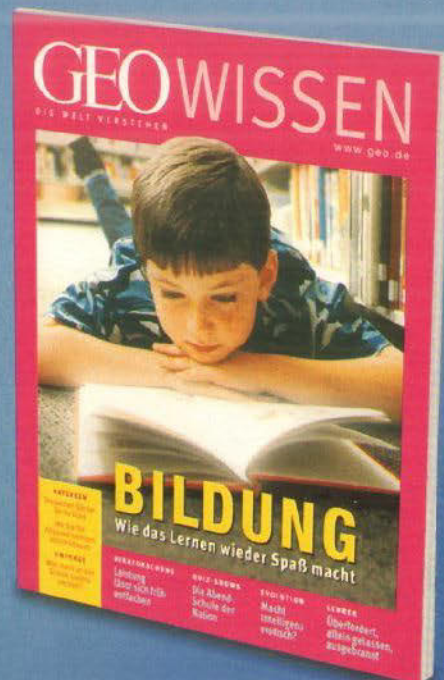
Deshalb werden von den fünf eintägigen Trainings-Einheiten nur zwei vor der Geburt und drei erst nach der Geburt abgehalten. Von Cierpka und seinen Mitarbeitern geschulte Hebammen leiten die Kurse. Mithilfe von Video-Training und Rollenspielen lernen Eltern, die Signale des Babys richtig zu verstehen, etwa was es bedeuten kann, wenn Neugeborene viel schreien. Und sie werden vor allem dazu ermuntert, auf die eigene Intuition zu vertrauen.

„Etwa ein Drittel aller Eltern geraten in der ersten Zeit mit Kind in eine ernste und unter Umständen lang anhaltende Krise“, sagt Manfred Cierpka. Mit dem neuen Eltern-Training soll der Anteil künftig deutlich sinken. Im Spätherbst startet das Programm auch bundesweit (Informationen über www.faustlos.de).

Mark Kuntz



**Gratis
zur Wahl!**



1. Der Taschenbrockhaus „Das Wissenspaket“

Dieser Brockhaus ist eine kleine Enzyklopädie, die in jede Tasche passt. Etwa 10.000 Stichwort-erklärungen und mehr als 1.000 durchgehend farbig gedruckte Fotos, Illustrationen, Zeitleisten, Infokästen und Tabellen beschreiben Fakten, erklären Zusammenhänge und zeigen Details.

2. GEO WISSEN Nr. 31 „Lernen, Wissen, Bildung“

Neues über das Lernen: die Erkenntnisse der Hirnforschung, der Einfluss der Lehrer, Lesen als Kultur des Denkens, Quizshows als Abendschule der Nation und viele weitere Berichte zum Thema.

Hier gibt's Wissen im Doppelpack: GEO WISSEN und ein Geschenk zur Wahl!

GEO WISSEN zeigt Ihnen die faszinierenden Seiten der Human- und Naturwissenschaften – verständlich und anschaulich aufbereitet. Informieren Sie sich über die spannenden Entwicklungen und bestellen Sie jetzt GEO WISSEN frei Haus zum Selbstlesen oder Verschenken!



DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

Ihre GEO WISSEN-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl gratis!
- Rund 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 4 Ausgaben jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

Abonnement-Service Österreich
Tel.: 08 20/00 10 85
E-Mail: geo-wissen@abo-service.at

Leser-Service Schweiz
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Antwortcoupon angeben.

Die Preise gelten nur in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weitere Auslandspreise auf Anfrage. Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

GEO WISSEN erscheint im Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

GEO WISSEN-Vorteilscoupon

Ich bestelle GEO WISSEN 2x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 pro Heft, zzt. € 13,80 im Jahr (D)/zzt. € 7,60 pro Heft, zzt. € 15,20 im Jahr (A)/zzt. Fr. 13,80 pro Heft, zzt. Fr. 27,60 im Jahr (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ 1. GEO WISSEN Nr. 31 „Lernen, Wissen, Bildung“ oder ☐ 2. den Taschenbrockhaus „Das Wissenspaket“ gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name

Vorname

Straße/Nr.

PLZ Wohnort

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Bankleitzahl Kontonummer

Geldinstitut

Datum Unterschrift

245907

Adresse des Geschenkeempfängers:

Name

Vorname

Straße/Nr.

PLZ Wohnort

245908

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO WISSEN-Kunden-Service, 20080 Hamburg

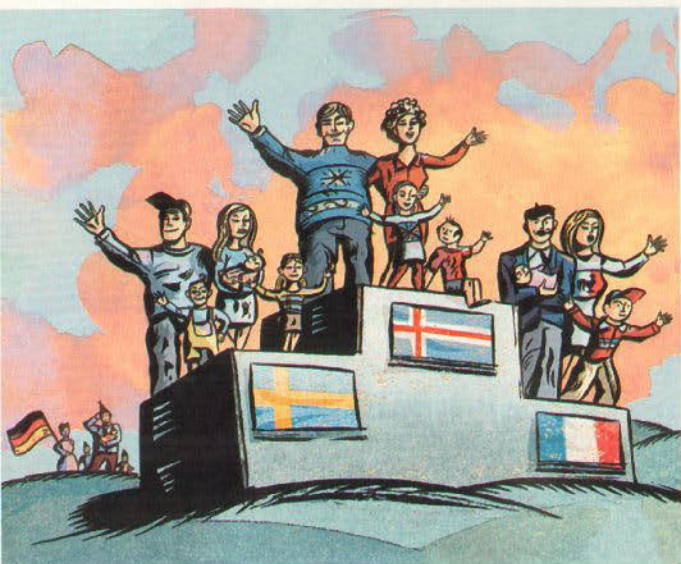
Oder anrufen unter:
040/37 03 38 03

Einfach per E-Mail:
geo-service@guj.de

LÄNDERVERGLEICH

Das Klima für Kinder: wechselhaft

Das »Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung« hat für GEO WISSEN die Kinderfreundlichkeit ausgewählter europäischer Länder verglichen. Das Ergebnis: Deutschland liegt hinten



Kein Platz auf dem Treppchen: Deutschland ist in puncto Kinderfreundlichkeit weit abgeschlagen

Was ist Voraussetzung dafür, dass in einem Land viele Kinder geboren werden und unter guten Bedingungen aufwachsen können? Ein objektives und messbares Kriterium gibt es nicht. Es lassen sich jedoch Indikatoren für Kinderfreundlichkeit finden, etwa das Angebot an Krippen- und Kindergartenplätzen, die Familiengröße oder der Anteil der Frauen, die sich gegen ein Leben mit Kindern entscheiden.

Vergleicht man diese Indikatoren, so lässt sich ermesen, in welchen Ländern es jungen Familien vergleichsweise leicht gemacht wird, Berufstätigkeit, Kinderbetreuung und Partnerschaft miteinander zu vereinbaren. Dies gelingt offenbar am besten in Island und Schweden, am schlechtesten in Spanien und

Deutschland. Die Auswertung von sieben verschiedenen Indikatoren zeigt deutliche Unterschiede zwischen den neun untersuchten Ländern.

Zwar ist in all diesen Gesellschaften die Kinderzahl je Frau seit Beginn der 1970er Jahre deutlich gesunken, von Land zu Land jedoch sehr unterschiedlich: Isländerinnen haben heute die meisten Kinder, Italienerinnen die wenigsten.

Das erscheint auf den ersten Blick vielleicht erstaunlich; schließlich sind in Italien und Spanien nur etwa halb so viele Mütter berufstätig wie in Schweden und Island. Doch in den beiden nordischen Ländern scheint die Entscheidung für ein Kind leichter zu fallen; Familie und Arbeit lassen sich dort offenbar gut miteinander verbinden.

Einfluss haben auch die Betreuungsmöglichkeiten für den Nachwuchs. Österreich, Spanien, Italien und die Niederlande haben kaum Krippenplätze für Kleinkinder. Die Angebote für größere Kinder sind generell besser. Ganz vorn liegen Frankreich, wo fast jedes Kind eine kostenlose Vorschule besucht, und die Niederlande, wo schon die meisten Vierjährigen zur Schule gehen. Außerdem sind, im Gegensatz zu Deutschland, in vielen anderen Ländern Ganztagschulen die Regel; hierzulande hatten sie im Jahr 2001 nur einen Anteil von fünf Prozent an stattlichen Schulen – der in den kommenden Jahren allerdings gesteigert werden soll.

Aber auch aus anderen Gründen ist Deutschland gemeinsam mit Spanien Schlusslicht dieses Vergleichs: Überproportional viele deutsche Frauen – fast ein Viertel des untersuchten Geburtsjahrgangs 1955 – entscheiden sich ganz gegen Kinder, der höchste Wert unter allen Ländern. Und die Gruppe derer, die kinderlos bleibt, wächst: Von den jungen Frauen wird sich den Prognosen zufolge sogar jede Dritte für ein Leben ohne Nachkommen entscheiden.

Ganz anders beim Spitzenreiter Island. Dort finden Frauen gute Betreuungseinrichtungen, hoch qualifizierte Jobs, und sie haben offenbar nicht nur

Freude an den Kindern, sondern sind auch mit sich selbst zufrieden: Nach einer weltweiten Erhebung dürfen sich die Isländer als glücklichstes Volk der Erde bezeichnen. Was sich auch darin niederschlägt, dass Frauen dort mit durchschnittlich 25,5 Jahren, so früh wie in keinem anderen hier untersuchten Land, ihr erstes Kind zur Welt bringen.

Kaum miteinander zu vergleichen sind die finanziellen Bedingungen für Familien, weshalb sie in diesem Vergleich auch keine Rolle spielen. Zu unterschiedlich fallen etwa die Höhe des Kindergeldes, die Steuerentlastung für Familien und die Kosten für Kindergärten aus. In manchen Ländern gibt es Sonderzahlungen für Alleinerziehende, in anderen bekommen Familien in dünn besiedelten Regionen eine Zulage.

Generell sind die Kinderzahlen dort hoch, wo Frauen in Gesellschaft und Beruf mit Männern gleichgestellt sind, wo sich auch Väter um Kleinkinder kümmern, wo Beziehungen ohne Trauschein und außereheliche Kinder nicht als Normverstoß gelten. So werden in Schweden inzwischen mehr als die Hälfte aller Kinder von unverheirateten Müttern geboren. In Italien, wo die öffentliche Moral ledige Mütter häufig noch gering achtet und die Männer oft nicht mit der Emanzipation der Frauen Schritt halten, kommen nur zehn Prozent der Kinder unehelich zur Welt.

Auch Deutschland muss in diesem Vergleich nicht nur als wenig kinderfreundlich, sondern auch als gesellschaftlich rückständig bezeichnet werden. Es weist sowohl eine geringe Frauenerwerbsquote als auch eine steuerliche Bevorzugung von Ehen gegenüber allen anderen Formen von Familie auf. Nur mit viel gutem Willen lässt sich das Ergebnis auch positiv deuten: Nirgendwo ist das Potenzial größer, endlich mehr für junge Familien zu tun, als zwischen Rügen und dem Bodensee.

Nienke van Olst
(Die Autorin, 25, arbeitet als Sozialgeographin am Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung.)

A Kinderzahl je Frau

im Durchschnitt, im Jahr 2001

Island	1,95
Frankreich	1,90
Niederlande	1,69
Großbritannien	1,63
Schweden	1,57
Deutschland	1,29
Österreich	1,29
Spanien	1,25
Italien	1,24

B Frauen im Beruf

Erwerbstätigkeit von Müttern mit zwei Kindern im Jahr 2000, in Prozent

Schweden	81%
Island	80%
Österreich	65%
Niederlande	62%
Großbritannien	61%
Frankreich	59%
Deutschland	56%
Spanien	43%
Italien	42%

C Kinderlose Frauen

Anteil am Geburtsjahrgang 1955, in Prozent

Island	7%
Frankreich	8%
Italien	11%
Spanien	11%
Schweden	13%
Österreich*	15%
Niederlande	17%
Großbritannien**	17%
Deutschland***	22%

D Kinderkrippen

Betreuungsangebote für Kinder unter 3 Jahren, in Prozent (1998 – 2000)

Schweden	48%
Großbritannien	34%
Frankreich	29%
Island	22%
10% Deutschland	
6% Italien	
6% Niederlande	
5% Spanien	
4% Österreich	

E Kindergärten

Betreuungsangebot für 3- bis 6-Jährige, in Prozent (1998 – 2000)

Frankreich	99%
Niederlande	98%
Italien	95%
Island	91%
Spanien	84%
Schweden	80%
Deutschland	78%
Österreich	68%
Großbritannien	60%

F Kinderreiche Familien

Frauen des Jahrgangs 1955 mit mehr als zwei Kindern, in Prozent aller Frauen mit Kindern

Island	60%
Großbritannien**	37%
Schweden	36%
Frankreich	35%
Niederlande	30%
Österreich*	27%
Spanien	26%
Italien	25%
Deutschland***	24%

G Alter bei Erstgeburt

Durchschnittsalter der Frauen im Jahr 2000 bei der Geburt des ersten Kindes, in Jahren

Island	25,5
Österreich	26,3
Schweden	27,9
Deutschland	28,0
Italien	28,3
Niederlande	28,6
Frankreich	28,7
Spanien	29,0
Großbritannien	29,1

ISLAND TOP – DEUTSCHLAND FLOP

Addiert man die einzelnen Rangplätze der Länder und teilt das Ergebnis durch die Anzahl der untersuchten Indikatoren, so entsteht folgendes Gesamtranking

	Indikator: A B C D E F G							Durchschnitts-rang
Island	1	2	1	4	4	1	1	2,0
Schweden	5	1	5	1	6	3	3	3,4
Frankreich	2	6	2	3	1	4	7	3,6
Niederlande	3	4	7	6	2	5	6	4,7
Großbritannien	4	5	7	2	9	2	9	5,4
Österreich	6	3	6	9	8	6	2	5,7
Italien	9	9	3	6	3	8	5	6,1
Spanien	8	8	3	8	5	7	8	6,7
Deutschland	6	7	9	5	7	9	4	6,7

Quellen: Eurostat, European Social Statistics Demography, 2002; Eurostat, DEMO database; OECD/Paul Swalm, 2004; Statistik Austria: Mikrozensus »Fragen zur Familie«, 2001; BMFSFJ, 2004; www.hagstofa.is; www.statice.is

Bas Kast

Die Liebe und wie sich Leidenschaft erklärt

S. Fischer 2004



Der Wissenschaftsjournalist Bas Kast versucht ein Mysterium zu entschlüsseln, das sich der Beschreibung immer wieder entzieht. Auch dieses

Buch kann daran nur scheitern, aber auf hohem Niveau: Kast trägt auf unterhaltsam-vergnügli- che Weise die neuesten Erkenntnisse aus Psychologie, Medizin und Verhaltensforschung zusammen und beschreibt die biologischen Grundlagen der Liebe. Schön zu wissen: Selbst Verliebtheit lässt sich demnach durch Aufregung im Alltag bewahren, und wenn es durch gemeinsames Tanzen oder Skifahren ist. Literaturverzeichnis und Quellenangaben machen das Buch zu mehr als einem Schmöcker.

Jürg Willi

Psychologie der Liebe Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen

Klett-Cotta 2002

Anhand verschiedener Beispiele aus seiner langjährigen Praxis beschreibt der Schweizer Paartherapeut Jürg Willi, was gelungene Liebesbeziehungen auszeichnet: dass sich die Partner in ihrer Persönlichkeit weiterentwickeln und einander in Krisen unbewusst den richtigen Weg weisen. Eine Liebesbeziehung, so Willis These, ist dabei niemals nur harmonisch, sondern immer auch eigennützig und spannungsgeladen. Eine Partnerschaft ohne Reibungen und Entwicklungen bedeute hin-

gegen Stillstand. Trotz seines fachwissenschaftlichen Hintergrundes schreibt Willi flüssig und verständlich.

Karl Grammer

Signale der Liebe Die biologischen Gesetze der Partnerschaft

dtv 2002

Ein mit mehr als 550 Seiten fast überladenes, nicht immer perfekt strukturiertes Buch, das dennoch große Qualitäten hat: Der Autor, Leiter des Wiener Ludwig-Boltzmann-Instituts für Stadtethologie, beschreibt sehr anschaulich die biologischen Faktoren, die das Partnerschaftsverhalten von Frau und Mann beeinflussen: von der Art der Selbstdarstellung über die Kontaktaufnahme und den Flirt, bis hin zur unbewussten Körpersprache. Das ist nicht nur erhellend, sondern stellenweise auch erheiternd.

Eva Illouz

Der Konsum der Romantik Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus

Campus 2003



Ob Sektfrühstück oder gemeinsamer Kinobesuch – die Massenkultur hat das Bild der romantischen Liebe geprägt. Die Soziologie-Professorin Eva Illouz erklärt, weshalb sich zwei Liebende allein schon bald nicht mehr genug sind; wie intime Beziehungen heute von der Inszenierung und vom Konsumerlebnis abhängen; wie Luxusgüter zu Verführungshilfen werden. Die Analyse unserer Liebeskultur ist pointiert, wenn auch nicht immer so leicht konsumierbar wie der poppige Bucheinband vermuten lässt.

Marcel Rufo

Geschwisterliebe – Geschwisterhass Die prägendste Beziehung unserer Kindheit

Piper 2004



Ein Bestseller aus Frankreich, der nun auch in Deutsch vorliegt. Rufo beleuchtet – anhand zahlreicher Beispiele aus der Praxis – die verschiedenen Geschwister-Konstellationen. Fachmann für das Thema ist der Autor in zweifacher Hinsicht: Er hat selbst sieben Geschwister und ist Professor für Kinderpsychologie in Marseille. Eifersucht, heftige Emotionen und der Wettstreit unter Geschwistern sind wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung, so lautet eine seiner Hauptthesen. Rufo schildert, welche Vor- und Nachteile erst- beziehungsweise spätgeborene Kinder haben, befasst sich mit den speziellen Geschwisterproblemen in der Pubertät, bei Zwillingen und Adoptivkindern.

Christoph Eichhorn

Eltern sind nicht immer schuld Warum manche Kinder schwieriger sind

Klett-Cotta 2003

Wie sich ein Kind entwickelt, liegt nicht ausschließlich in der Verantwortung der Eltern, und eine Patentlösung für die Erziehung gibt es nicht. Diese Thesen ziehen sich wie ein roter Faden durch das Buch des Schul- und Erziehungs-

beraters Eichhorn. Er will Eltern helfen, gelassener auf Ratschläge all jener zu reagieren, die schon immer besser gewusst haben, wie sich Kinder entwickeln sollten. Eichhorn geht es dabei vor allem um den Einfluss der genetischen Anlagen, die das Verhalten erheblich mitbestimmen.

Renate Schmidt,
Liz Mohn (Hrsg.)

Familie bringt Gewinn Innovation durch Balance von Familie und Arbeitswelt

Verlag Bertelsmann Stiftung
2004



Die Familie und den Beruf zu vereinen, ist in Deutschland schwieriger als in vielen anderen Industrieländern. Das zu ändern, hat sich die „Allianz für die Familie“ vorgenommen, ein Zusammenschluss von Interessierten aus Politik, Wirtschaft und Verbänden. Der Band „Familie bringt Gewinn“ ist eine Art Zwischenbilanz und wirbt für den betriebswirtschaftlichen Charme von Familie. Zentrale These: Investitionen in eine familienfreundliche Unternehmensführung (z. B. flexible Arbeitszeiten, Teilzeitarbeit, Kinderbetreuung) können eine Rendite von 25 Prozent erbringen; das Medizintechnik-Unternehmen B. Braun Melsungen spare auf diese Weise jährlich rund 350 000 Euro ein. Beiträge unter anderem von McKinsey-Chef Jürgen Kluge, Wirtschaftspräsident Bert Rürup und VW-Vorstand Peter Hartz machen deutlich, dass hinter dem Plädoyer für die Familie keine Sozialromantik steckt; dass weniger Kinder weniger Wachstum, weniger Kaufkraft und letztlich weniger Wohlstand bedeuten.

FOTOVERMERKE nach Seiten. Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

TITEL: Michael Pole/Corbis

SEITE 3: Ines Possemeyer: o.; Enno Kapitza/Agentur Focus: u.

SEITE 4: Lennart Nilsson, Albert Bonniers Forlag, „Ein Kind entsteht“, Mosaik bei Goldmann: o.; Gerhard Westrich/Laif: m. o.; Cira Moro/Zeiten-
spiegel: m. u.; Walter Schels: u.

SEITE 5: Jonas Bendiksen: o.; Enno Kapitza/Agentur Focus: m. o.; Lauren Greenfield/VII m. u.; Martin Haake: u.

WAS UNS VERBINDET
Narendra Chhikara/Asiaworks: 6/7; Herlinde Koelbl: 8/9; Matthieu Paley/Corbis: 10/11; Nina Berman/Redux Pictures: 12/13; Jerry Redfern/Asiaworks: 14/15; Louise Gubbs/Corbis: 16; Peter Menzel: 17; Yves Gellie: 16/17; Sergey Maximishin/Agentur Focus: 18/19; Shaul Schwarz/Corbis: 20/21; Cira Moro/Zeiten-
spiegel: 22/23; Christopher Pillitz/Network/Agentur Focus: 24/25

IN SECHS STUFEN ZUM GLÜCK
Daniel & Geo Fuchs: 28/29, 31; University of St. Andrews/Perception Laboratory: 30; Lennart Nilsson, Albert Bonniers Forlag, „Ein Kind entsteht“, Mosaik bei Goldmann: 32, 35 o.; Lucy L.

Brown, Albert Einstein College of Medicine: 33; Gert Holstege, Janniko Georgiadis/Rijks Universiteit Groningen, Journal of Neuroscience 2003, vol 23: 34; Sven Paustian: 35 u.

DIE FÜNFER-BANDE VON ÖVELGÖNNE
Gerda Jungblut: 36–41 außer Feddersen/Hamburger Abendblatt: 40 m.

DIE FAMILIE IST NOCH LANGE NICHT AM ENDE
Anna Meyer-Kahlen & Florence Seelbach: 42–51; Hans Bertram: 53

DENN SIE WISSEN NICHT, WAS SIE TUN
Jonas Bendiksen: 54–67

AUFSTIEG UND FALL DER
„GUTEN STUBE“
AKG: 68, 71 u.; Wolfgang Kluge/
DPA: 69; Ullstein-Bild: 70, 71 o., 72 l. u. und r. u., 73; Imagno/Austrian Archives: 71 m., 72 r. o.; Keystone: 72 l. o.; Frederick Charles: 74 o.; Andrea Diefenbach: 74 m.; Esjottes: 74 u.; Klaus Felix/Picture Press: 75 r. o.; Rizzoli/Picture Press: 75 l. o.; Peter Vanderwarker: 75 r. m.; H. Willig/SW/Picture Press: 75 u.; Illustrationen: Stephen J. Swierczyna (Esjottes): 68–75

ELTERN – DAS UNENTRINNBAR ERBE?
Bernd Nörig: 76/77, 79, 81, 83, 84; Ute Karin Seggelke: 78, 80, 82, 85

STREITEN NACH ALLEN REGELN DER KUNST
Illustrationen: Martin Haake: 86–94; Marion Rollin: 95 o.; Olaf Hajek: 95 u.

ALLEINERZIEHENDE: OHNE NETZ UND DOPPELTEN BODEN
Enno Kapitza/Agentur Focus: 98–105

EINZIGARTIG NORMAL
Gerhard Westrich/Laif: 106–115

STREITGESPRÄCH: KÖNNEN SCHEIDUNGSKINDER GLÜCKLICH WERDEN?
Stefan Volk: 116–121

DIE ETWAS ANDERE HEIRAT
Mark Peterson/Redux Pictures/
AWP: 126–129, außer David Butow/
Redux Pictures/AWP: 126 m. u.;
DPA/picture-alliance/Frank May: 130

DAS PARADOXE DES SCHÖNEN SCHEINS
Samuel Zuder/Bilderberg: 138/
139; Mark Gilbert/Getty Images: 140;
M. Moellenberg/Zefa: 141 o.; Anke Sparmann: 141 u.

DAS GEHEIMNIS LANGER EHEN
Walter Schels: 142–151 außer
Anne Neumann/Laif: 151 o.

»KENNEN WIR UNS NICHT?«
Lauren Greenfield/VII: 152/153; Ullstein-Bild: 154 l.; Alex Majoli/Magnum/
Agentur Focus: 154/155; Bettmann
Archive/Corbis: 156; Tom Wood/Galerie
Zander: 156/157; Robert Capa/
Magnum/Agentur Focus: 158; Daniel
Biskup/Laif: 159; Elliott Erwitt/
Magnum/Agentur Focus: 160; Andreas
Hub/Laif: 161; Süddeutscher Verlag

Bilderdienst: 162 o.; Martin Specht/
Agentur Focus: 162 u.

KOMPAKT
Strauss/Curtis/Corbis: 164 u.;
Peter Turnley/Corbis: 165; Brooklyn
Productions/Corbis: 166; Jose
Luis Pelaez, Inc./Corbis: 167; Luc
Beziat/Getty Images: 171; Claudio
Cricca: 172; Illustrationen: Andrea
Caprez: 170, 174

VORSCHAU
David McNew/Getty Images/E-lance
Media: 178; Reporters/Laif: 178 l. o.;
Picture-alliance/dpa/dpaweb: 178 l. m.;
Oliver Berg/Pool/Reuters/Corbis:
178 l. u.

KARTEN/GRAFIKEN
Günther Edelmann: 60; Franziska
Lorenz: 44–50, 166, 168; Florian Pöhl:
122–124, 175

Für unverlangt eingesandte
Manuskripte und Fotos übernehmen
Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2004, Verlag Gruner + Jahr,
Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil der Auflage liegen Prospekte
für Spektrum der Wissenschaft, Zeit,
Verlag für die deutsche Wirtschaft, GEO
WISSEN und GEO bei.



Es gibt Verbindungen, die lassen sich nicht verbessern: die Homöopathie und die Deutsche Homöopathie-Union

Die Homöopathie und die Deutsche Homöopathie-Union verbindet eine über 130-jährige Tradition in der Herstellung homöopathischer Arzneimittel. Das ist kontinuierlich gewachsene Kompetenz, Qualität und Erfahrung. Wenn Sie Ihre Gesundheit in die eigenen Hände nehmen wollen, vertrauen Sie auf Homöopathie Original DHU. Von Anfang an. Nur in Apotheken erhältlich.

Deutsche Homöopathie-Union, DHU-Arzneimittel GmbH & Co. KG, Ottostraße 24, 76227 Karlsruhe, www.dhu.de



Ein Name
steht für
Homöopathie

GEO WISSEN VORSCHAU



Die Erbinformation eines Menschen (oben). Was, wenn sie in falsche Hände gerät? Zu Unterhaltungszwecken fotografierte Folter. Die Siegerpose eines Angeklagten. Ist das Gefühl für Recht und Unrecht abhanden gekommen?



WAS DARF DER MENSCH? SÜNDE UND MORAL

Ist es noch Bildungsangebot oder schon moralische Entgleisung, wenn eine Ausstellung einen präparierten Menschen präsentiert, der seine eigene Haut zu Markte trägt? Haben wir vor nichts mehr Respekt? Sind Anstand und Moral Werte von gestern? Sind Rücksichtslosigkeit und Tabubruch die Gewinnermodelle? Viele fragen sich das. Die Moral berührt unser Innerstes. An moralischen Konflikten können Menschen zerbrechen oder über sich hinauswachsen. Die einen

sagen, ohne Greizüberschreitung, ohne Regelverletzung sei jeder Fortschritt unmöglich; andere warnen, viele Entwicklungen seien uns längst aus der Hand gegliitten. Im wissenschaftlich-technischen Zeitalter scheint es zunehmend schwieriger zu werden, Gut und Böse klar zu unterscheiden. GEO WISSEN erkundet, vor welchen Problemen nicht nur die Ethikforscher, sondern wir alle stehen, wenn wir den Lauf der Dinge nicht sich selbst überlassen wollen

Die zuletzt erschienenen Hefte der GEO-WISSEN-Reihe sind im ausgewählten Zeitschriftenhandel oder beim Verlag erhältlich: Tel. 040/37 03 40 41; abo-service@guj.de



GEO

WISSEN

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon 040/37 03-0, Telefax 040/37 03 56 48, Telex 21 95 20. Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR

Peter-Matthias Gaede

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR

Michael Schaper

GESCHAFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Claus Peter Simon (Text), Ruth Eichhorn (Fotografie), Jutta Krüger (Art Direction)

CHEF VOM DIENST

Peter Bier

TEXTREDAKTION

Claus Peter Simon

ART DIRECTOR

Andreas Knoche

BILDREDAKTION

Venita Kaleps

DOKUMENTATION

Jörg Melander, freie Mitarbeit: Kirsten Milhahn

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Michael Berger, Prof. Dr. Hans Bertram, Andrea Diefenbach, Torsten Engelhardt, Christian Jungblut, Ras Kast, Martina Keller, Mark Kuntz, Nienke van Olst, Ursula Ott, Susanne Paulsen, Jochen Paulus, Dr. Catarina Pietschmann, Ines Possemeyer, Martin Richter, Dr. Marion Rollin, Anke Sparmann, Christian Staas, Christian Tröster, Hanne Tügel

INFO-GRAFIKEN

Franziska Lorenz, Florian Pöhl

REDAKTIONSSISTENZ

Angelika Fuchs

SCHLUSSREDAKTION:

Jürgen Brüggemann, Assistenz: Hannelore Koehl

HONORARE/SPESEN:

Angelika Györfy

BILDARCHIV:

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Möller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK:

Nadja Masri (Leitung), Brigitte Barkley, Wilma Simon, Anuschka Tomat (Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-55 14, Tel. 001-212-499-81 00, Fax 001-212-499-81 05, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG:

Dr. Gerd Brüne, Ove Saffé

ANZEIGENLEITUNG:

Anke Wiegell

VERTRIEBSLEITER:

Markus Böhler

MARKETINGLEITER:

Florian Wagner

HERSTELLER:

Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG:

Anzeigenverkauf: Thorsten Treppe, Tel. 040/37 03 29 32, Fax 040/37 03 57 73; Anzeigendisposition:

Wolfgang Rüders, Tel. 040/37 03 38 24, Fax 040/37 03 57 73.

Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. Januar 2004.

Der Export der Zeitschrift GEO WISSEN und deren Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages statthaft. GEO WISSEN darf nur mit Genehmigung des Verlages in Leserkreisen geführt werden.

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00.

Heft-Preis 8,- € ISBN-Nr. 3-570-19469-8

© 2004 Gruner + Jahr, Hamburg

ISSN-Nr. 0933-9736

Druck: Gruner+Jahr AG & Co KG

Druck- und Verlagshaus, Itzehoe/Holstein



GEO-WISSEN-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Heftpreis im Abonnement: 6,90 €

BESTELLUNGEN

Gruner + Jahr AG & Co KG

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 018 05 / 861 80 03

[12 Cent/Min.]

Telefax: 018 05 / 861 80 02

[12 Cent/Min.]

E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Kundenservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 08 20 / 00 10 85

Telefax: 08 20 / 00 10 86

E-Mail: geo-wissen@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Kundenservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 0041-41/3 29 22 20

Telefax: 0041-41/3 29 22 04

E-Mail: geo-wissen@leser-service.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 0041-41/3 29 22 20, Telefax: 0041-41/3 29 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLDRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHÜBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 018 05 / 06 20 00

[12 Cent/Min.]

Telefax: 018 05 / 08 20 00

[12 Cent/Min.]

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002,

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

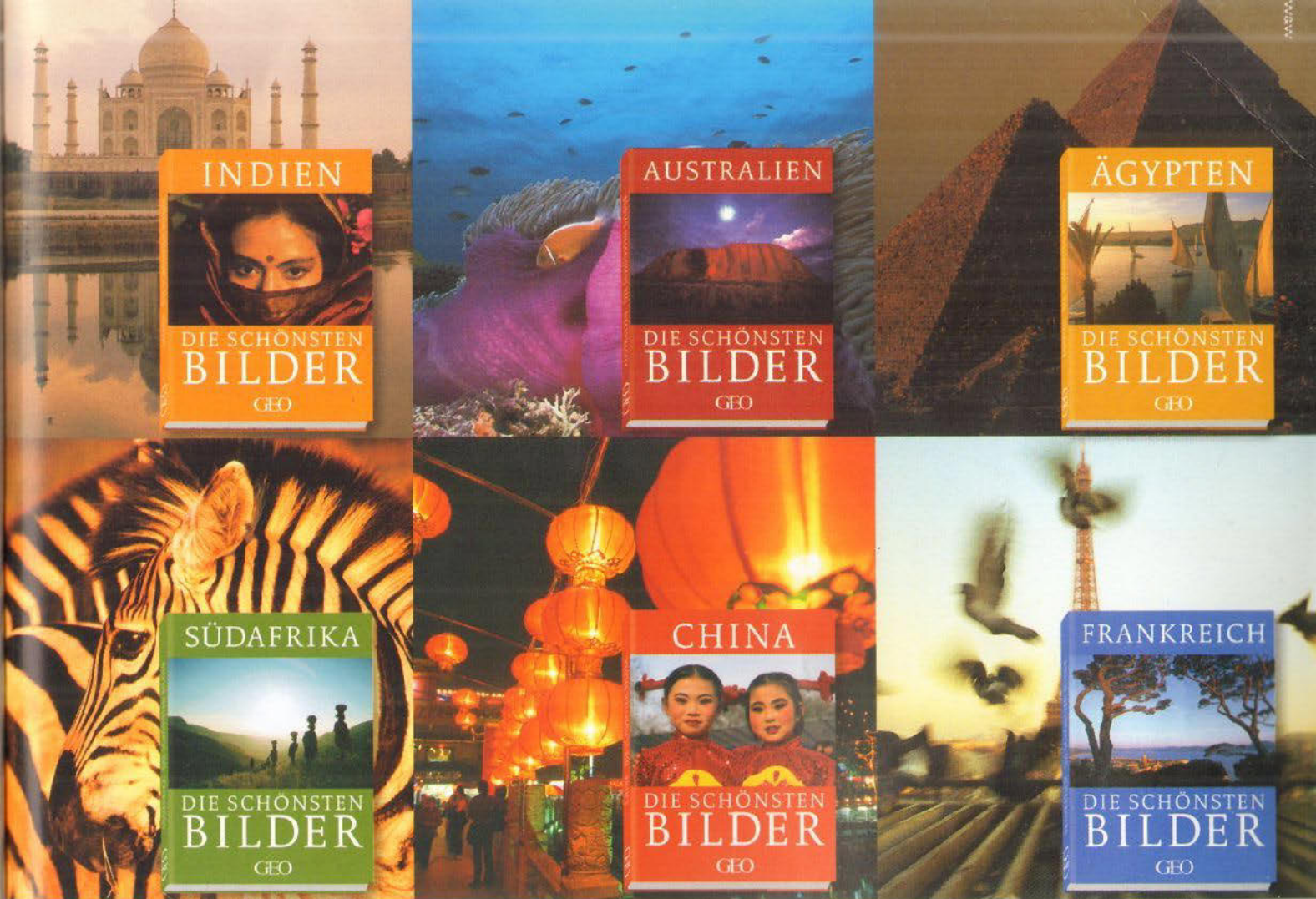
Postfach 5000,

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 / 08 20 00

E-Mail: service@guj.com



Jedes Bild eine Reise wert.

► Einfach per Internet bestellen oder per Tel.* 0180 - 506 20 00 ► Ihr Vorteil: 14 Tage Rückgaberecht

* 12 Cent / Min. in Deutschland / Mo.-Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-18 Uhr

Indien – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 62 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 114000

Australien – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 65 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 113900

Ägypten – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 64 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 114100

Die schönsten Bilder

Die neue Reihe preiswerter Bildbände versteht sich als Angebot an all jene, die die schönsten Seiten eines Landes in großartigen, doppelseitigen Fotografien genießen wollen. Die einheitlich gestaltete Edition soll so zu einem Sammelwerk der landschaftlich attraktivsten Länder und Regionen der Welt ausgebaut werden.

Südafrika – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 65 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 114400

China – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 63 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 114200

Frankreich – Die schönsten Bilder

Format: 22,8 x 30,4 cm
128 Seiten, 65 Farbfotos
Preis: € 19,90 /
€ [A] 20,50 / sFr 33,60
Best.-Nr.: G 114300



Mehr Bücher im Internet

geo-webshop.de

DAS BESTE VON GEO

wir sehen Himmelsstürmer.

Kinder träumen vom Fliegen, wollen hoch hinaus.
Ihre Träume sind ihr Potenzial. Und mit den
richtigen Werkzeugen sowie etwas Rückenwind wird
mehr daraus als ein Luftschloss: ihr Lebenswerk.

Diese unzähligen Möglichkeiten inspirieren
uns, Software zu entwickeln, die jeden beflügelt.
www.microsoft.com/germany/potenzial

Ihr Potenzial. Unser Antrieb.

Microsoft